Kursbuch

10

1967

Dossier:
Chlebnikov und andere
Velemir Chlebnikov
John Barth
Giorgio Manganelli
Ror Wolf
Hans Magnus Enzensberger
Günter Herburger
Jürgen Becker
Klaus Roehler
Uwe Johnson

Suhrkamp Verlag

Kursbuch 10 Oktober 1967

Dossier: Chlebnikov und andere 1
Velimir Chlebnikov, Gedichte 27
John Barth, Reise durch das Nachtmeer 48
Giorgio Manganelli, Diskurs über die Schwierigkeit, mit den Toten zu verkehren 58
Christian Enzensberger, Größerer Versuch über den Schmutz 1 87
Ror Wolf, Pilzer und Pelzer 106
Chris Bezzel, straßen und häuser 138
Hans Magnus Enzensberger, Fünf verschiedene Gedichte 140
Günter Herburger, Dogmatisches über Gedichte 150
Günter Herburger, soso Vietnam aha 162
Jürgen Becker, Momente. Ränder. Erzähltes. Zitate 164
Klaus Roehler, Die Leibwächter oder Der Präsident kommt 178
Uwe Johnson, Ein Brief aus New York 189
Fred Schönitz, avantgardistisches traktat 193
Anmerkungen der Redaktion 195
Index Kursbuch 1–10 196

Goethe Institut e.V. Bibliothek
Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 8. Abonnements sind mit Monatsfrist zum Jahresende kündbar. Anschrift der Redaktion und des Verlages: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, Grüneburgweg 69, Postfach 2446, Telefon 720881, Fernschreiber 413972. Postscheckkonto Frankfurt/Main 115761, Bankkonto Deutsche Bank Frankfurt/Main 95/7100. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Alle Briefe sind an ihre Frankfurter Adresse zu richten. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger. Redaktion: Karl Markus Michel. Copyright © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1967. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Umschlagentwurf Willy Fleckhaus. Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Dossier:
Chlebnikov und andere

Und die Kunst? Es kann im ersten Augenblick scheinen, als erlebte sie unter der Diktatur des Proletariats einen gewaltigen Aufschwung. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die neue Ordnung dem schaffenden Künstler eine Menge neuer, bisher kaum geahnter Wirkungsmöglichkeiten bietet. Die Leute, die sich heute in Rußland in die Theater und Gemäldegalerien drängen, die ihnen bisher verschlossen waren, kommen schließlich doch nicht alle nur des Gaffens oder gar des Plünderns wegen her. In unzähligen von ihnen lebt ein echter, ehrlicher Trieb nach dem Schönen und ein noch unverbildetes, naives ästhetisches Empfinden. Aber die Art und Weise, wie nun alle Kunst einfach über das Volk ausgeschüttet wird, das »chaotische Gemisch von Talent und Kitsch«, macht alle guten Absichten des Herrn Lunačarskij wieder zunichte. Die Masse wird durch das bunte Durcheinander nur verwirrt.
Vor allem ist aber in dem freien Arbeiterstaat die Kunst so unfrei, wie sie es kaum je gewesen ist. Der Staat gibt den Künstlern genug zu tun, aber er läßt nur die Kunst gelten, die seinen Zwecken dient. Und da alles »sozialisiert« ist, so ist der Künstler, der seine eigenen Wege gehen möchte, weit mehr dem Schicksal ausgesetzt, Hungers zu sterben, als das unter dem alten Regime der Fall war, das ja für die freie Kunst auch nicht eben viel übrig hatte.
Arthur Luther, 1919, *Ein Jahr Bolschewismus.*

Futurismus – das Ende jeder Kunst. Die Lyrik hat auch in der russischen Neuzeit die wichtige Stellung behalten, die sie in der russischen Literatur immer innehatte. Schon einige Jahre vor dem Kriege machten sich in ihr futuristische Strömungen bemerkbar; und unter den Futuristen gab es einen nicht unbedeutenden Lyriker – Igor Severjanin, der [...] sehr

musikalische und verhältnismäßig zahme Verse schrieb; das »Futuristische« an ihnen waren nur die gleichfalls recht zahmen und allgemein verständlichen Neubildungen von Worten, die aber, nicht im Geiste der russischen Sprache gebildet, durchaus nicht lebensfähig sind und eine Verunreinigung, doch keine Vervollkommnung der Sprache bedeuten. Andere schrieben Gedichte, die aus sinnlosen Worten, Silben und sogar Buchstaben bestanden und mit Kunst auch nicht das geringste zu tun haben. Merežkovskij hatte schon damals im Futurismus eine Gefahr oder vielmehr die Symptome einer nahenden Katastrophe erblickt. Und als diese Katastrophe hereinbrach, gelangten die Futuristen, von den maßgebenden bolschewistischen Machthabern unterstützt, für einige Zeit zur unumschränkten Herrschaft. [...] Ihre Dichtung bedeutet formal und inhaltlich das Ende jeder Kunst. Alle Gesetze der Metrik sind selbstverständlich abgeschafft. Von einem Rhythmus, selbst von einem freien, ist nicht mehr die Rede. Das Vokabular ist der Straße und selbst Abortinschriften entnommen (wie sich diese Dichter selbst rühmen). Der Inhalt ist Blasphemie. Ströme stinkender Jauche ergießen sich nicht nur gegen die politischen Gegner des Sowjetstaates, nicht nur gegen die Spießer und Popen, sondern auch gegen den Heiland und seine Mutter. Puškin und Raffael werden an die Mauer gestellt und füsiliert. Alle Versuche, die futuristische Dichtung den Untertanen der Sowjetregierung als die einzig würdige gewaltsam aufzudrängen, erwiesen sich als ebenso erfolglos wie manche anderen bolschewistischen Experimente. Die proletarischen Massen, denen diese Kunstart eingeimpft werden sollte, wehrten sich gegen sie als die ersten und verlangten nach verdaulicherer Kost.
Alexander Eliasberg, 1923, *Russische Literaturgeschichte in Einzelporträts.*

Revolution und Kunst. Für den proletarischen revolutionären Staat, für die Sowjetmacht steht die Frage der Beziehung zur Kunst so: Kann die Revolution der Kunst etwas geben und kann die Kunst der Revolution etwas geben?
Selbstverständlich hat der Staat nicht die Absicht, den Künstlern revolutionäre Ideen und Geschmacksrichtungen aufzunötigen. Aus solcher Aufnötigung können lediglich Falsifikate revolutionärer Kunst hervorgehen, denn die erste Eigenschaft echter Kunst ist die Aufrichtigkeit des Künstlers. Doch außer Nötigungsformen gibt es andere: Überzeugung, Förde-

rung, Heranbildung neuer Künstler. Alle diese Maßnahmen sollen denn auch zur Arbeit für die revolutionäre Inspiration der Kunst getroffen werden.
Anatolij Lunačarskij, 1920, *Revolution und Kunst.*

Revolutionäre Kunst? Es ist schwer zu sagen, was »revolutionäre« Kunst eigentlich ist. Von einzelnen Liedern abgesehen, hat die französische Revolution nichts Großes zu ihrer bleibenden Verherrlichung geschaffen. Augenscheinlich ist es in Zeiten des gewaltsamen Umsturzes ebenso schwierig, etwas literarisch Schöpferisches hervorzubringen, wie im Laufen eine Rede zu halten. Nach der russischen Revolution haben eine ganze Reihe literarischer Gruppen den Anspruch erhoben, »revolutionär« zu heißen. Dichter vom Typus Majakovskijs behaupten, revolutionär zu sein auf Grund einer von ihnen geschaffenen revolutionären Form. Da die literarische Jugend gewöhnlich auch politisch oppositionell ist und die Kunst an sich fast immer in der Opposition steht, kann Majakovskij sich rühmen, daß der Inhalt seiner Arbeiten schon vor der Revolution »revolutionär« war.
Viktor Šklovskij, 1923, *Die Serapionsbrüder.*

Cui bono? Verlaine hat einmal geschrieben: »Nimm die Rhetorik und reiß ihr den Kopf ab.« Mit Vergnügen würde ich die Virtuosität nehmen und ihr den Kopf abreißen. Besser wäre es, diese Art Meisterschaft würde bei uns an Interesse einbüßen oder gar für eine gewisse Zeit vergessen werden. [...]
Ich weiß sehr gut, welcher Einwand dagegen erhoben werden kann: Gedichte brauchen doch nicht »verstanden« zu werden. Da muß bekanntlich *l'indécis à précis* eingeschlossen werden, da ist »de la musique avant toute chose« notwendig. Tatsächlich kam aus Mallarmés und zum Teil auch Verlaines leichter Feder sowie von uns, ihren Nachahmern und dem höchst originellen Chlebnikov, eine Poesie, die sogar stolz darauf ist, daß das Wort nahezu seinen Charakter verloren und sich in einen Lautwert oder Klang verwandelt hat, der nur entfernt mit gewissen Assoziationen verbunden ist.
Aber ich traue mir zu, die Dichter davon zu überzeugen, daß wir gegen-

wärtig eine solche Poesie in keiner Weise brauchen können, daß sie jetzt für diese Poesie keinen Leser finden und daß sie sich nur gegenseitig vorlesen werden, und fertig. Man wird sogar bald aufhören, sie zu veröffentlichen, und niemandem mehr vorwerfen, daß sich solche Bücher haufenweise in den Magazinen stapeln. In der ersten Zeit stürzte sich die neue Studentenschaft und die neue Intelligenz auf die alte und neue Poesie. Gleichzeitig aber begannen sie zu begreifen, daß es sich hier nicht um ein Weizenkorn, nicht einmal um eine Perle handelt, sondern allenfalls um eine Glasperle. Und von den Negern kann man noch für Glasperlen Gold und Elfenbein erstehen. Unser neuer Leser ist, wenn auch ungebildet, so doch kein Aschanti, mit Glasperlen legt ihn keiner rein.
Ohne Umschweife kann man sagen: Je mehr solcher Virtuosität und je weniger Poesie, das heißt Werke mit neuen Charakteren, neuen Gefühlen und neuen Ideen, die uns umgeben und bis jetzt von uns nicht gestaltet worden sind, umso schlimmer für den Dichter.
Anatolij Lunačarskij, 1925, *Über unsere Poesie.*

Proletarische Kultur. Es konnten lesen und schreiben:

	von 1000 Männern		von 1000 Frauen	
	1887	1920	1897	1920
1. im Europäischen Rußland	326	422	136	255
2. im Nordkaukasus	241	357	56	215
3. in Sibirien (West)	170	307	46	134

Während wir über proletarische Kultur und über ihr Verhältnis zur bürgerlichen Kultur geschwätzt haben, bieten uns die Tatsachen Zahlen dar, die zeigen, daß es bei uns sogar um die bürgerliche Kultur sehr schwach bestellt ist. Es hat sich, wie ja auch zu erwarten war, herausgestellt, daß wir noch sehr weit von der allgemeinen Schulbildung entfernt sind und daß sogar unser Fortschritt im Vergleich zu den zaristischen Zeiten (1897) sehr langsam ist. Das ist eine strenge Warnung und ein ernster Vorwurf an die Adresse derjenigen, die in Träumereien von der »proletarischen Kultur« geschwelgt haben und bis jetzt schwelgen. Das zeigt, wieviel dringende Kleinarbeit wir noch zu leisten haben, um das Niveau eines gewöhnlichen zivilisierten westeuropäischen Staates zu erreichen. Das zeigt

ferner, welche Unmenge von Arbeit uns jetzt bevorsteht, damit wir auf dem Boden unserer proletarischen Errungenschaften tatsächlich ein einigermaßen hohes Kulturniveau erreichen.
V. I. Lenin, 1923, Zur Statistik *Elementarbildung in Rußland*, Moskau 1922.

Die russische Poesie erlebte im ersten Jahrhundertviertel zweimal eine scharf ausgeprägte »Sturm-und-Drang-Zeit«. Das eine Mal den Symbolismus, das andere Mal den Futurismus. Beide Strömungen strebten danach, auf dem Wellenkamm zu erstarren, und dabei erlitten sie einen Mißerfolg, da die Geschichte, neue Wellenkämme erzeugend, ihnen zu bestimmter Zeit herrisch befahl, zu verschwinden und in den Schoß des gemeinsamen Mutterelements von Sprache und Poesie zurückzukehren. Jedoch ist der poetische Aufstieg des Symbolismus und des Futurismus, die einander historisch ergänzen, von unterschiedlicher Wesensart. Der »Sturm und Drang« des Symbolismus muß als ungestüme und leidenschaftliche Teilnahme der russischen Literatur an der europäischen und Weltliteratur betrachtet werden. So hatte dieses stürmische Phänomen äußerlich einen kulturellen Sinn. Der frühe russische Symbolismus kam wie ein heftiger Zugwind aus dem Westen. Der russsiche Futurismus steht eher der Romantik nahe – mit allen Besonderheiten der nationalen dichterischen Wiedererweckung, wobei ihn wiederum die Erforschung der nationalen Sprachschätze und der tiefverwurzelten poetischen Tradition mit der Romantik zusammenbringt, im Gegensatz zum ausländischen russischen Symbolismus, dem ehemaligen »Kulturträger«, der die poetische Kultur von einem Gebiet aufs andere übertrug. Entsprechend diesem Wesensunterschied war der Symbolismus Vorbild für äußere, der Futurismus für innere Bestrebungen. Der Kern des Symbolismus war die Vorliebe für große Themen – kosmischen und metaphysischen Charakters. Im Reich des frühen russischen Symbolismus regieren große Themen und Begriffe »in Großbuchstaben«, direkt entlehnt von Baudelaire, Edgar Poe, Mallarmé, Swinburne, Shelley und anderen. Der Futurismus widmete sich vor allem dem dichterischen Kunstgriff und untersuchte nicht das Thema, sondern die Gestaltung, das Innere, Urwüchsige der Sprache. Bei den Symbolisten wurde das Thema wie ein Schild vor die Gestaltungsmethode gestellt. Ausgesprochen klar sind die Themen Brjusovs, Bal'monts und

anderer. Bei den Futuristen läßt sich das Thema schwer von der künstlerischen Methode trennen, und ein ungeübtes Auge sieht selbst in Chlebnikovs Werken nur den reinen Kunstgriff oder das bloße Transmentale. [...]
Blok ist eine vielschichtige Erscheinung des literarischen Eklektizismus, – ein Sammler der russischen Versliteratur, die im historisch desinteressierten 19. Jahrhundert ungeordnet und verstreut war. Die Bedeutung von Bloks großer Sammelarbeit ist seinen Zeitgenossen noch unklar und wird nur instinktiv als fruchtbare Anstrengung empfunden. Seine Sammlernatur, sein Streben nach vollständiger Erfassung von Vers und Sprache, erinnert an den staatspolitischen Spürsinn historischer Persönlichkeiten Moskaus. Das ist eine gebieterische und strenge Absage an jeglichen Provinzialismus: alles für Moskau, das heißt in diesem Fall für die historisch gewachsene Poesie und traditionsverbundene Sprache des Staatsmannes. Der Futurismus besteht ganz aus Provinzialismen, kleinstaaterischer Gewalttätigkeit, folkloristischer und ethnographischer Zerstrittenheit. Lesen Sie mal nach bei Blok! Seine Arbeit überschneidet sich mit der Poesiegeschichte und dient als Beweis dafür, daß der Staat der Sprache sein eigenes Leben führt.
Der Futurismus mußte seine Schärfe nicht so sehr gegen die papierene Standhaftigkeit des Symbolismus richten als gegen den aktiven und in der Tat gefährlichen Blok. Und wenn er das nicht tat, dann nur dank der inneren, für ihn charakteristischen Pietät und literarischen Anständigkeit.
Der Futurismus stellte Blok Chlebnikov gegenüber. Was haben sie sich zu sagen? Ihr Ringen dauert noch bis in unsere Tage an, obgleich weder der eine noch der andere mehr unter den Lebenden weilt.
Osip Mandel'štam, 1923, *Sturm und Drang.*

Velimir (Viktor) Chlebnikov. Geboren am 28. Oktober 1885 in Tundutovo (Gouv. Astrachan), Sohn eines Naturwissenschaftlers und Ornithologen, studierte Naturwissenschaften, bevor er 1908 nach Petersburg ging; erste Chlebnikov-Gedichte um 1910. 1916 Einberufung, März 1917 wieder in Petrograd. Im Frühling 1918 Fahrt die Volga entlang, Kaukasus. Rückkehr Juli 1921. Dezember 1921 Moskau. Am 28. Juni 1922:

»Chlebnikov starb in äußerster Armut . . .« *Dmitrij S. Mirskij*
»Er starb einsam und in Not.« *Gleb Struve*
». . . stirbt in äußerster Armut.« *Vsevolod Setschkareff*
». . . er starb in Einsamkeit und Not.« *Dmitrij Tschižewskij*
». . . und starb buchstäblich an den Folgen ewigen Hungers in einem weltfernen Dorf.« *Johannes v. Guenther*

Starb mit sechsunddreißig . . . Chlebnikovs Biographie, die Biographie eines Dichters außerhalb der Buch- und Zeitschriften-Literatur, eines auf seine Art glücklichen, auf seine Art unglücklichen, eines komplizierten, ironischen, eines menschenscheuen und geselligen Dichters endete furchtbar. Sie hängt mit seinem poetischen Gesicht zusammen.
Wie seltsam und verblüffend das Leben des Wanderers und Dichters, wie entsetzlich sein Tod auch war: die Biographie darf nicht die Poesie erdrücken. Man soll sich nicht des Menschen mittels seiner Biographie entledigen. In der russischen Literatur waren solche Fälle gar nicht selten. Venevitinov, ein komplizierter und interessanter Dichter, starb mit zweiundzwanzig Jahren; seither weiß man über ihn nur dieses eine ganz genau: daß er mit zweiundzwanzig starb.
Jurij Tynjanov, 1928, *Velimir Chlebnikov.*

Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack.

Den Lesern unser NEUES ERSTES UNERWARTETES.
Nur *wir sind das Gesicht unserer* ZEIT. Das Horn der Zeit dröhnt uns in der Wortkunst.
Das Vergangene ist eng. Die Akademie und Puškin sind unverständlicher als Hieroglyphen.
Puškin, Dostoevskij, Tolstoj usw. usw. sind vom DAMPFER der Gegenwart zu werfen.
Wer seine *erste* Liebe nicht vergißt, wird seine letzte nicht erkennen.
Wer wird denn leichtgläubig seine letzte LIEBE der parfümierten Unzucht eines Bal'mont zuwenden? Ist etwa darin das Abbild der mannhaften Seele des heutigen Tags?
Wer wird denn feigherzig sich einschüchtern lassen und papierne Panzer

aus dem schwarzen Frack des Kriegers Brjusov klauen? Oder sind auf ihnen etwa die Morgenröten ungekannter Schönheiten?
Wascht eure Hände, die den schmutzigen Schleim der Bücher berührt haben, die geschrieben worden sind von diesen zahllosen Leonid Andreevs.
All diese Maksim Gor'kijs, Kuprins, Bloks, Sologubs, Remizovs, Averčenkos, Čërnyjs, Kuzmins, Bunins usw. usw. brauchen nur noch eine Dača am Fluß. Solch eine Belohnung schenkt das Schicksal Schneidern.
Aus der Höhe der Wolkenkratzer blicken wir herab auf ihre Nichtigkeit! . . .
Wir *befehlen*, die *Rechte* der Dichter zu achten:
1. Auf die Erweiterung des Wortschatzes in *seinem* Umfang durch willkürliche und abgeleitete Wörter (Wort-Neuheiten).
2. Auf den unüberwindlichen Haß der ihnen bis heute eigenen Sprache.
3. Mit Entsetzen euch den aus Sauna-Birkenruten geflochtenen KRANZ des Groschenruhms vom stolzen Haupt zu reißen.
4. Auf der Scholle des Wortes »wir« inmitten eines Meers von Pfiffen und Entrüstung zu stehen.
Und wenn bis jetzt auch in unseren Zeilen noch die Schmutzflecken eures »gesunden Menschenverstandes« zurückgeblieben sein sollten, so bebt in ihnen dennoch schon *erstmals* das WETTERLEUCHTEN der NEUEN VORWÄRTSSCHREITENDEN SCHÖNHEIT des WORTES, das sich selbst Ziel ist.

D. Burljuk, A. Kručënych,
V. Majakovskij, Viktor Chlebnikov

Moskau, Dezember 1912

Richterteich

Wir haben als erste die neuen Prinzipien des Schaffens aufgestellt, uns klar in folgender Ordnung:
1. Wir haben aufgehört, auf Wortbau und Aussprache von Worten nach grammatischen Regeln zu schauen, wir haben begonnen, in den Buchstaben nur Wegweiser für Wörter zu sehen. Wir haben die Syntax untergraben.
2. Wir haben begonnen, den Worten Inhalt nach ihrer graphischen und phonetischen Charakteristik zu geben.

3. Wir haben die Rolle der Vorsilben und Suffixe erklärt.
4. Im Namen der persönlichen Freiheit sagen wir uns los von der Orthographie.
5. Wir charakterisieren Substantive nicht so sehr durch Adjektive (wie es im großen und ganzen bisher geschah), sondern auch durch andere Teile des Wortes, auch durch einzelne Buchstaben und Zahlen:
a) zu einem untrennbaren Teil des Werks rechnen wir seine Ausbesserungen und die Vignetten der schöpferischen Erwartung.
b) in der Handschrift erkennen wir eine Komponente des poetischen Impulses.
c) in Moskau ist darum von uns das Buch *Selbstschriften* veröffentlicht worden.
6. Wir haben die Interpunktion vernichtet, wodurch die Rolle der literarischen Masse erstmals hervorgehoben und begriffen ist.
7. Vokale verstehen wir als Zeit und Raum, Konsonanten als Farbe, Laut, Duft.
8. Wir haben die Rhythmen zerstört. Chlebnikov hat das Metrum des lebendigen gesprochenen Wortes hervorgehoben. Wir haben aufgehört, das Metrum im Lehrbuch zu suchen. Jede Bewegung gebiert dem Dichter einen neuen freien Rhythmus.
9. Der Anfangsreim (David Burljuk), der Binnenreim, der umgekehrte Reim (Majakovskij) sind von uns erarbeitet worden.
10. Ein reicher Wortschatz ist die Rechtfertigung des Dichters.
11. Wir halten das Wort für einen Schöpfer von Mythen, das Wort gebiert, sterbend, den Mythos, und umgekehrt.
12. Wir sind in der Macht neuer Themen: Unnötigkeit, Unsinn, das Geheimnis der eigenen Nichtigkeit haben wir besungen.
13. Wir verachten den Ruhm; uns sind Sinne bekannt, die bis zu uns noch nicht gelebt haben.
Wir sind die neuen Menschen des neuen Lebens.

David Burljuk, Elena Guro, Nikolaj Burljuk,
Vladimir Majakovskij, Ekaterina Nizen,
Viktor Chlebnikov, Benedikt Lifšic, A. Kručënych.

1913

Aufgabe des Schriftstellers ist, für den einen oder anderen Ideenzyklus den prägnantesten literarischen Ausdruck zu finden. Der Inhalt ist gleichgültig, aber so wie die Notwendigkeit des neuen Ausdrucks sich in jedem Zeitabschnitt besonders verhält, so müssen auch die Beispiele, Sujet genannt, die die literarischen Kombinationen illustrieren, der Zeit entsprechen.
Klarer.
Nehmen Sie das Aufgabenbuch Evtuševskijs zur Hand und lesen Sie auf der ersten Seite: man gibt einem Jungen fünf Birnen, einem anderen zwei, undsoweiter. Natürlich, Sie denken auch nicht eine Sekunde lang daran, daß den grauhaarigen Mathematiker die schreckliche Ungerechtigkeit interessiert haben könnte, die dem zweiten Jungen widerfuhr. Nein, er nahm die Birnen nur als Material, um seine arithmetische Idee vorzuführen. Genau so gibt es für den Schriftsteller kein Ziel außerhalb ganz bestimmter Gesetze des Wortes. [. . .]
Erstens. Die Veränderung der Beziehung des Wortes zum Gegenstand; vom Wort als Ziffer, als genauer Bezeichnung des Gegenstands zum Wort als Symbol, zum Wort als Selbstzweck.
Zweitens. Veränderung der Wechselbeziehungen zwischen den Worten. Das beschleunigte Tempo des Lebens lenkte den Weg von der Hauptperiode ab zur zerzausten Syntax.
Drittens. Veränderung der Beziehung zum Wort. Vergrößerung des Wortschatzes durch neue Wörter.
Das sind die allgemeinen Ausgangspunkte, einzig von denen aus man sich einem Schriftsteller kritisch nähern darf.
Vladimir Majakovskij, 1914, *Zwei Čechovs.*

Digression: »Die Wissenschaft wünschte, konkret zu werden«. Wir nahmen den Kampf mit den Symbolisten auf, um ihnen die Poetik zu entwinden, die wir aus der Verkettung mit den subjektivistischen ästhetischen und philosophischen Theorien befreien und auf den Weg der wissenschaftlichen Tatsachenforschung zurückführen wollten. [. . .] Der zu gleicher Zeit ausbrechende Aufstand der Futuristen (Chlebnikov, Kručënych, Majakovskij) gegen das poetische System des Symbolismus gab den Formalisten Rückhalt, indem er ihrem Kampf einen deutlichen Zeitbezug verlieh.
Die wichtigste Parole, die die ursprüngliche Gruppe der Formalisten ver-

einigte, forderte die Befreiung des poetischen Wortes aus den Fesseln philosophischer und religiöser Tendenzen, wie sie – je länger, desto mehr – den Symbolismus beherrschten. Die Spaltung innerhalb der Theoretiker des Symbolismus (1910–11) und das Auftreten der Akmeisten bereiteten den Boden für die entscheidende Revolte. Kompromisse mußten ausgeräumt werden. Die Geschichte verlangte von uns eine unverwässerte revolutionäre Antwort: kategorische Thesen, schonungslose Ironie und den unerschrockenen Verzicht auf Anpassung. Wir waren entschlossen, den subjektivistischen ästhetischen Grundsätzen der Symbolisten eine objektive wissenschaftliche Einstellung zu den Fakten gegenüberzusetzen, [...] den philosophischen Voraussetzungen, den psychologischen und ästhetischen Mutmaßungen wurde aufgekündigt. Dieser Bruch mit der philosophischen Ästhetik und mit der ideologischen Interpretation der Kunst wurde von der Sache selbst diktiert. Es ging darum, den Fakten zu ihrem Recht zu verhelfen; also, unter Verzicht auf nur allgemeine Systeme und Fragen, dort anzusetzen, wo die Tatsachen evident werden.
Boris Ejchenbaum, 1925, *Die Theorie der formalen Methode.*

Ein Kunstwerk bedeutet: Kunst des Wortes. Daraus ergibt sich von selbst die Vertreibung der Tendenz, der »Literatur« jeder Art aus dem Kunstwerk. [...] Gedanke und Wort kommen nicht nach dem Erlebnis der Inspiration, darum ist der Künstler frei, sich nicht nur mit der allgemeinen Sprache auszudrücken (der Sprache der Verständigung), sondern auch mit der persönlichen (der des Schöpfers als Individuum), mit der metalogischen Sprache. Die allgemeine Sprache bindet, die freie erlaubt dem Dichter, sich vollständiger auszudrücken. Die Worte sterben ab, die Welt ist ewig jung. Der Künstler hat die Welt aufs neue erblickt und, wie Adam, allem neue Namen gegeben. Die Lilie ist wunderschön, aber das Wort ›Lilie‹, das abgegriffene und vergewaltigte Wort ›Lilie‹ ist ausdruckslos. Darum nenne ich die Lilie »ёui«, und die ursprüngliche Schönheit ist wiederhergestellt. Der Vers gibt unbewußt Reihen von Vokalen und Konsonanten, diese Reihen sind unantastbar. Es ist besser, die Worte durch etwas anderes zu ersetzen, etwas Näheres, nicht dem Gedanken, sondern dem Klang nach.
Aleksej Kručënych und Velimir Chlebnikov, 1913, *Das Wort als solches.*

Velimir Chlebnikov – Bob-ė-obi

Bob-ė-obi sangen die Lippen
Vė-ė-omi sangen die Blicke
Pi-ė-ė-o sangen die Brauen
Li-ė-ė-ėj sang das Gesicht.
Gzi-gzi-gzėo sang die Kette,
so lebte auf der Leinwand irgendwelcher Entsprechungen
außerhalb der Umrisse das GESICHT.

Aleksej Kručënych – Dyr bul ščyl

Dyr bul ščyl
ubeščur
skum
vy so bu
r l zz

Erschrockenes Kleinbürgerlied

Zok zok zok
ju ju juk
qm pm
dr dr dr dr
u u u
kn kn lk m
ba! ba! ba!
. . . . . .
Das Vaterland verendet
vor Libellen
Linien zieht
die Lokomotive.

Nachtrag, deutsch – Hans Arp

te gri ro ro gri ti gloda sisi dül fejin iri
back back glü glodül ül irisi glü bü bü da da
ro ro gro dülhack bojin gri ti back
denn
berge mit eingebauten lärmapparaten
apportieren erzene schmetterlinge

irigri ro to gri gloda iridül gro bo gro
ro ro back ro ro back glodül dül irisi bojin
jin jin irisi sisi ro ro jin bü bü ro
denn
beeten eisiger monde
folgen lämmer in stählerner rüstung

gro bo gro gri gridül to te ti bü bü bo
to dül düljin sisi glo irisi ro ro gri sisi ti
back back bojin gloda sidül da da ro
denn
die sympathischen synthetischen menschen
sind halb so teuer als die landläufigen

glübübübü glübebi ro ro ti dülback irisi gli glo
gri ro ro gri gloda sisi dülback dülback
ti ti ti ti gro bo ti ti bojin bojin
denn dennoch sandte er uns gruß und kuß
aus fernen giftigen nestern

Jenseits der Poesie. Wenn Kručënych sagt, die bedeutungslosen Silben *Dyr, bul ščyl* enthielten mehr Poesie als alle von Puškin (oder etwas Gleichrangigem), ist das ein Mittelding zwischen philologischer Poetik und der Ungezogenheit schlechter Manieren. Nüchtern betrachtet mag Kručënychs Idee bedeuten, daß die Orchestrierung eines Verses im Stil von *Dyr, bul, ščyl* der Struktur der russischen Sprache und dem Wesen ihres Klanges mehr entspricht als die Puškins, die unbewußt von der

französischen Sprache beeinflußt ist. Ob dies korrekt ist oder nicht, es ist offenbar, daß *Dyr, bul, ščyl* kein poetischer Extrakt eines futuristischen Werkes ist, – auch wenn man da wirklich nichts zum Vergleich hat. Vielleicht ist es möglich, daß jemand Gedichte in diesem musikalischen und philologischen Stil schreiben wird, die größer als Puškins sein werden. Aber das bliebe abzuwarten. Chlebnikovs und Kručënychs Wort-Formen liegen jenseits der Poesie. Sie sind Philologie zweifelhaften Charakters, Poetik zum Teil, aber nicht Poesie. Es ist gar keine Frage, daß Sprache lebt und sich entwickelt, neue Worte aus sich heraus schöpft und antiquierte ausscheidet. Aber eine Sprache tut das äußerst vorsichtig und berechnend und dem strikten Bedarf entsprechend. Jede neue große Epoche gibt der Sprache einen Impuls. Die Sprache absorbiert schnell eine große Anzahl von Neologismen und ordnet sie dann wieder in ihrer Weise ein und scheidet alle diejenigen aus, die unnötig und fremd sind. Chlebnikovs oder Kručënychs, die zehn oder hundert neu abgeleitete Worte von bestehenden Wurzeln geschaffen haben, können ein gewisses philologisches Interesse beanspruchen; sie können in einem gewissen, wenn auch sehr bescheidenen Maße die Entwicklung der lebenden und sogar der poetischen Sprache erleichtern und eine Zeit ankündigen, in der die Evolution der Sprache bewußter gelenkt wird. Aber gerade diese Arbeit, deren Charakter für die Kunst subsidiär ist, liegt jenseits der Poesie.
Lev Trockij, 1924, *Literatur und Revolution.*

Chlebnikovs *transmental* genannte Sprachtheorie wurde rasch simplifiziert. Man beruhigte sich über der Erkenntnis, Chlebnikov hätte eine »sinnlose« Klangrede geschaffen. Das aber ist falsch. In seiner Theorie geht es ja gerade darum, daß sich der Schwerpunkt von den Fragen des Klanges auf die der Bedeutung verschiebt. Für Chlebnikov gibt es keinen Klang, auf den nicht die Bedeutung abgefärbt hätte, genausowenig wie eine Trennung von Metrum und Thema. Die zuvor als Klangimitation verwendete »Instrumentierung« wird in seinen Händen zu einem Mittel der Bedeutungsänderung, der Belebung der dem Wort längst nicht mehr geläufigen Verwandtschaft mit nahestehenden, der Entstehung einer neuen Verwandtschaft mit fremden Wörtern.
Jurij Tynjanov, 1928.

Заклятие смехом

О, рассмейтесь, смехачи!
О, засмейтесь, смехачи!
Что смеются смехами, что семянствуют смеяльно.
О, засмейтесь усмеяльно!
О, рассмешищ надсмеяльных — смех усмейных смехачей!
О, иссмейся рассмеяльно, смех надсмейных смеячей!
Смейево, смейево,
усмей, осмей, смешики, смешики,
смеюнчики, смеюнчики.
О, рассмейтесь, смехачи!
О, засмейтесь, смехачи!

1910

Beschwörung durch Lachen

Ihr Lacherer, schlagt die Lache an!
Ihr Lacherer, schlagt an die Lacherei!
Die ihr vor Lachen lacht und lachhaftig lachen macht,
schlagt lacherlich eure Lache auf!
Lachen verlachender Lachmacher! Ungeschlachtes Gelachter!
Lachen lacherlicher Lachler, lach und zerlach dich!
Gelach und Gelacher,
lach aus, lach ein, Lachelei, Lachelau,
Lacherich, Lacherach.
Ihr Lacherer, schlagt die Lache an!
Ihr Lacherer, schlagt an die Lacherei!

Deutsche Version von Hans Magnus Enzensberger

Das Gedicht Beschwörung durch Lachen *ist eine Variation über die Wurzel* smech *(lach-), die russisch zugleich auch soviel wie* Lachen, Gelächter *bedeutet. Mit Prä- und Suffixen bildet Chlebnikov hier in Analogie zu*

anderen, durchaus geläufigen Wörtern »unsinnige«, »unverständliche« Neologismen. Beispiel: smechač *(zu silač, Kraftmeier).*
Weiter geht Chlebnikov in seinem Text Ljubcho. *Hier wird die Wortwurzel* ljub- *(lieb) nicht nur durch Prä- und Suffixe erweitert; die Neologismen in diesem Text lassen sich auch auf andere Kunstgriffe zurückführen* Golub' *(Taube) wird zu* Goljub' *– die Substitution eines Vokals (u) durch einen anderen (ju) verfremdet ein bekanntes Wort.*
Ein Wort wie ljubog *erklärt sich durch Verschmelzung der Wurzel* ljub- *mit dem Wort* bog *(Gott);* ljubitva *ist ein Konglomerat aus* ljub- *und* bitva *(Schlacht).*
Eine Kombination beider Kunstgriffe ließe sich ein Neologismus des Typs ljubok *nennen: zusammengesetzt aus* ljub- *und* bok *(Seite, Flanke), oder abgewandelte* Baumrinde – lubok.

ЛЮБХО

Залюбясь влюбяюсь любима люблея в любисвах в любви любенеющих, любки, любкий, любрами олюбрясь нелюбрями залюбить, полюбить приполюбливать в любleниях любеж. Тринеоблюблютви любывать не любхые, любезные, любезные, любчика с любицей, любезного с любезной, любын, любынник боголюбовная лясть люб любезя. Призанелюб-любивать. Прионелюбливать любом любное любить. О люб, о любите неразлюбляемую олюбовь, любязи и не люби-долюбство, людо, любенный, любиз любиз, любенку, любеник, любичей в любят любицы, любенный любех и любен о любенек любун в любку, бубочное о любун. Любить любовью любязи любят безлюбиц. Любанной любим принезалюблен любынник любаной к любице, люблец солюбил с любецем любны любина любезбест любковая, любливая в люблюбух любской влюбчий олюбилзденнаю любимое безлюблюбля любой любельников любнел в любене, любые нелюби любязя. [...]
Принезалюбил любря любаны любило любаны залюбилось нелюбью к любиму, возлюбила к нелюбины, любицей любимоч, приулюбилась в залюбье любящий нелюбка в любачестве люлучий невзлюбчивость; в любиль любила любно не любиться приулюбливать до не залюбило до нелюби любицей любка не-

любязем любицы любязь любаков залюбила нелюбою в недовлюбь в недовлюбленную любошь в безлюбную люботу приулюбленную любима излюбленнейшего любенка любана.
Разлюбись в неразлюбиль улюбчиво любить любенка любица разлюбил неотлюбчиво любить — приолюбливать не любовую любвию, любирей не любящую любим любимый, олюбил нелюбок люблый — любивший. Любеж прилюбязи как прилюба онязанна от любвейших любви. Любьем любильем залюбован. Он любвейник, любвей. Любяжеские любавы и любравы любоев, в люблянсновозамобчий и любьей, любота «сирота» оседрота. Люб, «бой» разбой. Любезнавы Любезнавка, любо —русалиа любека любенкой смело — русские. Я любичь любимый. Любиной любель (отдельное выражение любви). Я любень невозлюбил любун любильялюбилья любви незлюбви любезным любильями о любил. Июбеж залюбил, залюбился в любви. Любок любачеств любящих любитель люблянствовать любя. Любязей любких, любдых, любилой любли, перелюбишь. Любия любри любрамю с люброю люблятяся любле с любовенным прилюбом, любязь любви любезной любьем в любитвах люблю; любровнил любнеющих в любравах, залюби о люби любок любизь о любинелые любезные безмобочные в любести любра любезной залюблое полюбить любеями, залюбить любочейнейшие любок улюбил, приулюбил, залюбить, приполюбливать. Любиканице, перелюбчивое. Позалюбчивать занелюбины, припоразлюбливать. Любик — любикалые нелюби любязя, нелюбок нелюбреть — нелюбить любицу любщей и любри любящую, возлюбил Голюбицу и голюбяшся голюбь и голюбица, оюбрям. В любок, залюбишь любячеств любня любильной. Любак, пролюбне. Любочеств любран любравнок любнеющий с приолюбинелом любилом, влебеть Любец с ягодшей любавы. Любну в любрве любравника любить. Нелюбенький, любучий, любовня — жаровня любить. Любею к о любе Любщина, влюбравы, влюбивинь прилюб. Любня люблая. Улюбил в любил любовь. Либина. В любачесповах и любочеснов любристая любезка олюбила предлюбная предлюбье. Любовенные: люненея залюб люби любежа любой в Незалюбливых в любежах. Любеть любичками и любрами любана и прилюбчика (Лель-бить ле-бить)

любель залюбила в не люил улюбчив колюбель государь-голубой (любой). Любтк в любви, любуд Любище — место любви, в его бляка в любри в люблен любяшей влюбьлия любечесновом залюбчивою. Любен (кого любят). О вод-любь (все что можно любить). Любяжосных любимов, о любись невлюбящийся.

Liebsch

Ich liebe es vor, Liebhold zu lieben, der liebige Liebden nach seinen Vorliebungen bei mir einliebte – die Erliebung blieb unverliebt, lieb meiner Beliebungen, liebliche Liebtracht zu liebfen. Die Liebsche Liebophie ist lieberlieb von Liebido und Liebtion, Liebjekt und Liebjekt, Lieben und Lieben. Liebbarkeit, die ich Liebhold zuliebe aufzulieben verliebte, erliebte sich als Lieber. Dem Liebikel liebliеblich zulîp liebten die Lieberalisten; liep liebelten sie, allieb bliebten sie lieberlich liebunge. (Liebe lieb Liebe – Lieliebe; lieb sein – liebsen.) Liebeshalb liebften Liebwigs, Liebls und Liebrichs unlieblich geliebt. Liebslieb liebte ich in liebster Liebe Liebe, um Liebchen Liebig zu belieben. Lieber Liebinnen lieben, mit Liebenschaft! . . . . . .

*Glockenläuten für den Verstand**

I	II	III	IV
GOUM	PROUM	DOUM	SUUM
OUM	PAUM	DAUM	IZUM
UUM	PRIUM	MIUM	NEUM
SOUM mich	VEUM	CHOUM	DVUUM
und die ich			
nicht kenne	ROUM	CHAUM	TREUM
MOUM	ZAUM	Schlagt	DEUM –
BOUM	VYUM	an die	BOM!
LAUM	VOUM	Glocke	
ČEUM-	BOUM	des Ver-	
BOM!	BYUM-BOM!	stands!	
	Glöckner, ich bins leid! . . .		

* um: Verstand.

*Das Lied vom L**

Als der Schiffe breites Gewicht
ausgegossen war auf die Brust
sagten wir: siehst du, der *Riemen*
am Halse des Treidlers.
Als der Steine Lauf rasend geworden,
wie ein *Blatt* ins Tal einfallend,
sagten wir: eine *Lawine.*
Als das Wellenplätschern das Walroß schlug,
sagten wir: das sind *Flossen.*
Als winters der Schnee
die nächtlichen Schritte des Jägers bewahrte,
sagten wir: das sind *Schneeschuhe.*
Wenn die Welle den Kahn streichelt
und die Last des Menschen trägt,
sagten wir: das ist ein *Kahn.*
Wenn der breite Huf
im Sumpf das *Elen* trägt
sagten wir: das ist eine *Tatze.*
Und zu den breiten Geweihen
sagten wir: *Elen* und *Damhirsch.*
Durch den verstummten Dampfer
erblickte ich die krumme *Schaufel:*
Sie drängte die Schwere der Wasser,
der Wasser*strahl* vergaß den Abgrund.
Als der Schild an der Brust des Kriegers
abfing Pfeile und Lanzen
sagten wir: das ist ein *Panzer.*
Wenn der Blüten breites *Blatt*
den *Flug* des Licht*strahls einfängt*
sagen wir – ein Blüten*blatt.*
Als die *Blätter* vermehrt,
sagten wir: das ist ein *Wald.*
Wenn der *Schwalben lange Feder*
glänzte wie eine *Pfütze* blauen *Regens,*

* auf »l« anlautende Wörter des russischen Originals hier kursiv.

und der Vogel die Last der *Pfützen vergießt*
und des *Zugvogels* Gewicht aufs *Blatt legt*,
sagen wir: sie *fliegt*,
strahlend mit dem Blick des Usurpators.
Wenn ich auf der *Ofenbank liege*,
auf dem *Lager* des *Hohlwegs* der *Wiese*,
habe selbst ich aus dem Körper einen *Kahn* gemacht,
und die *Faulheit* befällt den Körper.
Faulpelz, *Tagdieb* oder *Kahn*, wer bin ich?
Hier wie dort ist *Faulheit* ausgegossen.
Wenn sich die Finger in die *Hand* ergießen,
wenn *Lungen* nicht das *Laub* bewegen,
dann sagten wir: schwacher Wind.
Wenn das Wasser ein breiter Stein ist,
ein breiter Boden aus Schnee,
dann sagten wir: das ist *Eis*.
Eis ist ein weißes Wasser*blatt*.
Wer im Laufen nicht *liegt*
wie der Körper eines Tiers, sondern steht,
dem gaben sie den Namen – *Leut*.
Wir schöpfen Wasser mit dem *Löffel*.
Er einzig, er, Abkömmling der Tiere,
sein Rückgrat steht wie eine Pappel,
liegt nicht wie das der Tiere,
aufrechtgehender Zweibeiner,
dich nannten sie *Leut*.
Wo sich die Finger wie eine *Pfütze*
ausgossen, sagten wir: *Hand*.
Wenn wir *leicht* sind, *fliegen* wir.
Wenn wir mit *Menschen* sind, *Leute*, *leicht*,
Lieben wir. *Geliebte* von *Menschen*.
Ls – das sind *leichte Leli*.
der Punkte erhabener *Regenguß*,
L – das ist der *Strahl* des Gewichts,
gerichtet auf die Fläche des *Nachens*.
Faden des *Regens* und *Pfütze*.
L ist der Weg eines Punkts aus der Höhe,

aufgehalten durch eine breite
Fläche.
In der *Liebe* der Befehl verborgen
die *Menschen* zu *lieben*,
die *Menschen* sind die, die wir *lieben* müssen.
Der Mutter wird im *Platzregen* zum *Liebling*
die *Pfütze* Kind.
Wenn durch die Breite einer Fläche ein Punkt aufgehalten wird –
das ist *L.*
Die Kraft der Bewegung vermindert
durch eine Fläche – das ist *L.*
dieser Art Kraftaufwand
ist verborgen hinter *L.*

1920

Aus Sammlungen dieser Art ist ein Katalog von Abstraktionen entstanden, den Chlebnikov das Wörterbuch der Sternensprache *nennt. Dort heißt es, um beim Buchstaben L zu bleiben:*
»Wir haben breite Flächen, die den Stützpunkt darstellen für Schwimmen, Fliegen, Gehen von leichten Körpern. Darum ist L der Übergang der Bewegung von Punkten über gerade Linien in eine flächenhafte Bewegung, quer zu dieser Geraden. Ein Tropfen fiel nach unten und wurde zum Teil einer Pfütze. Diese aber ist ein flüssiger Körper, quer zum Weg des Tropfens. Die Fußfläche, der Schneeschuh, das Boot liegen quer zum Vektor des menschlichen Gewichts.«
Zum Buchstaben W heißt es im Wörterbuch der Sternensprache: »Die Bewegung eines Punktes auf einem Kreis um einen zweiten, unbeweglichen Punkt.« *(Zum Beispiel: das Wort »wehen«, das Wort »Wind«, »Welle« usw.)*
Der Buchstabe P bedeutet die »geradlinige Bewegung eines Punktes von einem anderen, unbeweglichen Punkt aus«.
Etwa zwanzig Worte beginnen im Russischen mit dem Buchstaben CH. Das sind u. a. »chram« (Tempel), »chljev« (Viehstall), »chata« (Kate), »chutor« (Meierei, Vorwerk). Diese Gebäude schützen den Menschen vor Unwetter und wilden Tieren, es sind Refugien, wo sich der Mensch vor

den »zerstörenden Punkten des Regens und des Frosts verbergen kann«. *Demnach ist CH* »Fläche und Hindernis zwischen einem Punkt außerhalb dieses Schutzes und einem anderen, der sich dahinter verbirgt«. *CH bedeutet sowohl*
»einen fliegenden Punkt, der auf seinem Wege aufgehalten wird«,
als auch
»das Ziel des auf dieses Hindernis zufliegenden Punktes, die Bewegung eines schwachen Punktes, die aufgehalten wird durch eine starke Wand«.
Chlebnikov schrieb in seiner »Sternensprache« auch Gedichte. Freilich handelt es sich hier nicht um reine »Sternensprache«, sondern um eine Kombination von »Sternen«- und Alltagssprache; auf die Alltagssprache konnte auch Chlebnikov nicht verzichten. Denn ein einheitliches System, eine universelle Sprache für Dichter konnte aus der »Sternensprache« nicht werden, dazu war sie viel zu sehr dem Russischen verbunden. Schon der Versuch, das Wörterbuch der Sternensprache *zu übersetzen, zeigt, wie wenig die von Chlebnikov ausgewählten Beispiele im Bereich anderer, nicht slavischer Sprachen Gültigkeit haben.*

Kampf (Sternensprache)

Das WE des Pferdeschweifs
küßt das MO der Menschen.
Das WE des Pferdeschweifs
küßt das GO der Ohren.

Das SCHA der Wolken – das CHA der Flieger,
die Ls der Fahnen zittern hellrot.
Das GO der Lanzen, das L der Fahnen,
das GO ergraute – der Reiter
KA auf immer und ewig!
Das GO der Leichen
aufs PI der Pferde.

Wie Blok stellte sich Chlebnikov die Sprache als einen Staat vor, jedoch nicht im Raum, nicht geographisch, sondern in der Zeit. Blok ist eng mit seiner Zeit verbunden, seine Zeit wird vergehen und vergessen sein, aber

er wird dennoch im Bewußtsein der Generationen ein Zeitgenosse seiner Zeit bleiben. Chlebnikov weiß nicht, was ein Zeitgenosse ist. Er ist Bürger der ganzen Geschichte, des gesamten Sprachsystems und der Poesie. So ein idiotischer Einstein, der nicht zu unterscheiden vermag, was näher ist – die Eisenbahnbrücke oder das *Igorlied*. Chlebnikovs Poesie ist idiotisch, in des Wortes ursprünglicher, griechischer, nicht beleidigender Bedeutung. Zeitgenossen können und konnten ihm nicht verzeihen, daß er mit keinem Wort die Spannungen seiner Zeit andeutete. Wie groß mußte die Verwunderung sein, als dieser Mann, der an seinem Gesprächspartner vorbeisah, der die Besonderheiten seiner Epoche innerhalb des Jahrtausends ignorierte, sich als ungewöhnlich gesellig und in hohem Maße mit geradezu puškinscher dichterischer Geschwätzigkeit begabt erwies. Chlebnikov scherzt – niemand lacht. Chlebnikov macht elegante Anspielungen – niemand versteht sie. Ein großer Teil des Chlebnikovschen Werkes ist nichts anderes als leichtes dichterisches Geplauder, wie er es verstand, ähnlich den Abschweifungen im *Eugen Onegin* oder dem puškinschen »Bestell dir in Tver' Makkaroni mit Parmesankäse und koch dir Gerstengrütze«. Er schrieb Komödien – *Die Welt vom Ende her*, und tragische Possen – *Fräulein Tod*. Er gab Beispiele ungewöhnlicher Prosa – rein und unverständlich wie die Erzählung eines Kindes, mit Anhäufungen von Charakteren und Begriffen, die sich gegenseitig aus dem Bewußtsein drängen. Jede seiner Zeilen ist der Anfang eines neuen Poems. Nach jeder zehnten Zeile steht ein Aphorismus, der einen Stein oder eine Gedenktafel sucht, wo er sich ausruhen könnte. Chlebnikov schrieb keine Verse, keine Poeme, sondern ein gewaltiges allrussisches Bilder-Gebetbuch, aus dem Jahrhunderte schöpfen werden, wenn sie nicht träge sind.
Osip Mandel'štam, 1923.

Chlebnikovs neue Sehweise, die heidnisch und kindlich das Kleine mit dem Großen vermengte, fand sich nicht damit ab, daß hinter die dichte und enge Zunge der Literatur das Wesentliche und Intime gar nicht gerät, daß es jede Minute von der »Verpackung« abgedrängt und zur »Zufälligkeit« erklärt wird. So wurde für Chlebnikov das Zufällige zum Hauptelement der Kunst.
Das kommt auch in der Wissenschaft vor. Kleine »zufällige« Fehler, von den alten Gelehrten als durch die Unvollkommenheit des Experiments

hervorgerufene Abweichung erklärt, dienen als Anstoß für neue Entdekkungen. Die angebliche Unvollkommenheit des Experiments erweist sich als Einwirkung unbekannter Gesetze.
Chlebnikov entdeckt nicht kleine Fehler in den alten Systemen, sondern eine neue Ordnung: indem er von den zufälligen Verschiebungen der alten Systeme ausgeht.
Die neue, sehr intime, fast infantile Sehweise erwies sich als eine neue Ordnung der Worte und Dinge.
Jurij Tynjanov, 1928.

Ansichten über Chlebnikov

1913: Ich vermute, daß Chlebnikov ein bedeutender Autor ist. *Aleksandr Blok*
1914: Ein russisches Genie. *David Burljuk*
1915: Chlebnikov ist natürlich ein Idiot, aber dafür ist er viel netter als Majakovskij. *B. Lazarevskij*
1921: Velemir ist ohne Zweifel ein Genie. Es ist, als wäre der Verfasser des *Igorliedes*, wie durch ein Wunder, in unsern Tagen immer noch lebendig. *Vjačeslav Ivanov*
1922: Ein Columbus, der neue Kontinente der Poesie entdeckt hat. Sein technisches Können ist unerhört. Wir haben ihn immer als einen unserer Lehrmeister betrachtet. In unserem Kampf um die Poesie war er der großartigste und nobelste Streiter. *Vladimir Majakovskij*
1923: Chlebnikov wühlt sich wie ein Maulwurf in ein Wort hinein. Übrigens hat er schon jetzt Durchbrüche in die Zukunft vorgegraben, die für ein paar Jahrhunderte ausreichen. *Osip Mandel'štamm*
1924: Er war ein Idiot im allergewöhnlichsten Sinn dieses Wortes. *I. Aksënov*
1924: Ich war von dieser seltsamen Mischung, halb Genie, halb Idiot, vollkommen hingerissen. *D. S. Mirskij*
1928: Ein Visionär mit den Augen eines Kindes, ein Dichter mit dem Flügelschlag eines Adlers, ein Schachspieler der Sprache, ein Samenkorn des zukünftigen Menschen. *Artëm Vesëlyj*
1928: Chlebnikov ist, wie Tjutčev, ein Dichter für Dichter. *Ivan Rozanov*

1928: Der größte Dichter des 20. Jahrhunderts. Er gehört nicht der Zukunft an: er hat den Zugang zu ihr eröffnet und ist an ihrer Schwelle gestorben. *V. Druzin*

1928: Chlebnikov war ein Meister, ein Schriftsteller für Schriftsteller, der Lomonosov der modernen Literatur. *Viktor Šklovskij*

1931: Chlebnikov war urtümlich und raffiniert zugleich. *Boris Pasternak*

1934: Chlebnikov war damit beschäftigt, ein sprachliches Chaos zu erschaffen, er wollte nichts anderes ausdrücken als die qualvolle Verwirrung seiner engen individualistischen und äußerst zugespitzten Sensibilität. *Maksim Gorkij*

1937: Der *maître* aller modernen Poesie. *Boris Ejchenbaum*

1937: Es ist irreführend, Chlebnikov als den Begründer der modernen russischen Poesie zu bezeichnen. *N. Stepanov*

1941: Zweifellos ein Dichter von außerordentlichem Talent und großer Kraft, aber sein geistiges Gleichgewicht war gestört, und seine Gaben fanden nie einen vollen Ausdruck. Sein Werk ist originell und nichts als originell. *L. Timofeev*

1946: Ein stiller Irrer. *Boris Zajcev*

1951: Ein in der Wolle gefärbter décadent. *V. Ščerbina*

1951: In der sowjetischen Dichtung ist für einen Verfasser wie Chlebnikov kein Platz. *V. Sajanov*

1953: Ich habe nie aufgehört, in ihm einen der größten russischen Dichter und den vielleicht bedeutendsten Dichter der modernen Welt schlechthin zu sehen. *Roman Jakobson*

Zusammengestellt von Peter Urban

Quellen

Chlebnikov, *Neizdannyj Chlebnikov*, Moskva 1930
Velimir Chlebnikov, *Stichotvorenija i poėmy*, Leningrad 1960
Velemír Chlebnikov, *Máranice po nebi*, Praha 1964
Velimir Chlebnikov, *Kralj vremena Velimir I*, Beograd 1964
Boris Ejchenbaum, *Aufsätze zur Theorie und Geschichte der Literatur*, Frankfurt (edition suhrkamp) 1965
Alexander Eliasberg, *Russische Literaturgeschichte in Einzelporträts*, (1923) München 1964
W. I. Lenin, *Ausgewählte Werke in drei Bänden, Berlin* (Dietz Verlag) 1964
Anatolij Lunačarskij, *Sobranie sočinenij v 8-i tomach*, Moskva (Chud. lit.) 1964
Anatoli Lunatscharski, *Die Revolution und die Kunst*, Dresden (VEB Verlag der Kunst) 1962
Arthur Luther, *Ein Jahr Bolschewismus*, Reihe »Deutsche Revolution«, Klinkhardt, Leipzig 1919
Osip Mandel'štam, *Sobranie sočinenij v 2-ch tomach*, New York 1966
Vladimir Markov, *The Longer Poems of Velemir Khlebnikov*, Berkeley und Los Angeles 1962
Der Querschnitt, 1923
Leon Trotsky, *Literature and Revolution, Ann Arbor* ²1966
(Dimitrij Tschižewskij) *Anfänge des russischen Futurismus*, Wiesbaden (O. Harrassowitz) 1963
Jurij Tynjanov, *Die literarischen Kunstmittel und die Evolution in der Literatur*, Frankfurt (edition suhrkamp) 1967

Velimir Chlebnikov
Gedichte

TIERGARTEN

Oh, Garten, Garten!
Wo Eisen gleichsam die Brüder erinnert, daß sie Brüder sind, und das blutige Geplänkel aufhält.
Wo die Deutschen Bier trinken gehn.
Und die Schönen, ihren Körper verkaufen.
Wo die Adler sitzen, der Ewigkeit gleich, beendet durch den heutigen Tag, der noch von keinem Abend weiß.
Wo das Kamel, dessen hoher Buckel keinen Reiter mehr kennt, das Rätsel des Buddhismus durchschaut und die Gebärde Chinas verhehlt.
Wo der Hirsch nur Schrecken ist, blühend als ein breiter Stein.
Wo die Kleider der Menschen modisch elegant sind.
Wo die Menschen mürrisch und vergrämt einhergehn.
Und die Deutschen vor Gesundheit strotzen.
Wo der schwarze Blick des Schwans, der ganz dem Winter gleicht, und sein schwarzgelber Schnabel einem herbstlichen Wald, für ihn selbst ein wenig zu vorsichtig und zu mißtrauisch ist.
Wo der blaue Allerschönste seinen Schweif am Boden schleift, Sibirien gleich, vom Pavdin-Felsen aus sichtbar, wenn über das Gold und das Grün des Walds das blaue Wolkennetz geworfen wird und wenn sich all das mannigfaltig nuanciert von den Bodenwellen abhebt.
Wo man den Schwanz australischer Vögel nehmen und, mit ihm die Saiten schlagend, von den Heldentaten der Russen singen möchte.
Wo wir die Hand zusammenpressen, als stecke ein Schwert darin, und flüsternd schwören: die russische Art zu verteidigen um den Preis des Lebens, um den Preis des Todes, um den Preis von überhaupt allem.
Wo sich die Affen verschieden ärgern und die verschiedenen Rumpfenden vorstrecken und, die traurigen und sanften ausgenommen, immer und ewig gereizt sind durch die Anwesenheit des Menschen.

Wo die Elefanten, sich verstellend wie Berge beim Erdbeben, das Kind um Futter bitten, der Wahrheit ihren uralten Sinn gebend: essen will ich! essen! – und sich verneigen, als bäten sie um eine milde Gabe.
Wo die Bären behende in die Höhe klettern und, die Befehle des Wärters erwartend, von oben herabsehn.
Wo die Fledermäuse kopfunter hängen, gleich dem Herzen eines Russen von heute.
Wo die Brust des Falken an die Federwolken vorm Gewitter erinnert.
Wo ein kurzbeiniger Vogel den ganzen Sonnenuntergang hinter sich her schleift, mit allen Kohlen seines Brandes.
Wo wir im Gesicht des Tigers, das in einen weißen Bart gerahmt ist, und in den Augen des bejahrten Muselmanen den ersten Jünger des Propheten verehren und das Wesen des Islam lesen.
Wo wir einzusehen beginnen, daß die Religionen verebbende Ströme von Wellen sind, deren Anlauf die Arten waren.
Und daß es auf der Welt deshalb so viele Tiere gibt, weil sie auf verschiedene Art Gott zu sehen vermögen.
Wo die Tiere, des Brüllens müde, sich erheben und in den Himmel schaun.
Wo die Robbe lebhaft an die Märtyrerqualen erinnert, wenn sie sich schreiend gegen den Käfig wirft.
Garten, Garten, wo der Blick des Tieres mehr bedeutet als ganze Haufen gelesener Bücher.
Garten.
Wo komische Fischflügler sich einer um den andern sorgen, rührend wie die alten Gutsbesitzer Gogols.
Wo der Adler klagt wie ein Kind, das der Klage müd ist.
Wo der Polarhund sibirischen Staub aufwirbelt, das alte Ritual der gewohnten Feindschaft zelebrierend, beim Anblick der sich waschenden Katze.
Wo die Ziegenböcke betteln, den paarigen Huf durchs Gitter steckend und mit ihm winkend, einen selbstzufriednen oder gar fröhlichen Ausdruck im Blick, wenn sie das Verlangte bekommen.
Wo die überlange Giraffe steht und schaut.
Wo der Kanonenschuß zu Mittag die Adler gen Himmel blicken läßt, in Erwartung eines Gewitters.
Wo die Adler von den hohen Stangen fallen, wie die Götzen beim Erdbeben von Tempeln und Hausdächern.

Wo der Adler, frisiert wie ein Mädchen, in den Himmel schaut und dann auf die Klauen.
Wo wir ein Holz-Tier sehen in Gestalt des reglosen Hirschs.
Wo der Adler sitzt, vom Menschen abgewandt, und auf die Mauer starrt, die Schwingen seltsam ausgebreitet. Kommt es ihm nicht so vor, als segle er hoch über Bergen? Oder betet er? Oder ist ihm heiß?
Wo der Elch durch den Zaun den kurzgehörnten Büffel küßt.
Wo die Hirsche das kalte Eisen belecken.
Wo die schwarze Robbe über den Boden hobbelt, gestützt auf die langen Flossen, mit den Bewegungen des Menschen, der eingebunden ist in einen Sack, gleich einem gußeisernen Denkmal, das plötzlich in sich selbst einen Sturm von unwiderstehlicher Fröhlichkeit entdeckt.
Wo der struppige Ivanov tanzt und mit der Tatze ans Eisen schlägt, wenn der Wärter ihn »Genosse« ruft.
Wo die Löwen dösen, den Kopf auf die Pranken gelegt.
Wo die Hirsche unablässig mit dem Geweih ans Gitter schlagen und die Köpfe schütteln.
Wo die Enten einer gewissen Art im trocknen Käfig – nach einem kurzen Regen – ein einmütiges Geschnatter erheben, als wollten sie dem Entengott (hat der wohl Beine und Schnabel?) ein Dankgebet singen.
Wo manchmal herrisch gnädige Frauen sich zeigen mit entblößtem und frechem Hals und aschesilbernem Leib, besetzt mit Entwürfen derselben Schneiderin, die auch die Sternennächte benäht.
Wo ich im malayischen Bären den nördlichen Bruder zu erkennen mich weigre und den versteckten Mongolen aufs Wasser führe, um mich an ihm zu rächen für Port Arthur.
Wo die Wölfe Bereitwilligkeit und Ergebenheit ausdrücken, mit aufmerksam schielendem Blick.
Wo ich, den schwülen Ort betretend, an dem es kaum einer lang aushält, überschüttet werde mit dem einmütigen Gruß »Krrretin!« und mit den Schalen der Körner der leeren, glatt plappernden Papageien.
Wo das dicke glänzende Walroß, wie eine müde Schönheit, mit dem glitschigen schwarzen fächerartigen Fuß wedelt und dann ins Wasser springt, bis es sich wieder aufs Podium gerollt hat, so daß auf seinem fetten mächtigen Leib der schnurrbärtige borstige Kopf von Nietzsche erscheint mit seiner glatten Stirn.
Wo sich die Kiefer des weißen hohen schwarzäugigen Lamas und des

kurzgehörnten Büffels und andrer Wiederkäuer gleichmäßig von rechts nach links und von links nach rechts bewegen, wie das Leben eines Landes mit Volksvertretung und einer gewählten Regierung – Wunschparadies so vieler!

Wo das Nashorn in seinen weißroten Augen die nie verlöschende Wut eines gestürzten Zaren trägt und als einziges von allen Tieren seine Verachtung nicht verbirgt – für Menschen, wie für einen Sklavenaufstand. In ihm steckt Ivan der Schreckliche.

Wo die Möwen mit ihrem langen Schnabel und dem kalten blauen, gleichsam rundbebrillten Auge das Aussehn internationaler Geschäftsleute haben, wofür wir die Bestätigung finden in der angeborenen Kunst, wie sie im Fluge die Brocken auffangen, die man den Robben zuwirft.

Wo wir, dessen eingedenk, daß die Russen ihre kunstreichen Feldherrn mit dem Namen des Falkens rühmten, und dessen eingedenk, daß das Auge des Kosaken, tief eingefallen unter der schiefen Braue, und das dieses Vogels – verwandt mit des Zaren Vögeln – ein und dasselbe ist, wo wir einzusehen beginnen, wer die Lehrer der Russen in Kriegsdingen waren. Oh, Falken, die mit bloßer Brust den Reiher schlagen! Und der scharfe gebogene Schnabel! Und die Nadel, auf die er nur selten Insekten spießt, der Träger der Ehre, Treue und Pflicht!

Wo die rote, auf gefingerten Füßen stehende Ente an die Schildkröten denken läßt, die gefallen sind für die Heimat der Russen, in deren Gerippen ihre Urahnen Nester gewunden hatten.

Wo ins goldene Rätsel einer gewissen Vogelart das Feuer jener Kraft gelegt ist, die nur das Zölibat gibt.

Wo Rußland den Namen des Kosaken ausstößt, wie der Adler den Schrei.

Wo die Elefanten ihre Trompetenschreie vergessen haben und einen Schrei ausstoßen, als klagten sie über Nervenzerrüttung. Womöglich halten sie es allmählich, bei unserm allzu jämmerlichen Anblick, für ein Zeichen guten Geschmacks, solch jämmerliche Töne auszustoßen? Ich weiß es nicht. Oh, graue, runzlige Berge! Bedeckt mit Flechten und mit Gräsern in den Schluchten!

Wo in den Tieren die großartigsten Möglichkeiten verkommen, wie das *Igorlied* ins Gebetbuch geschrieben während des Brandes von Moskau.

1909

Deutsch von Peter Urban

DER KRANICH

Für V. Kamenskij

Auf dem Platz im feuchten engen Winkel,
wo die golden glänzende Nadel
den Friedhof der Zaren bedeckt,
dort flüsterte entsetzt ein Junge: »Hej, hej!
Schau, die betrunkenen Schornsteine schwanken – da!«
Vor Schreck erblaßten die stotternden Lippen,
und der Blick ist in die Höhe gebannt.
Was? Der Junge träumt mit offnen Augen?
Ich rufe den Jungen.
Er aber schweigt, und plötzlich rennt er weg: was für schreckliche Sprünge!

Langsam hol ich die Brille hervor.
Und wirklich: die Schornsteine reckten die Hälse,
wie an der Wand die Fingerschatten der Wahrsagerin.
So werden im Sumpf die bisher reglosen Rohrdommeln rege,
wenn die Gefahr vorbei ist.
Inmitten von Schilf und Seeschaum
nickte eine Vogel-Pflanze mit dem Kopf.

Aber was ist das? Den Fluß entlang in einem Wirbel hüpft
ein eisener Haken, einem menschlichen Handgelenk ähnlich.
Stehend über den Wellen, während sie sich legten,
glich er einem Andenken an das Skelett der Hand!
Stück für Stück strebt er den Dingen zu mit noch nie gesehener Kraft,
so strebt der Gefangene dem Rendezvous mit seiner Geliebten entgegen!
Die eisernen, kunstvoll gebauten Paläste stehen in grimmigem Brand,
wie die Flamme, aus der Glut geboren,
sie hielten auf dem Platz und gaben dem Ungeheuer Beine.
Schornsteine, die Jahrhunderte standen,
fliegen,
sich windend wie Würmer,
verspielter als die Streiche junger Katzen.
Dann Zugabteile mit Schildern »Nichtraucher« und »Dienstpersonal«,
das Gerippe bekleideten ineinander verflochtene Sehnen.

Die eisernen Gleise reißen sich los von den Bahnen
in der Bewegung herbstlich gereifter Schoten.
Und da, und da schwimmt auf den Wellen, wie eine Stromschnelle,
wie Nejasyt' oder Detinec, die von den Ufern abgerissene Tučkov-Brücke!

Oh, Menschengeschlecht! Du warst wie Fruchtfleisch,
in dem andere Samen gereift sind!
Mit furchterregender Sohle Matsch hinter sich lassend,
schwimmen im Aufruhr andere Geschlechter auf dich zu!
Aus Eisen
und Kupfer erhob sich drohend über der Stadt das Skelett,
vor dem die Menschheit und alles andre bloß ein Nichts sind.
Nicht mehr als eine Drüse.
Die gerade in eine Biegung fliegenden
Schornsteine verkünden der Menschheit den Untergang.
Schornsteine unsichtbarer Geister sind das! Sie singen:
»Der Schlange mit dem Todeskuß
war Unterschlupf die Menschenbrust.
Böser war nicht mal Koščej,
was wird wohl aus dem Aufstand der Dinge.
Weshalb denn verzärteln wir die Dinge?«

Die Oberfläche der Wasser aufschäumend,
schwimmt der Welle ein schlankes eisernes Floß entgegen.
Hinter ihm klaffte der schwarze Abgrund,
öffnete sich die Frucht im Herbst,
enthüllten sich die Körner und fielen heraus.
Der Eckturm – ohne auszulassen den Künder des Mittags,
die lange Kanone –
bildet die Kehle des Vogels.
Auf ihm sitzt im weißen Hemd
fliegend ein wahnsinniges Kind
und preßt das Kissen an die Brust.
Der Haken klettert über das Gerippe,
flink wie ein Kakadu.
Und da, über der Elchinsel, der Arbeiter,
wahnsinnig schreit er: »Ich falle!«

Fuhrwerke, käferartig,
deren Absicht auf den Wellenblitzen rudert,
mit rot und gelb gemalten Streifen,
geben dem Vogel polizeilichen Rückhalt.

Auf dem Dach der Wolkenkratzer
schwanken die Gräser emporgereckter Arme.
Einige von ihnen waren ein Druck auf des Ungeheuers Kropf
im Regen der am Himmel fliegenden Bogen.
Sie fliegen, wie Blätter im Unwetter,
die Schornsteine, Rauch und Jahreszahlen tragend.
Die Brücke, die wie ein hieratischer Vers
über der lärmenden Stadt hing,
den Raum in ihre eiserne Klammer zwängend,
einschließend die zwei Wasserärmel,
da, langsam macht sie sich auf den Weg,
im gemessnen Schritt des Magnaten, dessen Brust mit Gold geschmückt ist,
die Bewegung der Eisscholle nachahmend,
sie bildet das Brustbein des Vogels.
Sie wird, so scheints, vom Heizer gesteuert,
und vielleicht war das der aus dem Wasser gerettete Mann von der Wolga
im roten Hemd und in Bastschuhn,
mit an der Stirn klebenden Haaren
und den frommen Tautropfen aus den Augen, die Wangen hinab.
Und es bildet die Kralle des Vogels
der Haken, Überbleibsel jener Zeit, als nur das vierbeinige Tier das
Leben kannte,
und plötzlich setzte der Kutscher den Haken in rasenden Lauf,
wie wenn der Heizer durch herostratischen Wunsch ein Zugunglück hervorzurufen sich verleiten läßt.
Viele – wieviel kleine Augen im Aug der Libelle – vielfenstrige Häuser
bilden eine Art schrecklicher Milz,
schmutziggrün, ihre ursprüngliche Farbe.
Und irgendwo drinnen reibt sich, erwachend, ein Kind die Äuglein.
Schau! schau! Kind,
reib dir den Schlaf aus den Augen!
Die Beine des Ungeheuers haben Haare, mehr als ein Ziegenfell,

gußeiserne Gitter – Blätter im Herbstmond,
fallen sie ab, geben sie dem Fell des Ungeheuers eine Achse.
Eisenbahnwege, in wildem Wuchs,
geben den Beinen des Ungeheuers leichte Röhrenknochen,
wie schlangenhaft zu einem dichten Flechtzaun verflochten,
und werfen einen langen Schatten auf die Stadt.
Die Schornsteinflüge waren so gnadenlose Erscheinungen,
mit Punkten bedeckt, Blutegeln gleich,
wie Rekruten auf der Meldestelle,
die Blutegel der verbogenen Schornsteine flogen –
so wurde aus zahlreichen Schornsteinen der Hals.
Und da fliegt in den Bund mit den Dingen eilig die Leiche.
Strenge und finstere Jungfraun
fliegen, die Kleider schleppend, wie die Melodien des Winds der Gewalten.

Ein Vogel, mit den Füßen über den Himmel des Grabhügels schreitend
mit achtarmigen Kreuzen,
öffnete den Schnabel,
in dessen Hälften er das Licht einfing,
in diesem Lichte stehn die Toten Schlange,
die sich beeilen, dem Bund der Dinge beizutreten.

Es entstand ein mächtiges Gerippe.
Die Dinge erfüllten einen uralten Plan,
den alten Weissagungen folgend.
Sie drängten sich wie Verschwörer,
den auf den Thron zu heben, der des Umhergeisterns müde war,
der versprach:
»Ich gebe euch Rubine von Städten und Dörfern,
erfüllet nur, was ich verkündet habe.«
Zu ihm flogen von den Friedhöfen die Toten
und bekleideten mit ihrem Fleisch das eiserne Gerippe.
»Vanjuša Cvetočkin, das ist doch Nezabudkin,
Versicherte die Greisin – da fliegt er, der Arme.«
Die Verräter der Lebendigen,
die Leichen lächelten hämisch,
und ihre Reihen, wie Soldaten in Reih und Glied,

schwankten gallig über den Platz.
Der Halbriese, Halbkranich, Halbkran,
er regierte das Volk mit Strenge,
er breitete seinen Flügel aus, wie einen Sturm von Fasern,
der Weg in den Schlund des Tieres war dem kleinen Menschen vorbestimmt,
wie dem Luftzug der Weg in den Ofen.
Über dem Feld, für den Untergang bereit,
schlugen die Gefangenen die Köpfe gegen die Fenster,
den neuen Gott um Freiheit anflehend.
Da geschah der Umsturz. Das Leben übergab die Macht
dem Bund der Leichen und Dinge.
Oh, Mensch! Welch tückischer Geist,
Ratgeber und Mörder in einem, hat dir zugeflüstert:
gieße den Geist des Lebens aus auf die Gegenstände!
Wahnsinnig hast du deinen Geist verspritzt,
und nun zollst du wieder dem Kranich Tribut.
Wieder hat dich die Not wie ein dunkler Wald umringt,
während der Kranich den Windbeutel spielte;
hier Häuser in Renaissance und Rokoko –
dort Rentierflechte auf dem sumpfigen Boden.
Er tanzt hoch im Himmel,
den Tanz des betrunkenen Skythen.

Wer ist da nicht vor Lachen gestorben, als er sah,
wie der Kranich das Tanzbein schwang.
Doch hier bekam das Lachen einen Anflug von Wahnsinn,
als man einen Säugling in seinem Schnabel verschwinden sah.
Die Mütter führten
ihre schwarz- und blondgelockten Kinder vor
und warteten, ersterbend,
die einen glücklichen Gesichts, nur die Mundwinkel bebten,
die andern, auf den Händen liegend, schluchzten laut.
Die Starosten nahmen die Kinder nach dem Los –
so wichtig nahmen die Ältesten ihre Entscheidung –
und, da sie es geworfen, wie goldgelbe Früchte, in die Tiefe der Netze,
hoben sie sie zum Kranich empor.

Durch die Maschen des Netzes
fiel das Köpfchen, schaukelnd mit der Seide der Haare,
der Kranich, mit seiner Vorliebe für Menschenfleisch –
verzehrte den Säugling als Nachtisch.
Lehrer und Propheten
lehrten beten und sprachen vom unabwendbaren Schicksal.

Und er schlug lange mit den Flügeln
und fraß so ab und zu gelangweilt die Leutchen.
Er legte ein schreiendes Kichern
ins siegreiche »Ich werde würgen!«
Die Bogen ihrer Sehnen spannend,
beteten die Menschen zum Kranich.

Der Kranich tanzt noch lauter und toller,
er scheucht mit den Flügeln Menschenmassen durcheinander.
Er spickte den Schnabel mit Menschenfleischresten.
Er tanzt und hüpft im Anfall seines wilden Tanzes.
So tanzt der Wilde überm Körper des besiegten Feindes.
Oh, dieses übermütig in den Himmel geworfene Bein.
Doch einmal erhob er sich und flog davon.
Und ward nie mehr gesehn.

1910
Aus dem Russischen von Dietlind Steck

Anmerkungen des Übersetzers
žuravl' – 1. Kranich, 2. Kran
V. Kamenskij – futuristischer Dichter (1884–1961)
golden glänzende Nadel – Turmspitze der Peter-und-Pauls-Festung in Petersburg
Nejasyt', Detinec – Stromschnellen im Dnepr
Koščej – Figur aus dem Volksmärchen
Der Eckturm – der Peter-und-Pauls-Festung

DER KRANICH

Für Vasilij Kamenskij

Auf dem Friedhof der Zaren im feuchten Schatten,
im Schatten der goldenen Nadel,
im engen schattigen Winkel
flüstert und stottert ein kleiner Junge:
»Seht doch dort oben die Schlöte,
sie schaukeln und schwanken betrunken!«
Er träumt wohl, träumt mit offenen Augen.
»Junge, was träumst du?«
Der Junge schweigt, er rennt,
außer sich vor Schrecken springt er davon.

Und ich, ich krame den Zwicker hervor
und sehe mit eigenen Augen:
Die langen Hälse der Schlöte schlingern
wie an der Wand die Fingerschatten
der Wahrsagerin. So lauert reglos
im Sumpf die Rohrdommel,

bis die Gefahr vorbei ist, und regt sich
plötzlich. Die Vogelpflanze nickt
im Schilf, im blasigen Seeschaum.
Und dort, stromabwärts wirbelt, hüpft
eine eiserne Handwurzel, ein riesiger Haken,
streicht, eine Knochenhand aus der Vorzeit,
hoch über den Fluß hin, unwiderstehlich:
So zieht es den Ausbrecher hin zum Bett seiner Frau.
Das Eisenskelett der Paläste, geboren aus Glut,
steht in Flammen, hält den Flammen stand:
Das neugeborene Ungeheuer mißt sie sich an
und läuft auf ihnen, auf flammenden Eisenbeinen.

Schlöte, jahrhundertalt, stehen auf,
ringeln sich, biegen sich katzenhaft,
fliegen auf und davon. Eisenbahnwagen,

Nichtraucher, Dienstabteil, Holm und Spant,
werden zu Rippenkörben, stählerne Schienen
reißen sich von den Dämmen los
und springen wie Schoten im Herbst.
Die Neva-Brücke bricht von den Ufern,
ein stählerner Strudel im Strom.
Menschenfrucht, wandernder Kürbis,
was für eine Saat ist da in dir aufgegangen,
was schwimmt da auf dich zu, im Aufruhr:
nie gesehne Geschöpfe mit schrecklichen Sohlen,
und unter den Sohlen: Matsch. Ein Nichts,
eine nichtige Drüse sind Menschen und Tiere
vor diesem Skelett aus Kupfer und Stahl,
das drohend über der Stadt steht.
Die schlingernden Schlote sagen
der Menschheit den Untergang an,
sie singen, die Geisterschlote,
vom Schlangennest, der Menschenbrust,
vom Todeskuß, vom Knochenmann.
»Die Dinge haben eure Affenliebe satt,
die Dinge meutern gegen euch!«

Ein Eisenfloß bricht jetzt die Wellen,
das Wasser schäumt, dahinter reißt
ein großes Loch auf, schwarz,
die Frucht ist reif, die Saat geht auf.
Der Vogel holt sich seine Gurgel:
den Turm der Festung und das Sturmgeschütz.
Rittlings auf seinem Hals im weißen Hemd
ein irrer Säugling, das Kissen
an die Brust gepreßt.
Der Haken steigt, geschickt,
ein Kakadu, auf das Gerippe.
»Ich falle«: Schrei eines Arbeiters
hoch über der Elchinsel, irr und gellend.
Fahrzeuge, Käfer, rot und gelb

gestreift, bemalt mit Zarenfarben, rudern
flußab, des Vogels Polizeieskorte.

Auf den Wolkenkratzer-Dächern
emporgereckte Arme, Gras im Wind.
Hände am Kropf des Ungeheuers, machtlos
im Sturm der Schlöte, die am Himmel fliegen,
Blätter im Steinsturm. Rauch
und Jahreszahlen auf der Stirn der Schlöte.
Die Brücke, einst ein feierlicher Vers
über dem Lärm der Stadt, den Raum
einklammernd und die Wasserärmel,
sie macht sich los und geht wie ein Magnat,
die Brust mit Gold geschmückt, davon,
gemessen, wie im Eisgang, wird
zum Brustbein im Geripp des Vogels.
Der Heizer von der Wolga, Bastschuh,
rotes Hemd, wie eine Wasserleiche,
mit haarverklebter Stirn, der fromme Tau
rinnt ihm aus seinen Augen, über das Gesicht,
er steuert, scheints, die Brücke durch die Gischt.
Der Eisenhaken wird zur Vogelkralle,
er lebt, jetzt lebt das Eisen, nicht das Tier,
der Steuermann gibt ihm die Sporen,
der Heizer Herostrat fährt seinen Zug in Fetzen.
Die Häuser, vielfenstrig wie im Libellenaug
die Augen, laufen
zu einer schmutziggrünen Milz zusammen.
In ihrer Tiefe wacht ein Kind auf,
reibt sich die Augen. Ja schau nur, Kind,
jetzt ist kein Schlaf mehr. Haare
am Bein des Ungeheuers, mehr als ein Ziegenfell,
gußeisern gittrig, fallen ab wie Blätter.
Schienen, wild sprossend, sind des Vogels Läufe,
leichte Röhrenknochen, schlangenhaft
verfilzt, verflochten, werfen sie
sehr lange Schatten über Petersburg.

Und ohne Gnade fliegen Schlöte
stadteinwärts, rußgesprenkelt
wie Egel, finden sich am Ziel ein
wie im Kasernenhof Rekruten,
setzen sich fest, wie Egel Schlöte,
und winden sich zum Vogelhals.
Und dann die Leichen! Die Leichen
verbünden sich mit toten Dingen,
sie fliegen, jungfräulich und finster
mit dunkler Schleppe, heulend
wie ein gewaltsamer Wind.

Der Vogel stelzt über die Gräber,
über achtarmige Kreuze hin,
öffnet den klaffenden Schnabel,
der das Licht verschluckt hat,
und die Toten harren im dunklen Licht
und treten gierig ein in die Meute der Dinge.

Ein ungeheures Gerippe:
Die alte Verschwörung der Dinge
erfüllt sich, die Prophezeiungen treffen ein.
Die Verschwörer treten zusammen
und heben den Alten Ruhelosen auf den Thron,
der ihnen verheißen hat:
»Ich gebe euch alle Schätze der Erde,
wenn ihr erfüllt, was ich euch verkündet habe.«
Die Toten fliegen ihm zu aus den Friedhöfen
und hüllen das Riesenskelett in ihr Fleisch.
»Das ist doch Nezabudkin,« ruft eine Greisin,
»schau nur, Vanja, das fliegt er, der Ärmste!«
Hämisch lächeln die Leichen,
Verräter an allem was lebt,
und gallig schwanken sie über den Platz,
in Reih und Glied, wie Soldaten.
Halbriese, Halbkranich, Halbkran,
streng regierst du dein Volk!

Er breitet die Flügel aus, ein Sturm
von Fasern. Der Tierschlund schluckt
wie der Ofen die Luft den Menschen,
das winzige Wesen. Die Sträflinge
schlagen mutlos die Köpfe gegen die Fenster
und flehen den neuen Gott um Freiheit an.
Das ist der Umsturz! Das Leben kapituliert
vor den Toten, vor Dingen und Leichen.
Wer hat dirs eingeflüstert, Mensch,
welcher Ratgeber, welcher Mörder:
»Erwecke die Dinge zum Leben!«
Deinen Geist hast du im Wahnwitz verspritzt.
Jetzt zollst du dem Kranich Tribut.
Jetzt haust du wieder im finstern Wald
der Not, und der Kranich scherzt mit dir.
Wo sind die Häuser hin, Renaissance und Barock?
Nur die Rentierflechte bleibt auf dem Sumpfgrund.
Der Kranich tanzt am hohen Himmel
den Tanz des betrunkenen Skythen.
Wer lacht sich da nicht tot?
Ein Kranich, der tanzt!
Doch das Gelächter klang irrer,
als das erste Kind im Schnabel verschwand.
Die Mütter brachten ihre Säuglinge her
und warteten, ergeben strahlend die einen,
nur um die Mundwinkel war ein Zucken,
die andern warfen sich hin und schrien.
Die Stadträte warfen das Los,
würdig und pflichtbewußt,
warfen die Kinder wie Äpfel ins Netz
und reichten sie dem Kranich dar.
Der Kranich fraß sie gelassen auf.
Propheten und Lehrer riefen zum Gebet
und sprachen vom unabwendbaren Schicksal.

Er aber breitete lang seine Flügel aus,
fraß Menschen und langweilte sich.

Im Würggeschrei des Siegers
war etwas wie ein Kichern zu hören.
Die Menschen knieten mit letzter Kraft
vor dem Kranich und sprachen Gebete.

Er tanzt und tanzt immer irrer und schriller,
er schlägt mit den Flügeln die Massen zu Schaum,
er spickt den Schnabel mit unserm Fleisch.
Er hüpft und tanzt und zuckt im Krampf
und feiert kannibalisch Triumph.
Seht, wie er sein Bein in den Himmel wirft!

Dann kam der Tag, wo der Kranich sich in die Luft erhob
und flog auf und davon. Und ward nie mehr gesehen.

Deutsche Version von Hans Magnus Enzensberger

Hammerschläge
auf das Grab des Meeres,
auf die Hügel der Nymphen,
auf die Wirbel der Steine,
auf die Finger der ehernen Hände,
auf die steinernen Trichter,
auf den Gebirgskamm der ausgetrockneten Sintflut,
wo steinerne Schneemädchen Blindekuh spielen,
wo es steinerne Göttinnen schneit.
Hammerschläge
auf den Balg des steinernen Meeres,
auf die Unmenge vertrockneter Fische, aufs Meeresheu,
in die Schneegestöber steinerner Nymphen,
deren Haar mit dem Wind auf den Steinen zerfloß,
mit gekämmtem Haar, in dem so viele Träume und Wünsche nisten,
und wulstigen Lippen, dem Birkenblatt ähnlich.
Ihre Haare fielen schluchzend auf die Schultern
und flogen dann auf den Wellen zurück.
Er wächst, der Gott der Menschen,
und die Dörfer läuten erregt zum Sturm!
Hammerschläge auf den Wasserfall des Walatems,
auf die Lippen,
auf die Finger der schwarzen Hände,
in die großen Augen des eisernen Meeres,
der jungfräulichen Sintflut in eisernen Wellengewändern,
auf die gebrechlichen Finger und die Blüten in den Händen,
auf das Meer der Nymphenaugen,
mit den langen, harten Wimpern.
Aus den Grubenerzen
Vater Arbeit,
den Leib gegürtet mit fliegenden Fischen,
der schwarzen Seuche der Meere;
und die schwarze Meeresfamilie der Töchter
bäumte sich auf

als dunkle Wächte von Nymphen.
Hammerschläge
in die Sintfluten des Meeres der Seuchen-Enkel,
in die Seuche der Meere,
auf die Wellen der ausgetrockneten See.
Die schwarzlippigen Nymphen ergreifen
das Gefäß
der schweren Küsse des Hammers,
und die schwarzhäutigen saugen es aus.
Zerdrückt sind die Lippen,
zerdrückt die Lieder der ausgetrockneten Meere,
wo einst Wale schwammen
und mit Wasser in den hohen Himmel schlugen.
Das Getränk ist bitter
und der Krug voll schwarzer Arbeit,
aus dem die schwarzen Tränen
auf die Schürze tropften
und auf die Füße.
Die dunkle Hand im Feuer badend,
den Gebirgskamm im Strudel,
und der schwarze Scheitel der großen, dunklen Körper
den Hammer berührend.
Wie ein finstrer Rabe flog der Hammer
auf den Amboß der Nymphenleiber,
auf die Wogen der Meeressintflut,
wo die Lieder der Göttinnen schwammen.
Und er zerschlug die Augen und Hände
der gebrechlichen Steingöttinnen,
einem eisernen Sohn zulieb, der heranwächst,
der wie eine Ähre auf dem Feld erblüht.
Durch die Arbeit der Ernte Erze, die Arbeit der Erze,
ihre Verwandlung in einen Eisenblock
mit Eisenblech-Blättern,
in einen zarten und tapferen Knaben,
in einen Wildfang mit wenig Verstand,
mit widerspenstigem, eisernem Haar,
mit einem Nabel auf dem dunklen Leib,

in einen Eisenblock im Gußeisenbett,
und in ein kluges Kind mit kühnen Augen.
Auf dem Bett fuchsroten Feuers kam es zum Leben.
Der Leib des Knaben schimmert dunkel,
auf dem Bett des dunklen Hügels.
So wuchs nicht er heran, und nicht sie, –
Es,
im Nest für die Eisenblock-Träume,
in eisernen Laken und Decken,
mit großen und eisernen Augen,
mit krausen eisernen Lippen.

1919 oder 1920
Aus dem Russischen von Dietlind Steck

Ich sah, wie die schwarzen Veden,
wie Koran und Evangelium
und die in Seide gebundenen
Bücher der Mongolen
hingingen und
aus dem Staub der Steppen,
aus duftendem Trockenmist
– nach Art der Kalmückenfrauen
bei Tagesanbruch –
einen Scheiterhaufen errichteten
und sich drauflegten, zuhöchst.

Weiße Witwen hüllten sich ein in Rauchgewölk,
auf das beschleunigt sei die Heraufkunft
des Einen Buches,
des Buchs mit den Seiten, die größer sind als das Meer,
die da beben mit Blaufalterflügeln,
des Buchs mit dem Seidenfaden
als Lesezeichen an
der Stelle, wo
der Blick des Lesenden stehnblieb.

Es kommen die Flüsse, es kommen die großen
geströmt, eine tiefblaue Flut:
die Wolga, wo nachts die Lieder von Rasin erklingen,
der Gelbe Nil, wo sie beten zur Sonne,
der Jangtsekiang mit der dicken Jauche von Volk,
und du, Mississippi mit deinen Yankees,
die sich den Sternenhimmel an die Hosen nähn,
die ihre Beine in Himmelstuch wickeln,
und Ganges, du,
mit deinen dunklen Menschen – den Geist-Bäumen,
und die Donau, wo weiß im Weiß
Weißhemdige stehn überm Wasser,

und der Sambesi, wo die Menschen schwärzer sind als der
schwärzeste Stiefel,
und der stürmische Ob, wo sie den Götzen geißeln
und mit den Augen zur Wand stellen,
wenn Fettes gegessen wird,
und die Themse mit ihrem Grauspleen.

Das Geschlecht der Menschen ist dieses Buches Leser.
Auf dem Umschlag, geschrieben
von des Schöpfers Hand:
mein Name, in hellblauen Lettern.
Jaja, du bist nicht achtsam beim Lesen –
sieh näher hin, schärfer,
zerstreut, das bist du, du liest mit Tagedieb-Augen.
Gleichwie
Lektionen in Gottes Gesetz
sind diese Gebirgsketten, diese
riesigen Meere.
Dies Eine Buch:
bald liest du's, bald.
In diesen Seiten schnellt der Wal,
der Adler umsegelt das Eckblatt und kommt
niedergeschwebt auf die Wellen des Meers, auf die Brüste der Meere,
um auszuruhn auf des Seeadlers Bettstatt.

1920
Deutsch von Paul Celan

John Barth
Reise durch das Nachtmeer

So oder so, welche Theorie über unsere Reise auch stimmen mag, rede ich doch zu mir selbst, wiederhole vor mir, einem Fremden, unsere Geschichte und Lage und werde mir meine geheime Hoffnung enthüllen, selbst wenn ich darum versinke.

Ist die Reise meine Erfindung? frage ich mich. Existiert die Nacht, die See, auch unabhängig von meiner Erfahrung davon? Und ich – existiere ich, oder ist dies ein Traum? Manchmal bin ich nicht so sicher. Und falls ich bin, wer bin ich? Das Erbe, das ich angeblich weitergebe? Aber wie kann ich Gefäß sein und Inhalt? Solcherart sind die Fragen, die meine Ruhepausen bedrängen.

Mein Problem ist, daß mir die Überzeugung fehlt. Viele Darstellungen unserer Lage scheinen mir einleuchtend – wo und was wir sind, warum wir schwimmen und wohin. Aber auch die weniger einleuchtenden, ja gerade diese, muß ich als möglicherweise richtige gelten lassen. Als wahrscheinliche sogar. Wenn ich manchmal, in gewissen Stimmungen – etwa wenn ich im Takt mit meinen Nachbarn stoße und mit ihnen ›Vorwärts! Aufwärts!‹ intoniere – der Vermutung nachhänge, wir könnten doch einen gemeinsamen Schöpfer haben, dessen Wesen und Absicht wir zwar nicht kennen, der uns aber auf geheimnisvolle Weise gemacht und auf einen Weg gebracht hat, dessen Ziel nur er kennt – wenn ich also (sei es auch nur eine Laune lang) derartige Vorstellungen unterhalte (die bei gewissen Leuten großen Anklang finden), so nur, weil unserer Nachtmeerreise etwas von ihrer Absurdität anhaftet. Man könnte sogar sagen: ich kann sie glauben, *weil* sie absurd sind.

Ist das ein Zitat?

Ein weiteres Paradox: es scheint, als wären es diese Schwimmpausen, die mich im Schwimmen unterstützen. Zwei Stöße vorwärts und aufwärts, das Übrige paddelt, dann lasse ich mich erschöpft und entmutigt treiben, grüble über die Nacht, das Meer, die Reise, während die Strömung mich eine Länge zurück und hinab trägt: ein langsames Vorwärtskommen, aber

ich lebe, ich lebe und mache fürwahr meinen Weg, vorbei an manch einem ertrunkenen Kameraden, an Stärkeren, Verdienteren als ich, zuletzt doch Opfer ihrer unablässigen *joie de nager*. Ich habe die besten Schwimmer meiner Generation untergehen sehen. Zahllos die Zahl der Toten! Tausende ertrinken, während ich diesen Gedanken denke, Millionen während ich ausruhe bevor ich weiterschwimme. Und Dutzende, Hunderte von Millionen haben den Atem aufgegeben, seit wir hinausströmten, tapfer in unserer Unschuld unseren schrecklichen Weg einschlugen. ›Die Liebe! die Liebe!‹ sangen wir, eine viertel Milliarde stark, und quirlten das warme Meer zu Schaum aus Freude am Schwimmen. Jetzt sind sie alle hinabgegangen – die Leichtlebigen und die Schwermütigen, Führer und Anhänger, alle sind untergegangen, während ich elendig weiterschwimme. Doch gerade diese reflektierenden Pausen, die mich über Wasser halten, haben Fragen, Zweifel, Verzweiflung in mir wach werden lassen – sonderbare Emotionen für einen Schwimmer! – haben mich gar vermuten lassen ... unsere Nachtmeerreise sei ohne Sinn.

Ja, wenn ich mich den Heerscharen der Selbstmörder noch nicht angeschlossen habe, dann nur, weil ich (außer bei Ermüdung) das Ertrinken nicht sinnvoller finde als das Weiterschwimmen.

Ich weiß, es gibt manche, denen das Nachtmeer wirklich zu gefallen scheint, die behaupten, sie genössen das Schwimmen um seiner selbst willen, oder ehrlich daran glauben, daß der stupende Aufwand sich lohne, um ›die Küste zu erreichen‹, ›das Erbe weiterzugeben‹ (welches Erbe? und wem, würde ich gerne wissen). Ich glaube das nicht. Das Schwimmen als solches finde ich bestenfalls nicht direkt unangenehm, öfter ermüdend, nicht selten eine Qual. Argumente der Funktion und Bestimmung beeindrucken mich nicht: gesetzt, daß wir schwimmen können und tatsächlich schwimmen, daß unsere langen Schwänze und stromlinienförmigen Köpfe sozusagen ›zum Schwimmen bestimmt‹ sind – daraus folgt noch keineswegs (jedenfalls nicht für mich), daß wir schwimmen *sollten*, oder uns sonstwie bemühen, ›unser Schicksal zu erfüllen‹. Und das heißt, das Schicksal *eines anderen*, da unseres, so weit ich sehe, darin liegt, einfach zugrunde zu gehen, auf die eine oder andere Art, früher oder später. Der herzlose Eifer unserer (von uns gegangenen) Führer, der blinde Ehrgeiz und Frohsinn meiner eignen Jugend entsetzen mich jetzt; über den Tod meiner Kameraden bin ich untröstlich. Falls die Nachtmeerreise eine Rechtfertigung hat, wir Schwimmer werden sie nie entdecken.

Ach natürlich tönte es von allen Seiten ›Die Liebe! Es ist die Liebe, die uns treibt und erhält!‹ Ich übersetze: wir wissen nicht, *was* uns treibt und erhält, nur daß wir aufs Entsetzlichste getrieben und höchst unvollkommen erhalten werden. *Liebe* nennen wir unsere Unkenntnis dessen, was uns anpeitscht. Also ›die Küste erreichen‹; wenn aber die Küste nur in der Phantasie von uns Schwimmern existierte, die sie träumen, um die furchtbare Tatsache zu rechtfertigen, daß wir schwimmen, immer und nichts als geschwommen sind, und fortfahren zu schwimmen ohne eine Atempause (mich ausgenommen) bis wir sterben? Selbst vorausgesetzt es *gäbe* eine Küste – so daß wir, wie ein zynischer Genosse es sich einmal ausmalte, von den Ertrunkenen auferstehen um zu entdecken, daß dieser ganze gemeine Aberglaube und die erhabenen Metaphern ungeschminkte Wahrheiten sind (der gewaltige Schöpfer, die Küsten des Lichts jenseits der Nachtmeerreise) –, was sollte ein Schwimmer dort anfangen? In Wirklichkeit sehen wir, wenn wir uns die Küste vorstellen, genau das Gegenteil unserer jetzigen Situation: nie mehr Nacht, nie mehr See, keine Reise mehr. Kurz, den seligen Zustand der Ertrunkenen.

›Ours not to stop and think; ours but to swim and sink . . .‹ Weil ein Augenblick Nachdenken die Witzlosigkeit des Schwimmens aufzeigen würde. ›Na schön‹, habe ich manch einen sagen hören, noch mit dem letzten Gurgellaut, ›vielleicht ist die Nachtmeerreise absurd, aber da schwimmen wir nun mal, wohl oder weh uns, gegen die Strömung, vorwärts und aufwärts, einer Küste entgegen, die möglicherweise nicht existiert, und die wir, selbst wenn es sie gäbe, nicht erreichen könnten.‹ Der nachdenkliche Schwimmer hat dann – so sagt man – zwei Möglichkeiten: aufhören mit dem Gezappel und kurz und gut untergehen, oder das Absurde annehmen, die Nachtmeerreise an und für sich gut heißen, weiterschwimmen ohne Grund oder Bestimmung, nur um zu schwimmen, und darüber hinaus voll Erbarmen mit deinem Mitschwimmer, wenn wir schon alle im Uferlosen treiben und gleicherweise im Dunkel tappen. Ich finde weder den einen noch den anderen Weg akzeptabel. Wenn nicht einmal die hypothetische Küste ein Meer voll ertrunkener Kameraden rechtfertigen kann, scheint es mir unanständig, so zu tun, als könne es das Schwimmen-an-sich. Ich schwimme weiter – aber nur, weil blinde Gewohnheit, blinder Instinkt, und die blinde Angst vor dem Ertrinken immer noch stärker sind als die Abscheu vor unserer Reise. Und wenn ich gelegentlich Schwimmgenossen geholfen habe, in ihre Rufe und Lieder einstimmte, sogar geniale Vor-

stöße der ertrunkenen Großen an andere weitergab, so weil ein auffälliges Verhalten meinem Temperament nicht entspricht. In eigener Richtung davonpaddeln, sich die Vorfahrt herausnehmen, die Gefährten rücksichtslos überrennen in Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke, oder sich völlig den Vergnügungen und Annehmlichkeiten hingeben ohne Rücksicht auf das Gewissen – ich kann letzten Endes die nicht verdammen, die auf diese Weise reisen. Während der Hälfte meiner Launen beneide ich sie und verachte die karge Vitalität, die mich hindert, ihrem Beispiel zu folgen. Aber in vernünftigeren Augenblicken rufe ich mir ins Gedächtnis, daß ich gerade ihre Freiheit und Selbstverantwortlichkeit ablehne; sie scheint mir in unseren sinnlosen Umständen eine dramatischere Form des Absurden als das konventionelle Hinterherschwänzeln. Selbstmörder, Rebellen, Vertreter des Paradoxen – die Nein- und Jasager gleicherweise –: ich muß letzten Endes den Kopf schütteln über sie. Und ich plansche seufzend vorbei an ihren Leichen, eine nach der anderen, wie an Hunderten anderer: Freunde, Feinde, Brüder, Narren, Weise, Bestien – und Niemande, Millionen und aber Millionen. Ich beneide sie alle.

Welch traurige Ironie: daß ich, der ich die Lehre widerlich und tautologisch finde, daß nur der Tüchtigste im Kampf ums Dasein überlebt (wobei *Tüchtigkeit,* nach meiner Erfahrung, nichts anderes bedeutet als die Fähigkeit zu überleben, ein Talent, das sich nur in der Tatsache des Überlebens beweist, dessen hauptsächliche Komponenten aber offenbar Stärke, Verschlagenheit und ein dickes Fell sind), vielleicht der einzige Schwimmer sein werde, der übrigbleibt! Aber die Lehre ist ebenso falsch wie abstoßend: der Zufall läßt die Würdigen mit den Unwürdigen untergehen, trägt die Untüchtigen mit den Tüchtigen empor (wie man sie auch definiert), und macht die Nachtmeerreise im Grunde willkürlich, mörderisch, und ungerechtfertigt.

›Man lebt nur einmal.‹ Wozu dann die Mühe?

›Es sei denn ihr ertrinkt, so werdet ihr nicht die Küste des Ewigen Lebens erreichen.‹ Blödsinn.

Einer meiner verstorbenen Genossen – jener Zyniker mit der merkwürdigen Phantasie, der als einer der ersten ertrank – ergötzte uns mit ausgefallenen Mutmaßungen, während wir darauf warteten, unsere Reise anzutreten. Eine seiner Lieblingstheorien war, daß der Allmächtige Vater existiert und uns tatsächlich geschaffen hat, mitsamt dem Meer, in dem wir schwimmen – aber nicht absichtlich oder auch nur bewußt. Er machte uns

sozusagen unwillentlich, wie wir Wellen machen mit jedem Schwanzklatschen, und weiß vielleicht nichts von unserer Existenz. Eine andere war, daß er weiß, wir sind hier, es ihm aber einerlei ist, was aus uns wird, insofern er (willentlich oder nicht) andere Meere und Schwimmer schafft, in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen. In bitteren Augenblicken, wie er sie kurz vor dem Ertrinken hatte, vermutete mein Freund sogar, daß unser Schöpfer wünschte, er hätte uns nicht geschaffen; in der Tat gebe es eine Küste, lautete sein Argument, die wenigstens einige von uns vor dem Ertrinken retten könnte, und unsere Aufgabe wäre, uns dahin durchzukämpfen – aber aus Gründen, die uns nicht zugänglich seien, wolle Er uns verzweifelt daran hindern, diesen glücklichen Ort zu erreichen und unser Schicksal zu erfüllen. Unser ›Vater‹ sei, mit einem Wort, unser Widersacher und potentieller Mörder! Kaum weniger empörend und beleidigend für die überlieferten Ansichten waren seine Spekulationen über die Beschaffenheit unseres Schöpfers: vielleicht sei er selbst gar kein Schwimmer, sondern irgendeine Monstrosität, wohl gar schwanzlos. Möglicherweise sei er dumm, heimtückisch, gefühllos, pervers, oder – er schlafe und träume. Der Zweck, für den er uns geschaffen und auf den Weg gebracht, und den zu ergründen wir uns peinigen, sei vielleicht unmoralisch, gar obszön. Et cetera, et cetera: seine Mutmaßungen gingen ins Bodenlose, ebenso seine unhöfliche Phantasie; ich habe guten Grund zur Annahme, daß sein frühes Ableben, ob ›unser Schöpfer‹ das nun geplant hatte oder nicht, beschleunigt wurde von gewissen Mitschwimmern, die er mit seinen Blasphemien verletzte.

In anderen Stimmungen jedoch (er unterlag Launen wie ich) theoretisierte er offenbar halb im Ernst, zumal über die Themen Schicksal und Unsterblichkeit, denen sich unsere jugendliche Unterhaltung oft zuwandte. Dann waren seine Auslassungen zwar nicht weniger phantastisch, doch von feierlicher Dunkelheit, und selbst wenn es seine Absicht war, uns zu ködern, so schlug ihm doch seine Leidenschaft quer. Zu seinem Haupteinwand gegen die gängigen Ansichten über das Jenseits machte er ihren Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Warum sollten die Gläubigen glauben, daß am Ende der Reise *alle* Ertrunkenen auferstehen und gerichtet würden, und die Nichtgläubigen, daß das Ertrinken endgültig sei, ohne Ausnahme? *Seiner* Meinung nach (beteuerte er wenigstens) war das Schicksal fast aller der permanente Tod; in der Tat zog er ein saures Vergnügen aus der Annahme, daß jeder ›Schöpfer‹ im Laufe seines schöpferischen

Daseins Tausende von einzelnen Meeren schuf, deren jedes, wie das unsere, mit Millionen Schwimmern bevölkert sei, und daß fast in jedem Fall Meer und Schwimmer beide völlig ausgelöscht würden, sei es durch Zufall oder böswillige Absicht. (Ein Pluralist von Grund auf, meinte er, es könnte Millionen und aber Millionen von ›Vätern‹ geben, vielleicht in ihrem eigenen ›Nachtmeer‹!). Doch schien er zu glauben – und machte sich damit Ungläubige wie Gläubige zu Feinden – daß in vielleicht einem Nachtmeer von Tausend ein einziger der Viertelmilliarde Schwimmer (das heißt also, ein Schwimmer auf Zweihundertfünfzig Milliarden) eine bedingte Unsterblichkeit erwürbe. In gewissen Fällen könnte das Verhältnis geringfügig höher liegen, in anderen weit darunter, denn wie es Schwimmer aller Kategorien gibt (solche, die ertrinken, bevor die Reise beginnt, da sie überhaupt nicht schwimmen können, und andere, die sozusagen ertrunken geschaffen werden), so gebe es auch, meinte er, gewissermaßen impotente Schöpfer (also solche, die nicht schaffen könnten), ebenso wie ungemein fruchtbare und alle Spielarten dazwischen. Und er stritt gerne jede notwendige Relation ab zwischen der Produktivität eines Schöpfers und seinen anderen Tugenden, bis hin zu der Qualität seiner Geschöpfe.
Ich könnte fortfahren (*er* tat es bestimmt) und seine wilden Vorstellungen ausmalen – etwa, daß die Schwimmer anderer Nachtmeere nicht von unserer Art zu sein brauchten; daß die Schöpfer verschiedenen Gattungen angehören könnten; daß unser spezieller Schöpfer selbst nicht unsterblich sei, oder daß wir nicht nur ein Ausfluß seiner selbst seien, sondern seine ›Unsterblichkeit‹, sein Leben und unseres weiterführend, psychomorphotisch, über unseren eigenen Tod hinaus. Selbst diese modifizierte Unsterblichkeit (die mir sinnlos scheint) begriff er noch als abhängig und bedingt, zufälliger oder absichtlicher Terminierung unterworfen. Seine Lieblingsthese war, daß Schöpfer und Schwimmer *einander gegenseitig hervorbringen* – aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, wenn man ihre große Zahl bedenkt – und daß jede gegebene ›Unsterblichkeitskette‹ nach einer beliebigen Zahl von Zyklen abbrechen könnte, so daß ›unsterblich‹ (immer noch relativ gemeint) nur der zyklische Vorgang der Inkarnation wäre, der seinerseits einen Anfang und ein Ende haben könnte. Oder aber er entwarf Zyklen innerhalb von Zyklen, endliche oder unendliche: so könnte zum Beispiel ein ›Nachtmeer‹, in welchem Schöpfer ›schwammen‹ und andere Nachtmeere schufen mit Schwimmern wie uns, selbst die Schöpfung eines größeren Schöpfers sein, der wiederum einer von vielen wäre, welche ihrerseits

etc. Die Zeit selbst betrachtete er als abhängig von unserer Erfahrung, ebenso die Ausdehnung: denn wer könnte sagen, ob nicht mit jedem Schlag unseres Schwanzes winzige Meere und Schwimmer, ganze Ewigkeiten, sich zutrügen – so wie unsere, und die des Schöpfers unseres Schöpfers, vorübergingen zwischen den Stößen eines Überschwanzes, in einer langsameren Zeitordnung.

Natürlich lachte ich laut mit den anderen über diesen Unsinn. Wir waren jung damals und hatten nur die blassesten Vorstellungen von dem, was vor uns lag; in unserer Unwissenheit stellten wir uns vor, Nachtmeerreisen wären ein geradezu heldenhaftes Unternehmen. Wert und Bedeutung wurden niemals in Frage gestellt; zwar würden manche dabei untergehen müssen, ein großer Verlust sicherlich, aber um einen Wettkampf zu gewinnen, müssen andere verlieren, und wie alle meine Mitschwimmer betrachtete ich es als selbstverständlich, daß ich der Sieger sein würde. Wir drängelten und wühlten durcheinander, voller Ungeduld wollten wir los, einerlei wohin oder warum, nur um unsere Jugend an der Wirklichkeit von Nacht und Meer zu erproben; den Skeptiker ließen wir höchstens als spaßige, halb verabscheuungswürdige Maskotte gelten. Als er im Blutbad des Anfangs starb, bekümmerte das niemand.

Und auch jetzt teile ich nicht alle seine Ansichten – aber ich verspotte sie nicht mehr. Das Grauenvolle unserer Geschichte hat mir alle Meinungen ausgemerzt, und zugleich Hochmut, Zuversicht, Feuer, Nächstenliebe, Hoffnung, Vitalität – alles, bis auf die dumpfe Furcht und eine Art melancholischer, betäubter Beharrlichkeit. Seine Vorstellungen rufe ich nur zurück, weil der Verdacht in mir zunimmt, daß von allen Schwimmern ich der einzige Überlebende dieser grausigen Reise sein könnte, der Leumund einer ganzen Generation. Dieser Verdacht – und der Meereswandel letzthin – legen es nahe, daß nichts unmöglich ist, nicht einmal die wildesten Visionen meines verstorbenen Genossen; sie bringen mich zu einem gewissen verzweifelten Entschluß, dem Sinn meiner Aufzeichnungen.

Höchstwahrscheinlich habe ich den Verstand verloren. Das Blutbad zu Beginn, die Dezimierung durch Strudel, vergiftete Stromschnellen und Meeresumwälzungen: die panischen Stampeden, Meutereien, Gemetzel, Massenselbstmord, die zunehmenden Indizien, daß niemand die Reise überleben wird – dazu Seelenqual und Erschöpfung: es wäre ein Wunder, wenn sich der Verstand über Wasser hielte. So lasse ich – mit den anderen Möglichkeiten – zu, daß die augenblickliche Freundlichkeit und Stille des

Meeres, und dieses, gewaltig Anwesende, dieses Singen oder Rufen, die Halluzinationen einer gestörten Sensibilität sein könnten ...
Vielleicht bin ich sogar schon ertrunken. Sicherlich war ich nicht geschaffen für das Handgemenge des Schwimmens; es ist nicht ausgeschlossen, daß ich zu Beginn umkam und mir die Nachtmeerreise nur vorgestellt habe von einer letzten Tiefe aus. Auf jeden Fall bin ich nicht mehr jung, und wir verausgabten alten Schwimmer, denen alle Illusionen aus dem Kopf geschlagen wurden, sind besonders anfällig für Träume.
Manchmal glaube ich, ich sei mein ertrunkener Freund.
Heraus damit: Ich habe angefangen zu glauben nicht nur, daß es Sie gibt, sondern daß Sie nicht weit vor mir liegt, und die See besänftigt, und mich zu Ihr hinzieht! Entsetzt erinnere ich mich an seine phantastischste Vorstellung: daß unsere Bestimmung (die, wohlgemerkt, nur in einem Nachtmeer unter Hunderten und Tausenden eintrat) nicht eine Küste sei, wie allgemein angenommen würde, sondern ein mysteriöses Wesen, nicht beschreibbar außer durch paradoxe und höchst ungenaue Figuren: etwas völlig anderes als wir Schwimmer, dennoch unsere Ergänzung; unser Tod, dennoch unsere Rettung und Wiederauferstehung; zugleich Endpunkt, Mitte und Anfang unserer Reise; nicht gegliedert und zapplig wie wir, sondern eine bewegungslose oder riesenhaft gleitende Sphäre von unvorstellbaren Dimensionen; in sich abgeschlossen, doch in gewisser Weise ganz darauf angewiesen, daß einer von uns (o höchste Unwahrscheinlichkeit!) die Nachtmeerreise überlebt und Sie erreicht! Er nannte es *Sie*, was bedeutet, etwas Anderes-als-ein-Er. Ich schüttele den Kopf: das Ganze ist zu unsinnig; ich spreche mit mir selbst, um bei Verstand zu bleiben in dieser fürchterlichen Dunkelheit. Es gibt kein Sie! Es gibt kein Du! Ich gaukele mir was vor; nur der Tod hört und ruft. Den Ertrunkenen sind alle Meere still ...
Hör doch: mein Freund behauptete, daß es in jeder Schöpfungsordnung zwei Arten von Schöpfern gebe, entgegengesetzt doch komplementär, von denen der eine Meere und Schwimmer entstehen läßt, der andere die Nacht-die-das-Meer-enthält und das Was-am-Ende-der-Reise-wartet: der erste also das Schicksal, der zweite die Bestimmung (und beide liederlich, unwillentlich, vielleicht auf gleichgültige oder unabsichtliche Weise). Den ›Zweck‹ der Nachtmeerreise – aber nicht unbedingt des Reisenden oder der beiden Schöpfer! – konnte mein Freund nur abstrakt beschreiben: Vereinigung, Verwandlung, Verbindung von Gegensätzen, Transzendierung der Kategorien. Als wir ihn auslachten, zuckte er mit den Schultern

und gab zu, daß er die ganze Geschichte genauso wenig verstand wie wir, und sie lächerlich fand, öde, möglicherweise obszön. ›Aber einer von euch‹, fügte er mit seinem schiefen Lächeln hinzu, ›ist vielleicht der Held, der bestimmt ist, die Nachtmeerreise zu vollenden und eins zu werden mit ihr. Aber höchstwahrscheinlich, versteht sich, werdet ihr es nicht schaffen.‹ Er selbst, so erklärte er, werde es gar nicht erst versuchen; die ganze Angelegenheit widere ihn an; wenn wir sie als eine üble Fiktion ablehnen wollten, umso besser; spritzt, planscht und seid fröhlich, bald genug gehen wir unter. Aber so sei es nun mal – und er konnte weder sagen, wieso er es wußte, oder warum er sich die Mühe machte, es uns zu erzählen, noch was geschehen würde, nachdem Sie und der Held, Küste und Schwimmer, ihre ›Identität‹ verschmelzen ließen, um etwas von beiden und keinem zu werden. Er stimmte mir durchaus zu, daß ein Produkt dieser magischen Vereinigung, welches keine Erinnerung beispielsweise von der Nachtmeerreise hätte, eine armselige Unsterblichkeit genösse; aber schlimmer noch, wenn, wie er eigentlich glaubte, ein Schwimmheld plus eine Sie nichts anderes als wieder einen Schöpfer ergäben – einen Schöpfer zukünftiger Nachtmeere, und alles Weiteren, bei einer so unglaublichen Verschwendung von Leben. Da dies der Fall sei – davon war er überzeugt – wäre das einzig Redliche die Weigerung mitzumachen; die echten Helden waren, seiner Meinung nach, die Selbstmörder, und der Held aller Helden war der Schwimmer, der noch in der Gegenwart des *Anderen* Ihre dargebotene ›Unsterblichkeit‹ ablehnte und so einem Zyklus von Katastrophen ein Ende setzte.
Wie haben wir ihn ausgelacht! Unser Augenblick kam, wir stürzten vor, gierig nach Ruhm im Abenteuer, schlugen um uns, sangen, fluchten, würgten, rationalisierten, retteten, töteten, erfanden Geschichten und Beziehungen, gaben auf, kämpften uns voran, und starben zuletzt, immer noch in Dunkelheit, bis nur ein zerschlagener Rest übrigblieb, der ›Vorwärts, Aufwärts‹ krächzte wie ein bitteres Echo. Dann verstummten auch sie – wurden wohl Opfer der letzten schrecklichen Welle – und der Augenblick kam, wo auch ich, restlos verzweifelt und erschöpft, meinen letzten Stoß von mir gab und mich der Strömung überließ, zu sinken oder zu treiben, doch nie mehr zu schwimmen. Worauf im Handumdrehen – o Wunder! – das Meer ruhig wurde. Dann wandte sich langsam und warm die große Flut und trug mich, so wie jetzt, voran und hinauf, wohl oder weh mir, wie einen Freudenstrom – und ich erinnerte mich bestürzt an die Worte meines toten Freundes.

Ich mache mir nichts vor. Dieses neue Gefühl kommt von Ihr; das Verlangen, von dem ich besessen bin, ist Ihr Zauber. Die Klarheit verläßt mich, gleich werde ich ›Liebe!‹ rufen, mich in ihrer Seite verbergen, und ›verklärt‹ werden. Das heißt, ich sterbe bereits; dieser Kerl, außer sich vor Leidenschaft, ist nicht ich: *ich bin der, welcher die Nachtmeerreise ablehnt und ihr abschwört! Ich . . .*

Ich bin ganz Liebe. ›Komm!‹ flüstert Sie, und ich habe keinen Willen.

Du, der zu werden ich im Begriff bin, was Du auch sein magst: mit dem letzten Zucken meines eigentlichen Selbst bitte ich Dich, hör mich an. Es ist *nicht* Liebe, die mich erhält! Nein: obwohl Ihr Zauber den Wunsch in mir entfacht, das Gegenteil zu singen, und obwohl ich schon ertrinke ob dieser Blasphemie – ich werde die Wahrheit sagen. Über diese grauenhafte See holte mich die einzige Hoffnung, das Geschenk meines armen toten Kameraden: Du könntest einen stärkeren Willen haben als ich, und ich vermöchte durch nichts als angespannte Konzentration, Dir neben Deinem offiziellen Erbe ein privates Vermächtnis schrecklicher Erinnerungen und negativer Entschlossenheit weiterzugeben. Mein Traum – er mag noch so verrückt sein – ist, daß eine unvorstellbare Verkörperung von mir (oder von mir plus Ihr, wenn es sein muß) eines Tages irgendeiner Reflexion dieser Reflexionen Ausdruck geben könnte, und sei es auch in einer höchst verworrenen oder extremen Übertragung. Wenn sich dies, allen Erwartungen zum Trotz, ereignen sollte, mögest Du, mit dem, durch den ich spreche, das tun, was ich nicht vermag: dieser sinnlosen, brutalen Angelegenheit ein Ende setzen! Verstopf Deine Ohren vor Ihrem Gesang! Hasse die Liebe!

Immer noch leb ich, treib ich, brenn ich. Leb denn wohl, du meine vorletzte Hoffnung: daß solch grauenhafte Blasphemie hart vor der Küste aller Küsten einen zum Sinken bringen würde. Ist es denn möglich (mein alter Freund würde lächeln), daß nur die äußersten Neinsager die Nacht überleben? Aber auch das noch wäre sinnvoll, und es gibt keinen Sinn, nur sinnlose Liebe, sinnlosen Tod. Wer diese Reflexionen auch wiederholen mag: er möge mutiger sein als ihr Autor! Schluß mit den Nachtmeerreisen! Macht keine mehr! Und verleugnet mich, wenn ich mich selbst verleugnen werde, mich verneinen, in Sie tauchen, die da ruft, singt . . .

›Liebe! die Liebe! die Liebe!‹

Aus dem Amerikanischen von Maria Bosse-Sporleder

Giorgio Manganelli
Diskurs über die Schwierigkeit, mit den Toten zu verkehren

Was hier folgt, will kein persönlicher Beitrag sein, denn als letzter der Letzten, sozusagen nicht Existierender, bin ich mir meiner Wenigkeit und Unwissenheit wohl bewußt. Deshalb würde ich es auch keinesfalls wagen, mich um die Aufmerksamkeit von – ironisch gesprochen – meinesgleichen zu bemühen. Ist bei mir einmal der Katalog der Zersetzungsprodukte aufgestellt, sind die Würmer gezählt und das Haarkleid geprüft, was sollte dann wohl noch übrigbleiben, das der Rede wert wäre? Ihr seht also, wie gut ich über meine Nullität Bescheid weiß, die vom Nichtssein gerade weit genug entfernt ist, um mir mein Nichtssein deutlich zu machen.

Unfähig zu jeder Verwegenheit der Glieder und des Gemütes, widme ich mich, halb Handlanger, halb Klosterbruder, diesen Kompilationen, Schreibereien und Regesten, von denen ich zu hoffen wage, sie möchten einigermaßen instruktiv sein. Knickerig und kurzsichtig, wie der Sammler von Altertümern nun einmal ist, darf er nicht nach irdischem Ruhm und erhellenden Wahrheiten Ausschau halten; seine Aufgabe sei es, einen Fingernagel Cäsars und eine nicht mehr gültige Briefmarke, ein Schreiben Amalasunthas und ein Literaturresumee in ihren Schreinen so nebeneinander zu reihen, wie es Zufall, Schicksal und närrisches Geschehen wollen. Anderen kommt es zu, erbebend den Daumenabdruck auf dem dreißigsten Silberling zu erkennen oder im labyrinthischen Gekritzel, das ein dürres Blatt überspinnt, eine Orakelnotiz von Apollos eigener Hand.

Auf den folgenden Seiten sei also von der Schwierigkeit die Rede, mit den Toten Verbindung aufzunehmen; wobei zur Unterrichtung des Lesers häufig Dokumente von der Hand jener einbezogen sind, die diesem Unterfangen Mühe und Wagemut leihen; andere Schriften habe ich kurz zusammengefaßt und paraphrasiert, soweit Trägheit und unheilbare Torheit mir das gestatten; das ganze ist dargelegt in einer Prosa, wie sie mein dürftiges Vokabular, meine kümmerliche Syntax und die beinahe abstos-

senden Mängel meines Stils zustande bringen. Hie und da habe ich gewagt, meinen – vielleicht zerstreuten oder durch meine Unzulänglichkeiten mit Recht ungeduldig gewordenen – Lesern ein paar nebenbei abfallende Hinweise, die nach Studierstube riechen, zuzuraunen und winzige karge Anmerkungen einzustreuen; und das alles schrieb ich, die zerfledderte Feder meines Geistes in die tiefschwarze Tinte meines Inneren tauchend, wie Menschen, die ihre eigenen Träume kompilieren, wenn sie, Schreibfedern ihrer selbst, tief ins Tintenfaß der Nacht eintauchen.

I

Daß, mit den Toten Verbindung aufzunehmen, ein schwer vorstellbares Unterfangen ist, erschreckend als Vorstellung, tollkühn als Versuch, und jedenfalls grauenhaft und beängstigend, wird jedermann ohne weiteres zugeben. Und man bedenke die Mahnungen und Einwände der Frommen und Verzagten; die Natur des sich entziehenden, schweigsamen, fernen oder fast gänzlich verschlissenen, praktisch nicht existenten Gesprächspartners, der vielleicht zu sprechen wünscht oder sich gar danach sehnt, aber eingesponnen in die übertriebenen Ehrbegriffe einer bedrückenden Etikette oder gezwungen, von uns keine Notiz zu nehmen, zaudert, zwinkert und sich dumm stellt. Und man vergesse nicht, wie sehr von den Lebenden sich der unterscheiden muß, der die Zollschranke des Sterbens durchbrochen hat, mag sie nun als Übergang, Trichter, Auf- oder Abstieg, als Explosion oder Auflösung zu verstehen sein. Und man erwäge die technischen Bedrängnisse, die sprachlichen Hindernisse und die Ungewißheiten darüber, welche Zeiten und Orte geeignet oder unpassend, welche Fragen gestattet oder unzulässig sind, und schließlich die Hermeneutik der Antworten.

Aber irgendwen, der sich den Schädel an der Wand des Todes einzurennen bereit ist, gibt es immer, und so machen diese Studien tatsächlich Fortschritte und beginnen, akademische Würde und wissenschaftlichen Ernst anzunehmen, mag auch der Ruhm, den ihre Beflissenen erstreben, nur Gewisper und ihr Ruf wortkarg und störrisch sein.

Im Voraus zu klären wäre also die Frage, ob es erlaubt ist, mit den Toten Verbindung aufzunehmen. Ob es ehrfurchtslos, infam, eine verdammenswerte Sünde? Ob es ein unverzeihlich gemeines Tun?

Daß die Religionen gewöhnlich dieser Art, Verbindung aufzunehmen, feindselig gegenüberstehen, ist allgemein bekannt. Sie reden von Ruchlosigkeit, nennen himmlische und höllische Verbote und malen entsetzliche, unüberwindliche Grenzen aus. Aber über ihre wahren Gründe gibt es die verschiedensten Vermutungen. Denn, so wird nicht ohne Kühnheit gemunkelt, die Religionen als Lügengespinste und törichte Luftschlösser bangen nur zu sehr davor, daß Forschungen in Bereichen unternommen werden, wo Funde keineswegs unwahrscheinlich sind, die schwerlich als Beweis und Bestätigung für sie gelten könnten. Und darum raten ihre autoritären Diener davon ab, knirschen bedrohlich liebevoll mit den Zähnen, winseln und grinsen, um zu verhindern, daß die Gläubigen in ihrer Neugier der Überwelt unter die Röcke schauen, von denen jene wünschen, sie möchten so lang wie möglich ringsum bis zur Erde herabfallen. Nach einer anderen Vermutung fürchten sie sich vor allem vor den möglichen Ergebnissen, das heißt vor einer Allianz zwischen Lebenden und Toten, die ihre alteingewurzelte Herrschaft über die Seelen der Irdischen bedrohen könnte. Noch andere schließlich weisen darauf hin, wie sonderbar und verdächtig es sei, daß jene, die sich um höchste Entscheidungen aller Art nicht im geringsten kümmern, nur wegen des Entschlusses, mit den Toten zu sprechen, fromme Gewissensbisse bekommen. Jedenfalls wirken die Verbote der Theologen alles in allem eher so, als seien sie von einem zweifelhaften Gewissen und füchsischer Schläue denn von ehrlicher Frömmigkeit und wohlverstandener Ehrfurcht eingegeben.

Gleichwohl bleibt es nicht aus, daß von gebildeten und erfahrenen Leuten wohldurchdachte Einwände erhoben werden. Die Toten zu rufen, so sagen sie, bedeute gewiß, sie zu belästigen und zu stören und aus einem Schlaf aufzurütteln, dessen Tiefe und Erholsamkeit wir nicht zu ermessen vermöchten; und wenn es schon eine unerträgliche Ungezogenheit sei, Leute durch Telefonläuten und Klingeln zu quälen, wie gemein sei dann erst ein Treiben, bei dem man Hand an die Vorhänge des hohen Himmelszeltes und an die ewigen Bettdecken legen, das Schweigen zerstören und jene wehrlosen Larven aufstöbern muß. Dem wird indessen erwidert: »Daß die Toten ruhen, ist entweder eine Metapher oder buchstäblich zu verstehen. Im ersten Fall geht man davon aus, daß es sich nicht um eigentliche Ruhe handelt, und damit fallen die Einwände, die sich davon herleiten, daß man das bildlich Gemeinte buchstäblich versteht. Denn wenn wir behaupten wollten, jawohl, es handele sich wirklich um Schlaf, dann

führte das ja zu reizenden, unabsehbaren Konsequenzen. Denn wenn sie wirklich schlafen, dann träumen sie auch. Und was für Träume haben sie dann wohl? Albträume? Offenbarungsträume? Oder träumen sie am Ende von ihren eigenen Toten? Und wenn sie nicht träumen, dann genügt schon das, um uns klarzumachen, daß es sich nicht um eigentlichen Schlaf handelt. Und wäre es dann nicht an der Zeit, ihnen einen gehörigen Schubs zu geben, damit sie uns endlich zur Hand gehn? Wir nichts als Kerzen und Blumen, als Wallfahrten, als gemessene wohlwollende Worte. Flüsternd gehen wir auf Zehenspitzen, anfangs mit dem Zeigefinger auf dem Mund, mit dem wir später zum höchsten Himmelsdach hinauf oder umgekehrt zur tiefsten Tiefe hinabweisen – und das alles nur, um sie nicht zu stören, diese Ewigkeitsbewohner! Und sie ihrerseits dürften sich einfach mit einem Gähnen, mit einem halblauten Fluch aus der Affäre ziehen?«

Andere raten davon, wie sie sagen, aus »Gründen der Ziemlichkeit« ab, das heißt aus einem halb distinguierten, halb bigotten Schamgefühl. »Mit den Toten Verkehr zu pflegen, ist ebenso, wie wenn man sich in aller Öffentlichkeit an den Arsch oder die Schamteile griffe. Denn die Toten haben etwas Intimes, Innerliches an sich; und nicht umsonst hausen sie in den Eingeweiden der Erde und nisten sich in deren Gedärmen wie Fäkalien oder geheime Tumoren ein. Und nicht zufällig sieht der und jener sie in seinen Träumen oder glaubt das zumindest, denn sie erinnern an verschwitzte Kopfkissen und nächtliches Rumoren des Leibes. Alles in allem sieht es also so aus, als hafte der Natur der Toten etwas Schmutziges und Unanständiges an und als sei in ihrer Welt, da unten oder da oben, kein Platz für zierliche und ziemliche Konversationen, für zivile Rangordnungen und nicht einmal für ehrbare Kleidung; vielmehr ist alles Nacktheit, Schreien, Flehen, Stoßen und Drängen, knechtische Ergebenheit und gewalttätiger Übermut.«

Mancheiner zweifelt daran, ob es korrekt sei, die Trennung zwischen Lebenden und Toten aufzuheben, die er für ebenso zweckmäßig hält wie die, die in den öffentlichen Bädern Männer und Frauen auseinanderhält; und man muß annehmen, daß es ihrer Meinung nach auf dem Weltenabtritt neben den zwei herkömmlichen Türen noch eine weitere mit der Aufschrift »Tote« gibt, die in einen Innengang führt und von da aus zu weiteren Unterteilungen, Räumen, Durchgängen und Hallen, die Schauplätze der verschiedenen Strafen und Freuden sind.

Goethe Institut Bibliothek

Abschließend wollen wir noch die verschiedenen Vorsichtsmaßnahmen und Einwendungen der modernen Gelehrten betrachten. Natürlich leiten sie sich nicht von Offenbarungen oder von Schiedssprüchen der für diese Dinge zuständigen Autoritäten ab, sondern von ihren eigenen scharf- und feinsinnigen Überlegungen, bei denen sich die Großartigkeit der Perspektiven mit der Subtilität des intimen Gesprächs verbindet. Sie alle sind Humanisten, will sagen, ihrem eigenen Bekenntnis nach Leute, die sich auf verschiedene Weise das Menschenlos angelegen sein lassen. Darum sind sie dem Tod feindlich gesonnen, den sie für ideologisch verwerflich, für reaktionär, für ein rein technisches, mit geeigneten Mitteln zu lösendes Problem oder auch für asoziale Sabotage halten. Anders ausgedrückt halten diese Leute den Tod für etwas dem Menschen Fremdes und Unangemessenes und haben darum auch etwas gegen die Toten selbst. In ihnen sehen die einen die Komplizen einer finsteren Macht, die anderen die dieser Macht nicht schuldlos Unterlegenen, die von ihr ob ihrer Nichtsnutzigkeit Besiegten oder gar ihre Mitläufer.

Da heißt es: »Die Toten stehen außerhalb der Geschichte; folglich außerhalb von Kunst und Moral, sie wissen nichts von Dialektik und sind vielleicht jeglicher Sprache entblößt. Bar jeder Verantwortung, wie sie sind, können sie nur zerstreuend, bildungsfeindlich, ja korrumpierend wirken.« Oder: »Nicht die Geschichte bevölkerten als Lebende die, die jetzt tot sind, vielmehr die Vorgeschichte in ihrer irrationalen, abergläubischen, unzivilisierten Unvernunft; darum sind die Toten Überlebte, können nichts anderes sein. Wozu also sich bei rückschrittlichem Geschwätz mit ihnen – ob Opfer, ob Henker – aufhalten und damit den Anbruch der Geschichte, und wäre es nur um einen Augenblick, verzögern?« Oder auch: »Die vermutliche Sprache der Toten kann nur sie selbst zum Gegenstand haben; da sie also nicht zu verifizieren ist, dürfen wir sie für vollkommen sinnlos halten.«

Andere raten zu einer vorangehenden Befragung des Verstorbenen, den man zu einem Gespräch aufgefordert hat; oder sie schlagen umständliche Garantiesysteme vor; oder die Vorbereitung von Tests, aus denen Glaubwürdigkeit und kulturelles Niveau des Verstorbenen hervorgingen. Diese von Mißtrauen oder Feindseligkeit eingegebene Vorsichtsmaßnahme führt uns indessen vom Problem der reinen Zulässigkeit fort und wäre deshalb der Gegenstand eines neuen Diskurses.

II

Manche Leute aber argumentieren folgendermaßen: nicht die diesem Vorhaben als solchem innewohnende Unzulässigkeit oder ein göttliches Verbot mache es notwendig, auf das Gespräch mit den Toten zu verzichten, sondern das Verhalten der Toten selbst, das sie für rundweg entmutigend halten, an dem also Hopfen und Malz verloren sei. Sie behaupten nämlich, jenes Zaudern, Zögern und Ausweichen ergebe sich nicht aus objektiven Schwierigkeiten, sondern aus der natürlichen Gemeinheit, der frechen Ungezogenheit, Nachlässigkeit und Selbstüberschätzung der Toten. Und tatsächlich gab es in der Vergangenheit jemand, der diese Meinung über die Hingeschiedenen und ihr Verhalten zu einer Lehre ausbaute, woraus eine Sekte entstand, deren Geschichte im folgenden kurz erzählt sei.

Geschichte der Antitoten

Diese Sekte war, solange sie existierte, hochmütig und eigenbrötlerisch. Ihre Anhänger waren schwermütige, absonderliche Leute. Gegründet wurde sie von einem abtrünnigen Mönch, von dem die Sage geht, er habe im Lauf seines Lebens auf verschiedene Weise versucht, mit den Toten Kontakt aufzunehmen, sei dabei aber zu so lächerlichen, ja geradezu provozierenden Ergebnissen gekommen, daß ihn schließlich eine rasende Abneigung gegen die Toten erfüllte, die sich zu Verachtung, Haß, Erregungszuständen und Wutanfällen steigerte. Und in diesem Zorn oder dieser Wut habe er eine Lehre ausgearbeitet, die wir folgendermaßen zusammenfassen möchten:

1. Sterben ist unmoralisch; wer stirbt, zerreißt den lebendigen Zusammenhang des menschlichen Gesprächs und entzieht sich den kollektiven Emotionen und Pflichten; er verweigert sich allem menschlichen Gehorsam und flieht vor ihm;
2. also ist der Tote ein Außenseiter, Asozialer und Verbrecher, wie aus den Missetaten der Gespenster hervorgeht, die das Werk von Bösewichtern, Laternenzerschmeißern und Nonnenschändern sind;
3. der Tote schweigt und redet irre, nicht weil er nicht anders könnte; er trügt, täuscht und enttäuscht uns vielmehr, weil ihn unsere Aufregung belustigt; er foppt uns; denn die Toten, so erklärte der Mönch, betrachten ihr Hinscheiden fast wie einen Doktortitel oder Ritterschlag; und selbst-

gerecht und dummdreist, wie sie sind, behandeln sie die Lebenden wie kleine Schüler, die ihre präagonischen Aufgaben noch zu erledigen haben; 4. abschließend schlug er vor, es den Toten mit Unverschämtheiten und Kränkungen aller Art heimzuzahlen. Entweiht und beschmutzt die Leichen, predigte er. Hunde her, Hunde her! Auf die Friedhöfe Abtritte und Bordelle! Bei den Bestattungen Unverschämtheiten im Chor! Auf die Grabsteine Infamien und Unanständigkeiten!

Diese Predigten hatten etwas Heroisches und Verzweifeltes an sich, und für einige Zeit erfreute sich die Sekte der scheuen Zuneigung der Nachdenklichen. Dann begannen auch die Totenhasser zu sterben, und kein Hinweis auf ihre verpflichtende Lehre und keine Mahnung vermochte es, sie von einem so entscheidenden, ja ideologisch irreparablen Schritt zurückzuhalten. Deshalb beschlich die Zeitgenossen der Verdacht, die Sektierer seien nicht guten Glaubens, dem Wort nach zwar nicht zu korrumpieren, in der Tat aber höchst korrupt; und vielleicht seien sie, unter der Maske von Gegnern, sogar Komplizen und Zubringer des Todes und der Toten; und dieses Getuschel schwoll zu Geschrei und allgemeinem Hohn an, als schließlich das Oberhaupt der Sekte den Lockungen des Hinscheidens nachgeben mußte; zwar widerstand er ihnen so lange wie möglich, aber am Ende mußte er kapitulieren. Dabei behauptete er freilich, was mehr von Einfallsreichtum als von Aufrichtigkeit zeugt, für sein Hinscheiden gebe es gewichtige Gründe der Dokumentation und des Studiums.

Nach dem Tod ihres Anführers, der unter diesen unglücklichen Verweigerern der zornmütigste und aufgeregteste gewesen war, ging die Sekte zu gemäßigteren Lehren über. Sie begann den Tod zu beklagen oder, wie es nicht ohne ironische Feinheit hieß, »von ihm abzuraten«; auch die Vorstellungen von den Toten wandelten sich, wie noch in den eigenen Worten der Sektierer dargelegt werden soll.

Manche von ihnen waren nun nämlich der Ansicht, die stumme Verstocktheit der Toten rühre nicht von Arroganz oder Gemeinheit her, sondern davon, daß die Toten nichts anderes als Idioten seien. Diese These läßt zwei Deutungen zu, von denen die eine ganz verzweiflungsvoll, die andere vorsichtiger ist.

»Nach dem jetzigen Stand der Erkenntnisse«, so wird erklärt, »ist es nicht auszuschließen, daß das Sterben in seiner Entsetzlichkeit den unglücklichen Patienten verdummt. Und vielleicht versetzen ihn der Anhauch

einer jenseitigen Welt, der Ansturm unkörperlicher Stimmen, die geheime und zugleich brutale Beraubung seiner Glieder, das Aufhören oder die Umkehrung der Liebe, die Einsamkeit und der Kontakt mit neuen unbekannten Massen, zu denen er vielleicht keine Beziehung findet und die er als überwältigend empfindet, in einen Zustand umnebelter Starre, dem kein Gebet und kein Opfer ihn entreißen kann; und wir wissen auch nicht, ob für diese entsetzliche und entsetzte Lähmung je ein Heilmittel zu erhoffen ist.« Andere begegnen den Toten, die sie als Klasse verstehen, mit scheuerer Höflichkeit und meinen: »Wenn, wie manche Leute nicht unbegründetermaßen annehmen, die Toten Idioten sind, so kann das nicht von der Verdummung des Sterbens herrühren, die alle Hingeschiedenen in gleicher Weise treffen müßte; sondern davon, daß wir bisher nur Kontakt mit idiotischen Toten aufgenommen haben. Und das kann zwei Gründe haben: erstens versteht es sich nach rein statistischer Berechnung von selbst, daß die Mehrheit der Toten, ja wir möchten sagen, beinahe ihre Gesamtheit wenig mehr als idiotisch sein muß, da in den avernischen Räumen das gleiche prozentuale Verhältnis wie auf der Erde wiederkehrt; andererseits kann es sein, daß die Toten stufen- und ebenenweise angeordnet sind und daß die Dummen wegen ihrer natürlichen Schwere die unteren und untersten Schichten bevölkern, während die klugen Optimaten in den höchsten Höhen schweben; und daß unsere Sonden sich in diesem Plankton der Toten verfangen haben; wie Netze, die sich mit winzigen nicht eßbaren Fischen füllen, während die großen Arten, schwer von Fleisch und mächtig an Flossen, sich in der Tiefe aufhalten, um sich dort eines Lichtes, das nicht das unsere ist, zu erfreuen.«

Noch andere merken, nicht ohne Feinsinn, an: »Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Schuld an dieser schmerzlichen Situation bei der offen zu Tage liegenden, lächerlichen Servilität der Lebenden gegenüber den Toten zu suchen ist: bei ihrer stets zu den kindischsten Lügen bereiten Ergebenheit, bei der Demut, mit der die geringsten Hinweise auf deren Gegenwart aufgenommen und gefeiert werden, bei dem Reliquienkult und dem Betrug der Grabinschriften; entweder hat das alles die ehrenhaften und anständigen Toten zutiefst angeekelt und nur der Hefe der Unterwelt geschmeichelt; oder die Verstorbenen, in ihrer Blutlosigkeit und ihrem Schmachten, haben sich gewissermaßen an dieser törichten Hochstimmung berauscht wie Schmierenschauspieler, die man zu Göttern der Bühne hinauflobt.«

Auf der Voraussetzung fußend, diese Hypothese stimme, die Toten seien – aus welchen Gründen auch immer – Idioten, sind einfallsreiche Vorschläge gemacht worden; manche Leute wollen die vom Tode erschreckten Toten umerziehen, »wie man es mit den Zitterern macht«, und möchten sie dazu mit Spielzeug und Totentand herbeilocken; mit schmerzlichen und schmeichelnden Liturgien, mit Grabsteinen, Totenopfern und kultischen Tänzen. Und ihnen damit zu verstehen geben, je mehr sie den Lebenden entgegenkämen und sich aus ihrer zerstörerischen Starre lösten, ein desto größerer Tribut werde ihnen von jenen zuteil. Andere schlagen vor, und das ist ein tollkühner Einfall, Jünglinge von hohem Mut und klarem Geist zu trainieren; sie mit dem Tod vertraut und zu ihrem eigenen Tod bereit zu machen; und wenn sie dazu reif sind, sie schmerzlos auf den Weg zu schicken und aus diesen Zerstörungsspezialisten den Brückenkopf im unbekannten Land zu machen; wo sie Kontakt mit verschiedenen Gruppen von Toten aufnehmen müßten, die Guten und Besten abrahmen und sie schließlich als laienhafte, logische Seelenführer zum Gespräch mit den Lebenden veranlassen.

Nach Meinung anderer, die höflicher sind, sind die Toten nicht so sehr töricht oder feindselig, sondern taub; nach ihrer Meinung ist der Tod eine krachende Explosion, wie man sie noch nie gehört hat, die unausweichlich das Gehör verstümmelt: infolgedessen wurden jene, die vermutlich unendlich wattierte Räume bewohnen, unsere Stimmen nicht wahrnehmen und vielleicht gar nicht mit ihnen rechnen. Schließlich gibt es Leute, die sich vorstellen, die Toten seien von der Kälte der Räume, die sie bewohnen, ganz träge und fühllos geworden; als eine Maßnahme, die jedem Versuch zu einem Gespräch vorangehen müßte, schlagen sie deshalb vor, diese Orte mit Wärmeraketen aufzutauen.

Aber es gibt auch Leute, die davon überzeugt sind, daß das Widerstreben der Toten nicht von ihrer Ungeschicklichkeit, von hochmütiger Abneigung oder bedauernswerter Taubheit herrühre; sondern von einer bedrückenden Unfähigkeit, von unüberwindlichen Hindernissen, von Betrug und heimlicher Vergewaltigung: von wem verordnet oder zugelassen, ist hier zu diskutieren der Ort nicht.

III

Bis hierher haben wir von den Einwänden gesprochen, die die Gespräche mit den Toten verhindern. Sie stammen von Leuten, die ein solches Gespräch für unzulässig oder überflüssig halten, weil die Hingeschiedenen verblödet, taub oder zu unbeholfen seien.
Andere indessen halten das Problem der Thanatokommunikation für ein durchaus technisches, ähnlich dem Bau von Straßen und der Eröffnung neuer Schiffahrtsrouten, und sind darum der Meinung, es entziehe sich jedem wertenden Urteil. In dem Vertrauen darauf, daß irgend ein Weg sich schließlich auftun wird, haben sie sich daran gemacht, so komplizierte Dinge zu erdenken, daß den Toten schließlich nichts übrig bleibe, als sich dieser erfindungsreichen Belagerung zu ergeben und mit den Lebenden ein Gespräch zu beginnen.
Um das Problem mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu stellen, haben jene zuvor gewisse Fragen beantworten müssen; da diese entweder den Ort, an dem die Toten sich aufhalten, oder ihre Gestalt oder ihre Sprache betreffen, wollen wir sie in der genannten Reihenfolge kurz prüfen.
Was den Ort angeht, an dem sich die Toten aufhalten, so hat manch einer schon Klage geführt über »jene kränkende Ungenauigkeit der Verstorbenen hinsichtlich ihres Aufenthaltsortes und ihre nur ganz allgemeinen Hinweise – ›dort oben‹, ›dort unten‹ –, als befürchteten sie eine Invasion taktloser Bittsteller und nicht abzuweisender Bettler.‹ Und es gibt Leute, die dieses Widerstreben zum Anlaß genommen haben, um den Verdacht zu äußern, das Jenseits sei ein übelbeleumundetes und zweideutiges Quartier, eine riesige Garçonnière, geheim, wenn auch vom Umfang des gesamten Weltalls, der Schauplatz von zügellosen, obgleich unkörperlichen Ausschweifungen.
Aber man überfliege das folgende Zeugnis: »Als ich mir vor nunmehr vielen Jahren diese Frage zum ersten Mal stellte, begann ich nachzuforschen, welchen Wohnort die Toten sich ausgesucht hätten oder wo sie angesiedelt worden seien. Ausgehend von der Voraussetzung, daß die Toten keinen unzugänglichen Ort bewohnen – denn andernfalls wäre jede Mühe vergeblich und jede Anstrengung umsonst – gleichwohl einen Ort, der wohlbeschützt ist, überschlug ich in meinem Gedächtnis gewisse alte Geschichten und stellte mir vor, ihre Welt sei der unseren dicht benachbart, aber auf engen Raum beschränkt; was sicherlich ein wirkungsvolles Versteck

wäre, denn wer könnte schon alle derartigen Orte auf dieser Welt gründlich durchstöbern?« Der Bericht erzählt dann mit einer etwas zu wortreichen Genauigkeit, wie verschiedenerorts ein Netz von Informanten, Komplizen oder, wenn man so will, eine Gemeinschaft von Spionen unterhalten wurde, die alle ihr Augenmerk auf die Erkundung irgendwelcher Hinweise richteten, durch die schließlich, um es einmal so zu nennen, das Koordinatenkreuz des Totenlandes ausfindig gemacht werden sollte.
»An einem Abend im vergangenen Winter«, wir beginnen hier noch einmal das seltsame Dokument zu zitieren, »erhalte ich von einem meiner Verbündeten, der als Wache an einen ländlichen Ort abgestellt war, eine nicht weniger erregte als erregende Botschaft; er habe, so teilte er mit, etwas so Eigenartiges entdeckt, daß er kaum daran glauben könne. Der eisigen ungastlichen Nacht mit der Hundstagshitze meiner Erregung trotzend, wage ich mich hinaus und eile im Schneelicht durch die Schwärze der Nacht; ich komme zu meinem Freund, treffe ihn wach und tief erschüttert an; in aller Eile drängt er mich zu einem alten Schuppen, wo ein paar landwirtschaftliche Geräte aufgestapelt sind. Er reicht mir etwas, was er wer weiß woher genommen hat, ein Sechseck aus Metall, die eisige Zelle eines mechanischen Bienenkorbes, eine verrostete, abgenutzte Schraubenmutter, die in ihrem ungeliebten Schoß ein feines Maschengespinst beherbergt; er gibt mir ein Zeichen, ich solle sie an mein Ohr halten. Ich gehorche, und siehe da, ein mattes Gemurmel, ein Klagen, ein kaum hörbares und darum doch nicht minder menschliches Geheul. Ich zittere, bin aufgeregt und bekomme alle Ohnmachtszustände des Deliriums zu spüren. Das also wäre die Zufluchtsstätte der Toten? Waren die Verstorbenen also so winzig, daß sie alle auf diesem knappen Raum zu versammeln waren? Oder standen sie unter dem Schutz einer raffinierten Unsichtbarkeit? Richteten sie sich etwa, Ellenbogen an Ellenbogen, in diesem mikroskopisch kleinen Trichter ein? Wir lauschen dem mit Wimmern untermischtem Geschrei und, vielleicht auch das, bitteren Vorwürfen. War dies das düstere Reich der Verdammten? Oder eine von deren Vaterland abgetrennte Kolonie? Und – eine neue und beunruhigende Frage – seit wann existierte dieser Gegenstand? Zehn Jahre, nicht länger. Dann mußte das Reich der Tiefe also Umzüge erdulden? Oder war dies eine kaum eröffnete Filiale, ein Satellit für frisch Verstorbene, für Mörder, die der eigene Tod noch nicht von dem der anderen reingewaschen hatte, oder für Selbstmörder, die kein Tod jemals von dem eigenen erlösen würde?

Nach etwa einer halben Stunde verstummte die Schraubenmutter. Weh mir, sie waren also an einen anderen Wohnort weitergewandert. Wohin? Wie sollte man sie verfolgen? Wo, unter welcher Verkleidung, in welchen kunstvollen Verstecken hausen die unzuverlässigen, stets sich entziehenden Verstorbenen? Ich verzweifele daran, dem Wissen jemals wieder so nahe zu sein. Und wonach sich einst meine Intelligenz sehnte, ist jetzt zu nagender Pein, zu geduldiger, zerstörerischer Qual geworden und läßt mich vorschnell altern; als sehnte ich mich jenem Übergang entgegen, der als einziges uns bekannt ist.

Seit einiger Zeit habe ich begonnen, hohle Baumstümpfe zu untersuchen, ob ich dort nicht jemanden finde, der in die Unterwelt hinabsteigt; ich klopfe mit einem Stock an die Stämme; wenn einer hohl klingt, durchstöbere ich ihn, erschrecke Eidechsen und Schlangen. Ich sehe, wie diese Tiere über das Gelände fortflitzen, und frage mich: ob sich das Totenreich nicht im hohlen Zahn einer Eidechse befindet oder in einem Schlangenei, ob es am Ende an der Netzhaut einer Kanalratte hängt?«

»Wenn die Toten Nomaden sind«, so schreibt ein anderer Forscher, »müßte man Instrumente aufstellen, die sie aufzuhalten vermöchten, wenn sie mit ihrem Hausrat von einer Wohnung zur anderen ziehen; zum Beispiel winzige mit Leim bestrichene Netze, in denen sie sich bei ihrer Flucht verfangen, wenn sie sie rings um ihre kümmerliche Behausungen ausgespannt finden.« Aber ein anderer glossiert das so: »Wenn die Toten aber luftige oder Meereswesen sind, wozu dann der Leim? Willst du etwa Wirbelsturm oder Wasserschwall festleimen?«

Anderswo lesen wir: »Aus dem wirren Gerede seines sterbenden Vaters glaubt ein Freund entnehmen zu dürfen, daß die Toten fast wie Mehl behandelt werden; das heißt, sie werden mit gewissen empyräischen Wassern zu Teig angerührt, mit Hefen vermischt, an einem vollkommenen Licht, das sie da oben haben, gebacken und dann wie Blätterteig über die Himmelsweiten gebreitet. Er behauptet, die irdischen Toten bildeten einen zusammenhängenden Fladen, der sich aus der Umgebung des Mondes durch den Weltraum bis zum Mars hin erstreckt, ohne allerdings ganz an ihn heranzureichen. Er sei eine mürbe, mehlartige, süß durchweichte Masse, die von der in sie eingekneteten Himmelsluft blasig geworden ist; geeignet für empyräische Mägen, sofern es solche gibt; ja er fährt fort, das Ende der Welt werde ein gewaltiger, köstlicher Leichenschmaus sein, bei dem die hochheiligen Tischgenossen sich von eben diesen Fladen er-

nähren. Warum also nicht Sonden in diese Himmelsgegend senden, die aus einer so schwammigen Greifmaterie bestehen, daß sie uns Nachricht geben können, ob sie auf ihrem Flug vom Totenmehl bestäubt worden sind, Bissen von dem superben Fladen, der unseren alteingewurzelten Hunger am besten zu stillen vermöchte?«

Die Sucher, die davon überzeugt sind, daß das Totenreich winzig klein ist, schreiben, sie hätten es nicht selten an sonderbaren und unwahrscheinlichen Orten identifiziert; in einer alten, nicht mehr benutzten Uhr, in einem verrosteten Türschloß, in einem unbrauchbar gewordenen Bleistiftspitzer. Jemand, dem auffiel, wie häufig mechanisches Gerät als vermutlicher Aufenthaltsort der Toten genannt wird, hat sich ausgemalt, daß das gewundene Innere solcher Instrumente den verschiedenen Hierarchien der Verstorbenen eine schöne und ordentliche Aufstellung ermögliche. Jedenfalls aber blieben diese hypothetischen Kontakte stets flüchtig; nach kurzer Zeit zogen die Toten um, entweder weil sie entdeckt worden waren oder von innerer Unruhe getrieben, aus freier Wahl oder gezwungenermaßen, und man verlor ihre Spur aus den Augen. Man lese das diesen Tatbestand belegende Zeugnis: »Ich bin sicher, daß ich nicht weniger als achtzehn Minuten lang den Wohnort der Toten in einem alten Vorlegeschloß, einem Türschloß, wahrgenommen habe; einem gewiß unwürdigen Ort, der aber von jenen unter uns, die sich mit dem meisten Recht mit diesen Dingen beschäftigen, für durchaus passend erachtet wird; einem Vorlegeschloß, heißt das, voller Rost, das, seit langem nicht mehr benutzt, mit seinem gebogenen Stil an einer Tür des Dachbodens hing. Als ich mir eines Morgens teils häuslicher Notwendigkeiten wegen, teils um meiner Sucht, den Toten nachzustellen, ein wenig Nahrung zu geben, im Vertrauen darauf, daß dieser Wust von abgelegten und kaputten Dingen den Toten auf Wohnungssuche verlockend erscheinen müßte, gerade hier zu tun machte, nahm ich bei der Berührung dieses Schlosses ein gänzlich ungewohntes Geräusch wahr; es klang wie Spott, als wolle man mich, ohne mich zu verachten, necken; und zugleich wie schmerzliches oder flehentliches Gejammer; als wolle man mir im gleichen Atemzug sagen: »Du Dummkopf, siehst du denn nicht?« und »Warum nimmst du mich nicht wahr?« Da mir die unbeständige und flüchtige Natur derartiger Behausungen wohlbekannt ist, achte ich darauf, kein Erstaunen, keine Angst und kein Interesse an den Tag zu legen. Ja, um meine List besser zu übertünchen, sage ich mit halblauter Stimme – als seien die Toten nicht hart-

hörig, wie manche Leute unterstellen: »Dieses Schloß muß geölt werden.« Und während ich heimlich zu ihm hinüberschiele, tue ich so, als machte ich mir andernorts zu schaffen; und als ich dann wieder daran vorübergehe, hebt neuerlich ein Wimmern und Jammern in einem gewissen psalmodierenden oder litaneienartigen Rhythmus an; ich trete näher und, als geschähe es zufällig, strecke ich die Hand aus, als wolle ich das Schloß hochheben. Hebe das Universum hoch. Da drinnen steckte die Weltvergangenheit, steckten vielleicht alle ihre Sünden. Ich nähere mein Auge dem Schlüsselloch, ich lausche: und siehe, mich betäubten ein dumpfes Stimmengewirr, ein Pfeifen, Hohnlachen, Ächzen, Glucksen, Räuspern und vielleicht abgehackte Silben, Fetzen von diesem oder jenem toten und verborgenen Wortschatz, Asche verwester Grammatiken, die von einem katastrophalen Zyklon en miniature aufgewirbelt waren. Da schrie ich in das Türschloß hinein, schrie: ›Wer seid ihr?‹ und stellte weitere Fragen, flüsterte und brüllte, aber das Wimmern änderte sich nicht, nichts antwortete mir. Schließlich beruhigte sich der Sturm der Stimmen; und in weniger als fünfzehn Minuten verstummte er gänzlich. Und als ich das nunmehr schweigende Vorlegeschloß hochheben wollte, fand ich es leicht wie stets; ich nahm es von der Tür ab, entdeckte darin aber nichts anderes als seinen Mechanismus, als Rost und Staub. Ich frage mich, ob jene meine Stimme vernahmen, und ob, wenn sie sie hörten, sie etwa nicht begriffen, daß es die Stimme eines Freundes war; oder ob sie, schlicht und einfach, meine Worte nicht verstanden.«

Anläßlich solcher Forschungen ist angemerkt worden: »Wer versichert uns, daß in Vorhängeschlössern, kaputten Uhren und Schubladen oder auf überfüllten Dachböden nur die Toten Aufnahme finden, die in jenseitigen Reichen organisiert sind? Auch andere Wohnungsuchende können diese Räume bedrohen: vagabundierende Wesenheiten, Meta-Ganoven, obdachlose Schreckgespenster und vielleicht sogar Wesen, die weniger als tot sind, gescheiterte Tote, ausgewiesen aus den legitimen Bereichen der Toten. Und würde nicht gerade das die Wahl so armseliger und unangemessener Behausungen erklären? Sind sie für jene nicht etwa das, was für andere Parkbänke und Brückenbögen sind? Und ist dieser unsinnige Lärm nicht etwa das Krakeelen Betrunkener und die Schlägereien von Raufbrüdern?«

Anmerkung

Vagabundierende Wesenheiten sind die Hochbetagten; als nie Geborene sind die Hochbetagten auch niemals gestorben und werden vermutlich auch niemals sterben, wenn man sie auch nur ungern als ewig bezeichnet. Vermutlich wird ihr Tod beständig hinausgeschoben oder, nach einer theokratischen Fiktion, als bereits stattgehabt betrachtet. Katzenhaft und verschmitzt sind sie, wenn auch ohne Grund höchst unglücklich. Ihre Gestalt ist verschieden. Einmalig aber ist ihre Eigenschaft, stets geneigt zu sein. Sie rutschen deshalb ständig aus, geben sich aber dabei der Illusion hin, es handele sich nur um ein kurzes Abgleiten und nicht um den endgültigen Sturz in endlose Abgründe. Alle paar Jahrhunderte soll ein Konklave im Weltraum einberufen werden, um für den Kummer der Hochbetagen Abhilfe zu schaffen. Aber die Versammlungen vertagen sich und jene Seelenfetzen überleben. Ihre Herkunft ist dunkel; ihr Wesen unangenehm; ihr Los verzweifelt wie das von Sterbenden, die niemals sterben.

Meta-Ganoven: Stätten der Bosheit und Schlechtigkeit und zugleich der Unreife; von manchen für Seelen von Fehlgeburten gehalten; Metapher, um den von ihnen hervorgerufenen Eindruck angeborenen Gefühlsmangels zu bezeichnen; ihre Entlassung aus dem Mutterschoß der Nacht in die Welt – in jene Welt – und ihr Behaftetsein mit deren eklem Kindspech sind als Konzentration von Zähnen und Sommersprossen zu beschreiben. Angeblich hat man versucht, die Mütterlichkeit bei den Kometen zu fördern, um sie zu veranlassen, sich dieser Schwererziehbaren anzunehmen; ob das bloße Sage ist, ist mir unbekannt. Doch was die Weiblichkeit der langhaarigen Kometen angeht, wäre mancherlei dazu zu sagen, was nicht in diesen Diskurs gehört.

Schreckgespenster: Gazestreifen von unvollkommener Syntax, die wie Werbetexte oder Parteislogans über den Himmel gespannt sind; unendlich zerreißbar und neu zusammensetzbar; rudimentäre, zufällig verteilte Matrizen von Großbuchstaben; neigen zu unmotivierter oder jedenfalls unerfreulich wirkender Begeisterung; harmlos, aber durch ihre Schwerfälligkeit und moralische Dürftigkeit ein wenig abstoßend; machen den Eindruck von Makulatur; auch Druckfehler des Weltalls genannt.

Gescheiterte und ausgewiesene Tote: nach Verlautbarung von gut informierter Seite ist Sterben kein endgültiger, sondern ein vorläufiger Vorgang; die Eigenschaft »tot« ist kein natürlicher Zustand, sondern ein Amts- oder Adelstitel, ein zu erwerbendes Privileg. Sterben heißt, ein Formular zwecks Aufnahme in die Vorbereitungskurse zum Totsein ausfüllen; der Frischverstorbene wird zu einer gewissen Disziplin angehalten; er muß einen bestimmten Unterrichtsstoff lernen, Riten ausüben und seinen Umgang beschränken. Die Durchgefallenen werden vom Zugang zur Unterwelt ausgeschlossen. Die einen vegetieren vor ihren Toren dahin, andere vagabundieren oder kehren zu den Lebenden zurück. Streitsüchtig und rauflustig zettelt dieses Lumpenproletariat der Toten häufig Unruhen von den Pforten des Empyräums an; rottet sich mit den Schreckgespenstern zusammen und hetzt diese Dummköpfe auf und liefert den Hochbetagten Bettlerideologien oder den Infantilen verbohrte Lasterparolen.

IV

Andere halten es für ausgemacht, daß die große Schwierigkeit, mit den Toten Verbindung aufzunehmen, nicht darauf beruht, daß diese sich an unvorhergesehenen, unzugänglichen und tonlosen Orten befinden, sondern im Gegenteil darauf, daß die Toten keine festen Wohnsitze oder solche von unerhörten Ausmaßen haben.
So wird behauptet: »Die Toten konzentrieren sich nicht an dafür bestimmten Orten, sondern sind – zufällig, nach Lust und Laune oder getrieben von jenen Winden, die angeblich durch den Weltraum wehen – über das gesamte Universum zerstreut. Und wenn, was nicht unwahrscheinlich scheint, die Erde der einzige Ort ist, der – Zeichen höchster Effloreszenz, edelster Zersetzung und eines zermürbten Selbstbewußtseins – zur Produktion von Toten geeignetes Leben beherbergt, kann man sich die Dichte der über den Kosmos verteilten Toten vorstellen. Ein paar Dutzend Verstorbener für ganze Planetensysteme gleichen demnach schon einer kaum erträglichen Massenansammlung. Und wie hoch wäre wohl die Wahrscheinlichkeit zu veranschlagen, auf einen von ihnen zu treffen, wenn sich in unserem Sonnensystem zehn, hundert oder auch tausend aufhielten? Und wie hoch wohl die, Toten von so einzigartiger moralischer und intellektueller Qualität zu begegnen, daß es sich lohnte, stehen zu bleiben und

sich mit ihnen zu unterhalten? Und selbst wenn es auch anderswo Leben gäbe, fähig, zum Tod heranzureifen, was hätten wir davon? Gewiß würde unsere Luft dann von einer sehr viel dichteren Totenschar wimmeln, aber wegen ihrer Sprache, ihrer Sitten und Leidenschaften wären sie für uns doch unaussprechbar, fremd und vielleicht sogar abstoßend. Und vielleicht wäre es noch verzweiflungsvoller, unter sovielen heterogenen Toten suchen zu müssen, um aus ihrer Masse unsere ganz verstreuten und vereinzelten Landsleute herauszufischen.«

Andere erklären ein wenig unterschiedlich: »Es ist nicht ausgeschlossen, daß blutsverwandte Tote sich in benachbarten Zonen konzentrieren, was freilich nicht heißt, daß diese Zonen unserer Welt benachbart sind. Die Metaphern ›Himmel‹ und ›Avernus‹ in der poetischen Volkssprache sollten gerade sagen, daß der Aufenthaltsort der Toten dem unseren weniger fern als unähnlich ist. Zugang zu ihm fände man darum nicht so sehr durch kühne Überfälle, vielfältige Hausfriedensbrüche und Versuche, die Bronzepforten mit Gewalt aufzubrechen, sondern durch Listen, überraschende und scheinbar zufällige Annäherungsversuche, vielleicht auch durch gefälschte Dokumente oder durch Bestechungsgelder.

Wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, daß die Toten am Ende ihres melancholischen, außerordentlich mühsamen und – worauf uns die archaischen Baedeker der Unterwelt hinweisen – gewundenen Weges in großen Lagern, vereinzelten Villen oder Städten untergebracht, von terroristischen Bergketten, didaktischen Wäldern und metaphorischen Türmen und Geheimtüren beschützt und von allegorischen Ungeheuern wie dem unerschütterlichen, verbissenen SCHWEIGEN, der keuschen und eisigen FERNE und der geduldigen TRAURIGKEIT und außerdem von Engeln und Dämonen, den Wachtmeistern und Beamten der TIEFE bewacht werden, wie dürften wir uns dann in dieses Tibet des Nichtseins wagen, wenn nicht verborgen unter der Maske aller Listen des Nichts?«

Aber wir lesen auch: »Wer davon ausgeht, daß die Toten schwerhörig sind, hält den Tod für eine die Verstorbenen betäubende Explosion. Unter dieser Voraussetzung wird der Versuch, mit den Toten Verbindung aufzunehmen, nicht nur zu etwas außerordentlich Schwierigem, sondern zu einem geradezu lächerlich schwierigen, zweideutigen und possenhaften Unternehmen. Wir glauben, daß der Tod zwar ein Sprengstoff des Empyräums ist, zugleich aber etwas, das sich nicht außerhalb des Sterbenden befindet, sondern in seinem Inneren. Also dehnt sich dieser beim Sterben

unglaublich aus, verdünnt sich dadurch und löst sich auf. In diesem Fall bestünde die eigentliche Schwierigkeit darin, daß die Toten in ihrer gasförmigen Verdünnung überdimensionale Ausmaße annähmen und so gewaltig wie Kontinente, natürliche oder künstliche Planeten wären. Und gewisse, damit zusammenhängende Probleme wollen wir hier nicht einmal berühren: ob nämlich dieses Maß von Verdünnung die gemeinsame Anwesenheit mehrerer, nur durch äußerste Trennschärfe zu unterscheidender Toter auf dem gleichen Raum gestattet; oder ob die Toten nicht im Gegenteil durch ihre Luftförmigkeit gezwungen sind, möglichst großen Abstand zu halten, damit sie bequem schlittern und wie ein Gummiball von Ort zu Ort hüpfen können.«
Die Anhänger der verschiedenen Lehren schlagen die Aufstellung eines Kondensators vor, der eine größere Anzahl von Toten auf die Erde ziehen oder diejenigen, die sie bereits umschweben, verdichten und verfestigen sollen. Dabei sind einige Leute der Meinung, die Toten seien durch strudelartige Kreisbewegungen an einem Ort zu versammeln; andere phantasieren von einem Magneten, einer Art bewegungslosen Motors, an den sich der Schwarm der luftförmigen Toten ansetzen und wie Milch gerinnen solle. Andere möchten riesige Vogelnetze in den Himmelsraum schleudern, an denen Flocken des Entbeinten festkleben sollen, die man später wieder in die richtige Ordnung bringen und zusammennähen will. Wieder andere denken an das Aussprühen von klebrigem Schaum und sind sicher, daß man auf diese Weise genügend Bruchteile von dem flockigen Toten einfangen könnte, um sie später auf der Erde wieder zusammenzusetzen.

V

Denen, die behaupten, der Verstorbene sei von derartigen Dimensionen, daß zunächst eine Kondensation oder Koagulation nötig sei, ist erwidert worden: »Wenn die Toten wirklich solche Ausmaße hätten, wäre nicht zu vermuten, daß unsere Instrumente dann irgendeinen Hinweis auf ihre Gegenwart angezeigt hätten? Wir halten es vielmehr für wahrscheinlich, daß die Schwierigkeit, die Toten aufzustöbern, eine Folge ihrer außerordentlichen Kleinheit ist. Sie sind halb so groß wie Bakterien, die gesamten Toten des römischen Reiches klammern sich an das Karussel eines Elektrons. Mit welchen Instrumenten sollen wir uns unter diesen

Umständen an die Lösung des Problems machen, mit den Toten Verbindung aufzunehmen?« Und sie erklären: »Wir haben Stimmenverkleinerer konstruiert, deren Aufgabe es ist, die menschliche Stimme in exakter Miniatur nachzuahmen. In lebenden und toten Sprachen haben wir dann Elementarsätze formuliert; die so aufgenommenen und verkleinerten Stimmen sind an zahllose winzige Orte – die Topoi – ausgestrahlt worden. An jedem so bearbeiteten Topos ist ein Verstärker angebracht worden, der das Keuchen der gequälten Bakterien zur Lautstärke einer Autohupe und das Gekoller in den Bäuchen verdauender Phagozyten zu einem vulkanischen Donnern anschwellen läßt. Die Resultate sind dürftig, was insofern nicht erstaunlich ist, als die Zahl der Topoi potentiell unendlich ist. Und gleichwohl scheint eine Gruppe unserer Forscher jüngst von einem dieser Topoi einen flüchtigen Hauch wie *haklut* oder *haglut*, jedenfalls mit hörbarem H, zur Antwort bekommen zu haben: ein gewiß dunkles Wort, vielleicht aus einer den Lebenden unbekannten, seit geraumer Zeit untergegangenen Sprache oder, wie manche meinen, ein Eigenname. Die phonischen Stimuli, die in der Folge an den selben Ort ausgestrahlt wurden, führten zu keinerlei Antworten, außer zu einem kurzen Laut, der, so schwer das zu glauben ist, wie ein Nachäffen klang.«

Andere, die ebenfalls dazu neigen, an die mikroskopische Winzigkeit der Toten zu glauben, raten zu einer anderen Methode: »Warum nicht, anstatt mit unserer Apparatur Topos nach Topos abzutasten, künstlich durch Kondensation einen Metatopos schaffen. Damit wüchse die Wahrscheinlichkeit, auf einen aktiven Topos zu treffen, beträchtlich.« Ihnen wird indessen erwidert: »Wir wissen nicht, ob die Belästigung, die diese Konzentrationsversuche für die Toten bedeuten, sie nicht in gewissem Ausmaß verwirren, befremden und bestürzen kann. Dergleichen Behandlungsweisen scheinen uns unzulässig, wenn nicht zuvor geklärt worden ist, daß sie den Verstorbenen nicht schaden.« Wagemutiger, ja vielleicht tollkühner schlägt ein anderer vor: »Die Ähnlichkeit zwischen Toten und Bakterien legt einen anderen Weg nahe, das Problem anzugehen und vielleicht mit ihm fertig zu werden. Möglicherweise gibt es bevorzugte Lebensbedingungen, die für das Wohlergehen der Hingeschiedenen besonders günstig sind, das heißt angenehme Nahrung, sanft erwärmte Wohnung und erquicklichen Verkehr. Warum nicht künstlich eine solche Umgebung schaffen, kurzum, im Reagenzglas eine Totenkultur anlegen? Und wenn es uns gelänge, eine Gelatine, ein besonderes Nährpräparat ausfindig zu machen,

auf dem die Toten gedeihen, dann könnten wir mit der Laboratoriumsarbeit beginnen, könnten die Toten, so oft es nötig ist, Experimenten unterziehen und sie, die ewig Widerspenstigen, schließlich zu einem zusammenhängenden und sinnvollen Gespräch zwingen.«
Und denen, die bezweifeln möchten, daß diese Züchtung der Toten ihrem möglichen Beitrag etwas von seiner Ursprünglichkeit und seinem Aroma nehmen könnte, wird erwidert, daß die Bakterien, die im Reagenzglas, anstatt im menschlichen Blut leben, darum keineswegs weniger virulent und angriffslustig sind und daß diese Züchtung schließlich bestimmt den Toten selbst zum Nutzen gereicht, und sie davon abhält, im eisigen, ungastlichen Weltraum umherzuirren. Und es gibt Leute, die sich nicht scheuen, von der »Zivilisierung« der Toten zu sprechen, die an freundlichen Orten angesiedelt und einem sozialen Nutzen zugeführt worden sind. Insbesondere wird denen, die danach fragen, welchen Experimenten man die Toten zu unterziehen gedenke, die Antwort zuteil: »Moralischen Experimenten. Wie sie zum Beispiel auf Gut und Böse reagieren, ob sie füreinander Zuneigung, ob sie Eifersucht und Verdacht empfinden können, ob sie menschenfeindlich oder gesellig, ob Spaßmacher oder Hypochonder; ob sie an den bösen Blick und Zauberei glauben und bannende Mittel dagegen kennen; ob sie endogam oder exogam sind, das heißt ob sie sich mit den Toten von einem anderen Stern paaren oder darauf beschränken, sich nur mit Erdenbewohnern zu verbinden, oder ob sie am Ende geschlechts- und kinderlos sind. Naturwissenschaftlichen Experimenten: ob sie einer Art von Entwicklung unterliegen; ob sie gute elektrische Leiter sind, schließlich, ob sie sterben und ob es bejahendenfalls möglich ist, sie umzubringen. Dieses letzte Experiment würde die Nachprüfung der Vermutung erlauben, daß nicht nur unser Tod ihre Geburt darstellt, was selbstverständlich ist, sondern daß ihr Tod unsere Geburt ist. Auf jeden Fall würden derartige Experimente uns erlauben, unsere Vorfahren zurückzuerwerben, die sich in winzigen, tragbaren und soliden Behältern aufheben ließen. Und ein solch kleines Zylinderglas, randvoll mit Toten von den Heutigen bis zu den Neandertalern, wäre das unserer Zeit entsprechende Wappen und zugleich ein unerschöpflicher Vorrat an Vergangenheit, dem wir dank der Schaffung geeigneter Lebensbedingungen für die Toten unendliche Informationen, Merkwürdigkeiten und Erhellungen entnehmen könnten.«
Diese Idee, die Toten durch die zwar nicht unverhüllte, aber wohlver-

ständliche Drohung zum Sprechen zu bringen, gegebenenfalls werde man auf wer weiß welche Gewaltanwendung und wissenschaftliche Grausamkeit zurückgreifen, hat die Vertreter der Kirche und die Humanisten auf den Plan gerufen, die es sich haben angelegen sein lassen, die, wie sie sagten, »Manipulation der Toten von morgen zum Schaden der Toten von gestern« zu beklagen. Worauf – nicht ohne unwissenschaftlichen Groll – geantwortet wurde, den Toten als hartnäckigen Rebellen und rückfälligen Schweigern dürfe alles und jedes angetan werden; und wenn ein jenseitiger Sadist sie zu diesem Schweigen zwinge, so sollten sie jetzt andere Sadisten kennen lernen; schließlich werde irgendwer, zwischen gegensätzlichen Ängsten hin- und hergerissen, dann schon nachgeben. Und Wissenschaftlichkeit mit einer barbarischen, faschistisch angehauchten Pädagogik verbindend, gab jemand die irre und ruchlose Parole aus: »Laßt uns die Toten kolonisieren.« Das kam von Leuten, die daran dachten, die Toten in ihre Gewalt zu bekommen, sie zu züchten, besonderen Lebensbedingungen zu unterwerfen und wie Sklaven zu Arbeiten und Aufgaben einzusetzen, die von lebenden Menschen abgelehnt werden: zu zwischenweltlicher Spionage, jahrhundertelangen Raumfahrten, Tiefsee- und Höhlenforschung.
Schließlich meint jemand, dieser Angriff auf die Toten, der sie zu Verteidigungsmaßnahmen veranlassen und vielleicht sogar dazu zwingen würde, sich zu organisieren, könnte Ausgangspunkt für eine universale Dialektik von Welt und Überwelt werden, die zu einer Erneuerung aller Dinge führen würde. Von ihr wäre eine Entthronung der Weltraumtheokratie zu erhoffen und anschließend daran allgemeine und Parteiversammlungen, Wahlen, Debatten ohne gegenseitige Behinderungen und schließlich gemeinsame Beschlüsse. Und vielleicht, so schließt dieser unbeirrbare Ideologe, dieser phantasievolle Revolutionsprophet, wird dann jener letzte Tag kommen, an dem der Senat der Lebenden und Toten gemeinsam einen Antrag durchbringt, der den PRÄSIDENTEN DER UNSTERBLICHEN in die Minderheit versetzen wird.

VI

Um vollständig zu sein, geben wir hier auch andere Lehren von unterschiedlicher Glaubwürdigkeit wieder. Daß die Toten sehr dünn und lang

sind. Nach Meinung der einen bis zu drei oder vier Kilometern, nach Meinung der anderen Tausende von Meilen lang, weshalb sie denn auch beträchtlich aus der irdischen Atmosphäre hinausragen. Wenn die erste Beschreibung stimmt, wäre es vielleicht nicht unmöglich, die Toten als eine Art Antennen zu benützen; trifft indessen die zweite zu, so darf man hoffen, sie mit Tauen einzufangen, die aus kreisenden Raumschiffen ausgeworfen werden.

Andere halten sie für kugelförmig; solche Vorlieben hängen indessen mit philosophischen und mathematischen Vorurteilen zusammen, die von einer exakten Forschung wohl auszuschließen sind. Von denen, die die Kugelgestalt schätzen, vermuten die einen, die Toten seien winzige, vom Boden abprallende Kugeln, die anderen glauben, sie seien mittelfest und wogten durch den Weltraum.

Andere, die zu astrologischen Phantastereien neigen, meinen, die Toten hausten in den mit Miniaturen ausgemalten Majuskeln; wenn jemand ein solches Buch durchblättere, so verkröchen sie sich mitten in diese schönen Labyrinthe, schlössen die Türen und zögen die Decken über die Ohren. Sobald das Buch aber wieder in senkrechter Lage ruhe, wanderten sie umher und besuchten einander. Diese Lehre hält die Toten für entschieden unkooperativ und meint, sie lebten in edler und ein wenig ironischer Muße dahin.

Auf die gleiche ein wenig ästhetisierende Weise sehen diejenigen das Problem, die vermuten, die Toten kauerten in den Tönen: kaum vernähmen sie den Laut einer menschlichen Stimme oder eines Instruments, so klammerten sie sich blitzschnell daran fest, um sich dann an ihm hochzuwinden wie ein Akrobat an dem Trapez, das vor ihm fliegt; und kaum löse sich die phonische Unterlage auf, schnellten sie sich davon ab zu einer anderen, wo sie dann blieben. Deshalb ist unsere Welt eine Stickerei aus lauter Toten, die von Ton zu Ton hüpfen, was, wie jemand zu äußern wagt, die Erklärung für den Rhythmus wäre, der Wimmern und Krachen, Arien und Knisterlaute auf die gleiche anmutige Weise regiert; dann würden die Toten also zwischen den Dingen unserer Umgebung die gleiche Bewegung wie ein Faden ausführen, der zugleich näht, die Arbeit herstellt und sie zusammenhält.

Einige suchen die Behausung der Toten in Regentropfen; Regengüsse wären also nichts anderes als Totenbänke, durch die wir hindurchgehen und die je nachdem, ob es tröpfelt oder pladdert, mehr oder minder dicht

besetzt sind. Die Anhänger dieser Ansicht behaupten, die fallenden Tropfen erzeugten ein Summen oder Brummen wie von einzelnen oder im Chor gesprochenen Worten, das nur von Toten, die sich in den Tropfen befänden, herstammen könne. Und sie fügen einige Tonaufnahmen bei, die eindrucksvoll, wenn auch nicht überzeugend sind.
Andere dagegen denken an den Schnee, in dessen zarten Kristallen sie köstliche Einzelzimmer und keusche Sarkophage sehen; aber dann hätten die Lebenden nur im Winter mit den Toten Umgang. Und das scheint wenig wahrscheinlich.

VII

Am Ende unseres Diskurses stoßen wir auf ein ebenso undankbares wie ausgefallenes Problem, das uns daran zweifeln läßt, ob es je zu lösen sein wird. Und zwar handelt es sich darum, welche Sprache die Toten sprechen.
Wenn nämlich die Sprache eine ihr innewohnende Beziehung zur Welt hat, ja, wie einige wollen, diese Welt selbst ist, wäre es dann nicht vernünftig zu glauben, daß jenes andere Universum seine eigene Sprache wünsche, besitze oder gar sei? Und daß der Tod lediglich eine Übersetzungsmaschine ist, die von uns nur Grammatik, Syntax und Wortschatz umkehrt und erneuert; oder eher noch ein Dolmetscher, der als einziger über die Sprachgrenze hin- und herwechseln kann?
Wer nämlich glaubt, die Toten führen im Jenseits fort, die Sprache ihres Erdenlebens zu sprechen, zieht nicht in Betracht, daß, wie immer dieses Jenseits beschaffen sein mag, man dort Dingen, Taten und Gedanken begegnet, die auszudrücken den irdischen Sprachen nicht gegeben ist. Also wird dort eine neue Sprache notwendig sein. Manche wollen, daß sie ganz neu sei, andere, daß es die alte, aber zu den neuen Aufgaben herrlich herangereifte sei. Aber gerade ihnen wird erwidert: »Sofern die Toten nicht nach Nationen und Sprachen eingeteilt sind, was unsinnig erscheint, ist jeder für sich allein und entbehrt also jeglichen Gespräches; oder sie sind zu verschiedenen Gruppen zusammengeschlossen und stehen miteinander im Verkehr; in diesem Fall wäre wegen der Neuheit der Umstände und um das Gespräch zwischen Toten verschiedener Nationalität zu ermöglichen, eine neue Sprache doppelt notwendig. Also scheint es sinnvoll,

davon auszugehen, daß diese Sprache neu, jener Existenz angemessen und allen zu eigen ist; von anderer Gestalt als jede irdische Sprache und jedenfalls für uns unverständlich.«

Diese Betrachtungen, deren Ernsthaftigkeit kaum zu übersehen ist, wurden vor geraumer Zeit in einer höchst gelehrten Abhandlung dargelegt und stürzten die mit dem Studium der Toten Befaßten in ratlose Verwirrung. Und einige von ihnen nahmen, überzeugt und erschreckt, von allen weiteren Forschungen Abstand. Andere, die zwar überzeugt waren, aber nicht von ihren Studien ablassen konnten, unternahmen den Versuch, die hypothetische Totensprache irgendwie ausfindig zu machen. Zu diesem Unternehmen verführte sie vor allem die Überlegung, daß, wenn diese Sprache einmal entdeckt sei, es möglich würde, mit den Toten aller Nationen und aller Zeiten zu reden.

Also machten sie sich daran, alle nicht menschlichen Laute und Geräusche, woher auch immer sie stammten, insbesondere aber diejenigen unbekannter oder dunkler Herkunft, zu katalogisieren. Sie gingen nämlich davon aus, daß die Vokabeln und Interjektionen der Totensprache mit all den zahllosen Geräuschen des Alltags vermischt seien und von diesen getrennt und aufgenommen werden müßten. Sie hatten dabei im Sinn, die Laute nach ihren verschiedenen Verbindungen und Mischungen zu ordnen, und hofften, auf diese Weise eine Phonetik und elementare Formenlehre zusammenstellen und dann zu einer allgemeinen Syntax übergehen zu können. Dabei sollten alle Umstände verzeichnet werden, unter denen irgendein Ton wahrgenommen worden war, denn sie hofften auf diese Weise unveränderliche Beziehungen zwischen den Lauten und dem Geschehen feststellen zu können, von denen sie annahmen, daraus ergebe sich deren Bedeutung. Und tatsächlich verzeichneten sie ein bestimmtes Knistern und Krachen, von dem man wegen seiner Häufigkeit und seinem vielleicht nicht zufälligen Vorkommen vernünftigerweise annehmen konnte, es handele sich um Anzeichen einer Sprache. Aber weiter kam man nicht, denn in ihrer Methode, und zwar gerade in dem, was sie daran für ihren besten Einfall hielten, lag eine gewisse Schwierigkeit, ein Hindernis. Kurz und gut, sie konnten sich nicht darüber verständigen, was unter den zu beschreibenden Umständen zu verstehen sei. Und unter all dem Notieren und Katalogisieren, bei dem sie jedesmal ihre Kriterien von neuem überprüften, verloren sie schließlich allen Mut, und auch ihre persönlichen Beziehungen verschlechterten sich. Und man darf wohl hinzufügen, daß

diese Laute, wenn man ihnen aufmerksam lauschte, doch zu wenig artikuliert und zu dürftig wirkten, um als Sprache für ein derartiges Gespräch geeignet zu sein.

Leute, die die Suche nach der Totensprache für zu schwierig und zu erfolglos hielten, haben sich überlegt, wie man das Hindernis umgehen könne: »Wenn wir schon mangels zweisprachiger Unterlagen oder eines anderen Dolmetschers die Totensprache nicht ausfindig machen könnten, so sollten wir wenigstens versuchen, unsererseits eine Sprache zu erfinden und sie die Toten zu lehren. Zu diesem Behufe haben wir folgendes unternommen: in einer stillen ländlichen, von Ruinen übersäten Gegend haben wir in der Nähe eines Friedhofes nachts einen Lautsprecher, einen Scheinwerfer und einen Bildschirm aufgestellt. Schädel, Gebeine und andere Symbole waren so angeordnet, daß sie die Toten anlocken und ihnen wie ein Zwinkern, ein Stoß mit dem Ellenbogen zu verstehen geben sollten: ›Hier ist von euch die Rede.‹ Einfache Bilder, leicht verständliche deutliche Zeichnungen wurden auf dem Bildschirm projiziert. Aus dem Lautsprecher ertönten in der Dunkelheit unmißverständliche, ganz einfache Laute. Der ganze Lehrgang dauerte wenige Wochen und wurde mehrmals wiederholt. Aber als wir schließlich den Scheinwerfer ausmachten und einige einfache Fragen in die Nacht hinaus sendeten, spitzen wir vergeblich die Ohren und stellten vergeblich die empfindsamen Mikrophone der Aufnahmegeräte an: ein Rascheln von Gras, die Flucht von Insekten, das Geplauder von Fröschen und Schlangen, aber nicht eine einzige Antwortsilbe.«

Diese Leute haben also eine Art Esperanto oder Volapük für die Toten erfunden; indessen ist die Tollkühnheit und Vorschnelligkeit ihres Unternehmens nicht zu übersehen. Denn sie gingen gerade von dem aus, was höchst zweifelhaft ist: daß nämlich die Toten zur Zusammenarbeit bereit sind, daß man ihnen diese Zusammenarbeit erlaubt und ihnen Gelegenheit dazu gibt. Dieser Lehrgang in einer erfundenen Sprache, der bei Mondschein zwischen Feldern und Friedhöfen abgehalten wurde, hatte etwas Bezauberndes, aber kaum etwas Weises an sich. So blieb es denn auch nicht aus, daß im Scherz geraten wurde, wenn man diesen Lehrgang wiederhole, so solle man doch täglich einen Appell halten, um festzustellen, wer am fleißigsten mitarbeite, und vielleicht könne man auch eine Transportmöglichkeit organisieren, etwa einen Autobus, der allabendlich die Schüler mit ihren Mappen und Büchern aufsammele und sie in ihre

Höllenkreise oder in ihre Himmel zurückbringe. Andere sahen in dem gescheiterten und vielleicht unvorsichtigen Experiment den Beweis für das, was viele vermuten: daß die Toten Schlappschwänze und sabbernde Idioten sind; sie setzen sich auf die Bänke, schauen auf den Bildschirm, lauschen den Stimmen und amüsieren sich auf eine genau so alberne Weise wie im Zirkus; sie lernen überhaupt nichts und kommen nicht einmal auf den Gedanken, daß es hier etwas zu lernen gibt. Aber vielleicht sollen das keine Beleidigungen, sondern verzweifelte Proteste sein.

Jemand hat gegen das oben geschilderte Experiment andere Einwände erhoben. Er bestritt nämlich, daß die Totensprache – die wir Thanatoglossa oder avernisch nennen wollen – sich ähnlicher Laute zu bedienen vermöchte, wie sie unsere lautbildenden Organe hervorbringen; und zwar aus dem recht vernünftigen Grund, daß die Toten diese Organe nicht besitzen. Deshalb, behauptete er, könne das Ausbleiben einer Antwort von Seiten der Toten auf die vollkommene Unmöglichkeit zurückzuführen sein, geeignete Laute zu bilden. Dieser Überlegung folgend schlug er vor, ein System nicht-menschlicher, nicht-tierischer und nicht-mechanischer Töne auszuarbeiten, die, wie er glaubte, den Sinnen der Toten besser entsprächen. Er überlegte, wie man ihnen ein einfach zu handhabendes Instrument zur Verfügung stellen könne, und ersann ein Gerät, das er »Defunctophon« nannte und das im folgenden kurz beschrieben sei.

Es handelt sich um einen Kasten von etwa einem Meter Länge und vierzig Zentimetern Höhe und Breite. In ihm befinden sich zwei bewegliche, ganz leichte Hohlstäbe, die an drehbaren Stiften befestigt sind. An diesen Stäben sind in regelmäßigen Abständen auf der einen Seite Knochenstückchen, Knorpel und Haarbüschel, auf der anderen spitze Holzteilchen, Rasierklingen und Felssplitter angebracht; sodaß einem tierisch-organischen Element auf der einen Seite ein pflanzliches oder mineralisches auf der anderen entspricht. Diese Dinge werden durch Handhabung der sehr leichten Stäbchen, die aus der Rückseite des Kastens herausragen, gegeneinander gerieben. Und da die Stäbe beweglich sind, kann man ein Element der einen Seite mit jedem Element der anderen in Berührung bringen. Resonanzböden und schwingende Membrane verstärken die Töne, und das Knistern, Knirschen, Rascheln und Wispern, das so entsteht, ist von einer derartigen Modulationsfülle, daß sie genügt, um daraus eine subtile Sprache von außerordentlichem Klangreichtum zu machen.

Kurz und gut, es gelang dem Erfinder eine Reihe genau zu definierender

und stabiler Töne hervorzubringen, die er auch in Notenschrift aufzeichnete. Darauf brachte er sein Defunctophon an Stellen, die ihm dafür geeignet schienen, insbesondere auf Friedhöfe und an finstere und verrufene Orte. Und er wartete darauf, daß irgendein Verstorbener es wagen würde, dieses Gerät zu benutzen, mit den Stäbchen zu hantieren, die eine Brise, der Atem eines Kindes ohne Schwierigkeiten bewegen kann. Vielleicht aber war gerade diese Handlichkeit ein Hindernis für das Gelingen des Experiments, denn die Stäbchen bewegten sich häufig, ohne die deutliche Absicht erkennen zu lassen, ein Gespräch zu beginnen. Und wenn sich mit ihrem sinnlosen Vibrieren vielleicht auch ein anderes sinnvolleres vermischte, so war es doch unmöglich, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Wir möchten den geduldigen Leser eigens darauf hinweisen, daß sowohl die Erfinder des Totenesperantos als der Erbauer des Defunctophons ihre Instrumente nachts, in der Nähe von Friedhöfen aufstellen wollten. Solche folkloristischen und beziehungsreichen Machenschaften werden natürlich von den Wissenschaftlern, die dieses Problem erforschen, vollkommen abgelehnt, da sie sie für sentimental und für ein literarisches Mittel halten. Und gleichwohl sollten wir diese Veranstaltungen nicht als vollkommen unwissenschaftlich unterschätzen. Denn sie könnten auf eine neue Art hinweisen, wie diese Forschungen denkbar wären, bei denen man vielleicht die glühende Phantasie der Alten mit der Strenge einer eisigen Wissenschaft verbinden sollte. Wir beenden dieses Kapitelchen mit der Erwähnung eines Experiments, über das man sich, da es noch im Gang ist, vorläufig kein Urteil bilden kann, außer daß es sich gewiß um den ehrgeizigsten und großzügigsten Versuch handelt, der in diesem Forschungsbereich je unternommen worden ist. Maschinen und Apparate stellen alle möglichen Töne, Tonfälle und Geräusche her, nehmen sie auf und mischen sie dann auf jede erdenkliche Weise. Laut oder leise werden sie alsbald von Raketen und Sonden in den Weltraum geschleudert, in Höhlen und Verstecke gesprüht, über Tälern und Höhen zur Explosion gebracht, unter die Erde, und bis in die Tiefe der Flüsse und Meere eingebracht. Und man hat das feste Vertrauen, daß von so vielen Tönen irgendeiner eine Verbindung eingeht oder sich so verhält, daß er auf unwiderstehliche Weise wie eine Beschimpfung, eine Herausforderung, ein Flehen oder wie alles dies zusammen klingt.

VIII

Hier endet der Katalog der ausgefallenen und verzweifelten Versuche, die auf der Suche nach unkörperlichen Ohren und atemlosen Mündern unternommen wurden, und vielleicht wird er manchem wie eine Liste unerledigter Fragen vorkommen. Soviel Geist und Erfindungskraft, werden viele klagen, soviel Scharfsinn und List, soviel Maschinen und Machenschaften – und was ist der Preis dafür? Silben, abgerissene, vielleicht sarkastische Seufzer, undeutliches Wimmern: die Wegweiser, die zur Totenstadt führen, sind dürftig genug.
Und immer noch bleibt die Frage: wer sind jene brüderlichen Ungeheuer, ähneln sie uns oder sind sie von anderer Gestalt? Sphäroide, kilometerlange Stilette, Bakterien? Gleichen sie Artisten und wilden Tieren auf der Lauer nach einer Silbe, um sich mit einem Satz an dieser Volute aus Atem festzuklammern? Sind sie Explosionsreste, die die Erde bedecken? Sind sie Wesen, die in eine erquickende und unzugängliche Gegend abgeschoben wurden, oder sind sie nur noch ein sorgfältig gebackener Fladen, eine echte Götterspeise? Wollen sie mit den Lebenden sprechen? Oder sind sie geduldig, zerstreut und ein wenig dümmlich? Oder ganz taub? Oder verlieren sie sich hinter Phantasien, im Vergleich zu denen irdische Narreteien einer Kinderfibel gleichen? Stehen sie etwa im Banne eines lärmenden und servilen Kollektivdeliriums, das es ihnen unmöglich macht, die Stimmen der Lebenden wahrzunehmen, oder sie ihnen in ihrer Ekstase sogar lästig und hassenswert erscheinen läßt?
Aber man muß davon ausgehen, daß die Toten ein unruhiges Gemisch sind; zum Teil Tyrannen, zum Teil Tyrannisierte; Komplizen oder Gegner ihrer Gauleiter; zahm oder insgeheim aufrührerisch. Und daß dort in ihrem Vaterland ein paar betriebsame und rebellische Tote schließlich Unruhen und Raufereien anzetteln, die erst wie ein Scherz wirken und sich dann zur Ruchlosigkeit steigern.

Kein Dolch und keine Kriegsmaschine helfen diesen ausgemergelten Verschwörern; nur das Gespräch, das Bündnis mit den Lebenden, das sie für ein zerstörendes, heilloses Instrument halten. Denn dann wird, wie sie in ihrer zornigen Beredsamkeit sagen, der Himmel von oben bis unten auseinandergerissen wie eine alte Zeitung, die man dazu benützen will, Abfälle einzuwickeln oder sich den Arsch zu wischen. Darum suchen sie

geduldig und in aller Heimlichkeit nach Rissen, graben Gänge und Höhlen, kriechen in Laufmaschen, rosten und zerstören.
Schon ist ein heimliches Winken in der Luft, ein verstohlenes, behutsames Lachen, ein Reden in verschwörerischen Rätseln.

Aus dem Italienischen von Arianna Giachi

Christian Enzensberger
Größerer Versuch über den Schmutz I

Avec la souillure nous entrons au règne de la Terreur
Paul Ricoeur, *Finitude et Culpabilité* 31

1. Sauber ist schön und gut. Sauber ist hell brav lieb. Sauber ist oben und hier. Schmutzig ist häßlich und anderswo. Sauber ist das einzige Wahre, schmutzig ist unten und übel, schmutzig hat keinen Zweck. Sauber hat recht, schmutzig ist dieses und jenes, sauber ist demgegenüber, schmutzig ist alles in allem, schmutzig ist irgendwie unklar, schmutzig ist schwer zu sagen, sauber ist wenigstens noch, aber schmutzig das ist also wirklich.

2. Fünfundzwanzig Ausscheidungen kennt der Mensch. Sämtlich sind sie Gegenstand der Neugier und der angenehmen Empfindung. Gespannte Erwartung geht ihrem Erscheinen voraus, es folgt ihm Zufriedenheit. Als Teil der Person treten sie zutage, werden als Eignes begrüßt. Doch nicht lange bleibt sie ihnen gewogen. Bin ich das noch (so fragt sie), oder bin ich es nicht, ist das noch meins oder schon ein Ding wie die andern? Das ist mir nicht klar, nicht erwünscht, das will ich nicht gewesen sein, hinweg mit dieser üblen Verworrenheit! Gern sondert der Mensch nämlich aus. Dann denunziert er sein Machwerk. Wie nun erst das Machwerk der Andern! Schlechte Manieren verrät, wer es hervorbringt. Kann er sich denn gar nicht beherrschen, muß er unentwegt mit schamloser Zudringlichkeit die Frage stellen, was denn nun alles zu ihm gehöre, was nicht? Das ist typisch. Natürlich wars er und kein Andrer. Bei einem solchen Anblick muß einen ja ekeln, schlecht werden kann einem da! Pfui und abermals pfui.

3. Die sechsundzwanzigste Aussonderung des Menschen ist er selbst.

4. In höheren Lagen herrscht durchwegs der Abstand. Hier atmet sichs freier. Die Beziehung ist die des freundlichen Scheins. Drähte mit hohem Widerstand werden von Partner zu Partner geführt und an den Köpfen verlötet. Wenig kommt durch. Eine Verbeugung gibt die Ankunft der schwachen Impulse zu verstehen. Ihre Nachricht bleibt unklar. Die Herren erheben sich. Sie treten auf Luft. Sie fallen vom Teppich. Es bemäch-

tigt sich ihrer die Thermik. Als Drachen sind sie noch lange zu sehen, die Schwänze im Aufwind.

5. Es war glaube ich ein sanft abfallender Gehsteig in der Nähe des Bahnhofs den ich entlanglief. Ich hinterließ keinerlei Spur. Ich bestand aus bedeutender aber wenig dichter Materie. Luftschichten durchzogen mich ohne Behinderung, spiegelten mich in andere Viertel der Stadt. Die Passanten waren unbeirrbar. Es sirrte etwas und zog. Die Umgebung hatte scharfe herbstliche Umrisse. Hinter einer Mauer fand ich schließlich den Eingang. Ich stieg in das offene Loch. Groß und weitverzweigt ist sein Reich. Dunkles Gold, starrendes Schreckbild. Das Feuchte das Kalte. Faß hin faß hin so wird es werden.

6. Genauer befragt sagte er, bei der Analyse sei von der Person, der Erzeugerin allen Schmutzes, auszugehen. Was sich innerhalb ihrer befinde, sei sauber, oder besser, der Kategorie von rein oder unrein entzogen. Davon ausgenommen sei allerdings die Innenseite verschiedener organischer Röhren und Höhlen, aber nur deshalb, weil sie als Aussparungen der Person begriffen würden. So liege doch bei der sogenannten jungfräulichen Befleckung offenbar die Vorstellung zugrunde, der dazu notwendige Fleck gerate nur bis in eine Art von Einbuchtung der Person, also immer noch nur an ihr Äußeres. Auch der Speisetrakt bis hinab zum Kehlkopf, nicht mehr aber danach, sei bekanntlich beschmutzbar, der Schluckpunkt bezeichne auch schon die Ekelgrenze. Dies nur am Rande.
Schmutzzeugung finde mithin an der Außenseite der Person statt, und zwar dort mit höchster Intensität und dergestalt, daß schlechterdings alles, was aus der Haut kommt oder was an sie tritt und daran irgendwie haftet, sich alsbald in Schmutz verwandle. Selbst mit Tränen könne man sich ja verschmieren; selbst jene kosmetischen Mittel, die eine Reinigung der Haut versprächen, seien ihrerseits nach einer bestimmten Frist wieder säuberlich zu entfernen, und zwar womöglich durch ein neues Mittel, das dann der gleichen Regel unterliege. Er verliere sich.
Nicht immer habe die Person ihre wichtigste Grenze in ihrer Haut erblickt; dies anscheinend erst, seitdem ihr Verkehr mit der Welt sich so ernsthaft erschwert habe. Inzwischen sitze sie ja nun seit gut zweihundert Jahren da und frage sich, was sich außer- und innerhalb ihrer Haut denn eigentlich befinde.

Zum Schmutz gehöre die direkte Berührung, er habe keinerlei Fernwirkung, bedürfe immer eines Substrats. Zwar sei dies nicht notwendig die Person; daß Schmutz auch anderwärts vorkomme, erkläre sich aber allein aus der haptischen Assoziation »angenommen, dies oder das käme an mich heran«. Um ihn aus der Ferne überhaupt diagnostizieren zu können, müsse die Person sich zuvor zu dem beschmutzten Ding selbst gemacht haben. Dies geschehe am leichtesten dort, wo sich die Person ins Dingliche fortsetze, also bei ihrem Besitz. Dieser sei denn auch Gegenstand der unentwegten Säuberung, das Auto allwöchentlich samstags.

7. Sie hat sich manchmal vorgestellt, sie erwacht eines Tags und bemerkt, daß jeder ihrer Schritte auf dem Boden einen schwarzen Abdruck hinterläßt. Die Anderen scheinen davon nichts wahrzunehmen, auch ihr kommt dieses Schwarz zwar kräftiger, aber auch unwirklicher als die übrigen Farben vor. Sie freut sich über diese Errungenschaft, ist stolz auf ihre ständige Leistung. Auf der Straße treten dann andere Passanten auf ihre Abdrücke, und es zeigt sich, sie tragen sie weiter, aber immer nur soviel davon, wie sie vorher im Auftreten berührt hatten, oft nur ganz kleine Monde, oft nur den viereckigen Absatz. Im Ganzen aber verzweigt sich ihre Spur nun doch sehr rasch, führt hie und da schon in einzelne Häuser; denn auch die Monde und Absätze werden von den nächsten Darüberlaufenden weitergetragen – und dies zwar auch oft nur teilweise, als noch kleinere Teilmonde und Absatzecken, aber dafür umso öfter. Es breitet sich das aus mit großer und immer größerer Geschwindigkeit, schon gibt es Autoreifen, die alle anderthalb Meter einen schwarzen Stempel, er sei größer oder kleiner, auf die Straße drücken, schon führen die ersten Stapfen und Teilstapfen die Einstiegstreppen an den Flugplätzen hinauf, und von dort aus wer weiß wohin. Die Straßen färben sich ein, die Fliegen tragen es an die Wände in kleinen Pünktchen, die Liebenden haben es in den Gesichtern, und von ihren fleckigen Wangen fällt oder weht, je nachdem, als schwarzer Rauch die eingefärbte vorbeistreichende Luft. Bei diesem Anblick wird ihr bang, sie möchte es wieder lossein und sie wird es auch los, ihr Fuß hinterläßt nichts mehr, sie stellt das an einer weißgebliebenen Stelle fest. Denn es gibt Orte – und erst jetzt zeigen sie sich –, an die niemals einer kommt, auch die wehende Luft nicht, Orte, die keiner jemals braucht – außer nun eben ihr selbst. Die sucht sie jetzt auf, und muß immer länger nach ihnen suchen, denn was sie früher zurückließ, wird

unaufhaltsam weitergetragen, es wird nun wohl schon in Bangkok sein und auf Sylt, und dort noch eine Weile jene Niemandsörter aussparen, die allein für sie, wäre sie dort, sichtbar wären: und nun auch schon dies kaum mehr, denn die schwarzen Luftschleier werden dichter und verfinstern das Licht über den schwarzen Menschen, Häusern und Bäumen. Sie hat es langsam schwinden sehen auf ihren weißgebliebenen Händen.

8. Nachdem die Haut berührt und Schmutz somit erzeugt worden sei, sagte er ohne jede Aufforderung dazu, erhebe sich der Drang nach Säuberung, das heißt nach Annullierung des zuvor Erzeugten. Man müsse sich fragen warum. Offenbar verbiete es sich die Person, angefaßt zu werden. Dafür spreche auch, daß sie an sich Zonen von verschiedener Beschmutzbarkeit unterscheide; diese sei am kleinsten an den äußeren und unteren Gliedmaßen, steige nach der Mitte und nach oben zu, sei am größten am oberen Leib und im Gesicht. Das seien aber doch diejenigen Teile, von denen die Person noch mit dem meisten Recht glauben könne, dort (wenn überhaupt irgendwo) befinde sie sich *eigentlich*. Sie begreife sich selbst als tabu. Durch Berührung fühle sie sich beschädigt.
Um diesen Schaden zu beheben, bediene sie sich seit jeher und immer noch nur eines einzigen Stoffs, nämlich des Wassers. Die Zutat der Seife sei eine späte, übrigens germanische, Erfindung. Antik reinige man sich im Bad allenfalls mit Verwendung feinerer Öle, alttestamentarisch auch schon mit Laugensalz. »Warum gerade mit Wasser, das ist leicht erklärt«, sagte er dann. »Es versammelt unter allen Stoffen in sich die meiste Negativität. Es hat keine Farbe, keine Form, keinen Geruch und, da es vorzugsweise fließend verwendet wird, keinen festen Ort. Es ist die einzige stoffliche Verkörperung des Nichts. Vom Nichts aber erhofft man sich, es werde, gleichsam aus Seinsgier, widerstandslos und gern alles, und sei es das Unliebsamste, in sich aufnehmen.« Rein werde man mithin durch die Berührung mit dem Nichts. Wieso? Weil jeder Kontakt mit der Welt, jede Erfahrung, jede Handlung, jedes Wissen offenbar schon ein Schmutzelement enthalte. Bei der Berührung mit dem Wasser-Nichts werde, der Idee nach, all dies insgesamt gelöscht. »A little water will clear us or this deed«, sage Lady Macbeth nach dem Königsmord, und »wie neugeboren« fühle sich nach eigenem Zeugnis der Gewaschene. Dieses Gefühl hätten verschiedene Religionen denn auch mit großem Geschick in ihre Dienste gestellt.
Nun kämen aber auch Fälle vor, in denen das Wasser, auch das in seiner

inneren Saug- und Lösekraft gestärkte heilige Wasser, die Annullierung einfach nicht schaffe; seine Stofflichkeit mache es dem Nichts eben doch nur vergleichbar. Dann blieben nur noch zwei andere, radikalere Annullierungsweisen übrig, beide dadurch merkwürdig, daß Schmutz und Beschmutzter zugleich aus der Welt geschafft würden, nämlich Verscharren und Verbrennen. Das eine Mal verschwänden sie durch Eintauchen in einen größeren Schmutz – Vernichtung also im Wesentlichen des Beschmutzten, Erhaltung des Schmutzes –, das andere Mal durch Entstofflichung – also Vernichtung des Schmutzes und Erhaltung, solange die Person als luftartig begriffen wird, des Beschmutzten. Der sei dann freilich garantiert sauber!
Wie denn also (müsse er sich nun selber fragen): die Person glaube, sie sei am meisten sie selbst in der vollständigen Trennung von Welt? Denn diese sei es doch, was sie so unermüdlich abwasche, wegputze, vernichte. Und angenommen, das gelänge ihr: ob sie sich dann nicht gerade wieder verlöre? Aber er sehe schon, man müsse mit dem Schmutz doch weiter vorn anfangen.

9. Burn, baby, burn.

10. Ich warte hier eine Weile. Gelegentlich tropft es. Die Augen stellen sich auf die Dunkelheit ein. Betonwände treten hervor, teilen verschiedene Kammern ab, Eisenträger verlaufen waagrecht und senkrecht. Es könnte hier weitergehen oder dort. Ich weiß noch den Ausgang.

11. Die Beispiele gern. An Trockenem Asche und Haar, die Schalen Häute Fetzen Scherben Flaschen Scheren Felle, und zwar als Mischung, des Mülls, ferner alles Körnige und Krümelige, was immer da bröckelt bröselt blättert bricht auf eine morsche schwammige splittrige fasernde Weise oder was pudrig kalkig rußig weht, sich ansetzt absetzt und niederlegt. Soweit fürs Erste. Nun kommt der Klecks Fleck Spritzer, seis eingetrocknet oder angesogen, von Milch Saft Farbe Tinte Harn. Sie sind die Grenze zur großen Landschaft des Feuchten und Öligen und von dort ist es nicht mehr weit bis ins Nasse und Fette. Da sind nun nennenswert Salbe Paste Schmiere Teig Wachs Schmalz Brei Talg und was immer sonst noch glitscht rutscht knatscht mantscht und spratzt. Ferner die Schleime ohne Zahl und Namen aus Eiern Schnecken Pilzen Häuten Quallen Knollen

Mündern Nüstern Lefzen Tuben Stengeln Drüsen Früchten Nasen und mit ihnen alles was flutscht glupscht schlotzt sabbert rinnt trieft und träufelt. Gut. An sie schließt sich an einerseits was klebt haftet und Fäden zieht an Honig Käse Teer Leim Seim Sirup Pech und Firnis, was sich verhärtet verschorft verkrustet erstarrt und zum Grind wird; andererseits was bibbert schwabbelt blubbert klatscht an Gallerte Sulze Gelee und Geronnenem. Dem fügt sich an was gärt fault säuert schimmelt ranzt stockt oder verwest, es fügt sich an was schmatzt würgt quetscht pupst spuckt und alle Ergebnisse solcher Tätigkeit. Schön. Nun folgen die Aufschwemmungen von Schlamm Lehm Sumpf Matsch Schlick und Morast, und dann alles, was wimmelt krabbelt sich windet krümmt und ineinanderschlingt, was ausschlüpft hervorquillt aus Löchern kriecht oder keimt schwillt sich bläht Blasen wirft und platzt. Es sind aufzuzählen die Auswüchse Einwüchse Geschwüre Schwären Pusteln Beulen Höcker Buckel Stümpfe mit ihrer Verwandtschaft, und in großer Fülle Veränderungen des Leibs wie Verfleischung Verfilzung Verzopfung Verlaubung Verschuppung Verhaarung Verkropfung Verseifung Verhornung Verkalkung Verfettung Vertalgung Verhautung Verkäsung. Wucherung und Gekröse. Was schlottert wackelt und plumpst. Was ribbelt rubbelt und nudelt. Was erschlafft weich wird und runzelt. Was sich festsaugt einfrißt und einbohrt. Und schließlich noch sehr verschiedene Brühen und Sude.

12. Dann gäbe es also doch auch Schmutz ohne das Zutun der Person? Zu schnell, zu hastig. Befassen wir uns zunächst mit dem Fetten, halten wir uns vorerst ans Klebrige. »Eine klebrige Substanz wie etwa das Pech ist eine Abart des Flüssigen. Sofort entdeckt sich jedoch das Klebrige wesentlich auch als trübe, weil das Flüssige in ihm nur verlangsamt existiert. Das Klebrige enteilt in einer verdickten Flucht. Es macht zunächst den Eindruck eines Seienden, das man *besitzen* kann. Indessen, in dem Augenblick, in dem ich es zu besitzen glaube, besitzt *es* plötzlich mich in einer merkwürdigen Umkehrung, es lebt verborgen unter meinen Fingern, und ich fühle eine Art Schwindel, es zieht mich in sich. Ich kann auf dem Klebrigen nicht *gleiten,* es heftet sich an wie ein Blutegel. Gleichzeitig bin *ich* jedoch das Klebrige. Das Klebrige erscheint somit wie eine im Albtraum erblickte Flüssigkeit, deren Eigenschaften alle irgendwie belebt und gegen mich gerichtet wären. Das Klebrige berühren heißt, Gefahr laufen, sich in Klebrigkeit aufzulösen. Das Sein des Klebrigen ist nämlich weiches,

saugendes Anhaften aller seiner Teile, Verbundenheit und geheimes Einverständnis eines jeden mit jedem.« Sartre, *Sein und Nichts*, 760 f.

13. Die *Krätzmilbe des Menschen* lebt auch auf dem Pferde, dem neapolitanischen Schaf und wahrscheinlich auch auf der Ziege. Die Augen sind klein oder fehlen gänzlich. Die Mundteile bestehen aus einem Saugkegel mit scheren- oder nadelförmigen Kieferfühlern und seitlich anliegenden Kiefertastern. Die K. bohrt sich in die Haut ein und gibt dabei eine scharfe Flüssigkeit von sich. Sie schweift beständig umher und erzeugt viele neue Gänge, das befruchtete Weibchen aber stirbt in den längeren Galerien nach dem Ablegen der Eier.

14. Erinnern wir uns ans Fette. Auch das Fette haftet, aber nicht saugend, sondern als Schicht. Ihm gegenüber verliert jede Oberfläche, also auch die Haut, ihr Recht; ob Hauch, Flaum oder Samt, es wird alles zu Fett. Das Wasser läuft an ihm ab, das Wischen breitet es weiter aus, seine dünnste Schicht spaltet sich nochmal in zwei. Bin ich fettig, so bin ich abgeschnitten, ich komme gar nicht mehr durch, gleite aus, rutsche ab, bin machtlos. Denn nichts mehr gehört mir, dem Fett gehört alles, und sollte ich mich meines früheren Besitzes vergewissern wollen, so drücke ich ihm jedesmal nur wieder das Siegel dieses neuen Herren auf: ich bin verloren.

15. Die Haut schön und gut, warf er hier ein, aber sie habe eben auch Löcher. Wenn aber da etwas eindringe, so bleibe der Person nur noch der Rückzug in sich selber. Er nenne in aufsteigender Reihenfolge Gehör, Gesicht und Geruch: denn was schlecht rieche, das komme vielleicht am nächsten unter allem Schmutz an die Person heran, verfolge sie am weitesten nach innen. Geisteskranke litten häufig unter unentrinnbaren Berührungen dieser Art; fast könne man darüber im Zweifel sein, ob sie die Folge ihres Verrücktwerdens seien oder nicht vielleicht eher seine Ursache.

16. Nennt das doch wie ihr wollt, nennt es Mief und Stickigkeit, es steigt auf aus uns und Gemüse und Zeit, wir wollens nicht anders. Denn so sind wir doch geborgen, so bleiben wir ungefragt, so sind wir nicht ausgesetzt, können bleiben, was wir gewesen sind, alles bleibt hier beim Alten, hier zieht es nicht, hier wird nichts ausgetauscht. Wir haben viele Schichten übereinandergelegt, die oberste wischen wir freitags, die Löcher sind zu,

der Eimer hat seinen Platz, die Rohre waren immer schon schief, so ist es eben geworden mit uns, vielleicht war es das Beste.

17. Ihr Sohn ist ein Lump, kleppert mit Elektrizität, macht ihr Blitze, alles stinkt, ist vergiftet, das Wasser riecht und schmeckt übel. Das Kind riecht nach Phosphor, der Atem der Schwester riecht pestilenzialich, die Aborte stinken entsetzlich, sind auch vergiftet. Im ganzen Hause ist ein erstickender Dunst.
Er spürt ein elektrisches Feuer im Körper, von seinem linken Fuß geht ein Strom hinein. Wenn er aus dem Wagen steigt, hat er ein Gefühl, als ob sein Körper in luftigem Zustand hinter ihm zurückbleibt. Er fühlt sich magnetisiert, seinen Kopf von Metall. Er hat keine Eingeweide mehr, die Ärzte machen ihm elektrische Striche auf den Bauch, das Essen fällt in den Hodensack, eine Spiralsäge sägt an ihm, er wird am Nabel angebohrt, spitze Körper dringen von allen Seiten in ihn ein. Er hört Menschenexkremente von der Decke herabfallen. Zeitweise empfindet er einen metallischen Geschmack im Munde, auch das Essen hat hier und da einen giftartigen Geschmack, es riecht Hingerichtete. Es wird durch ihn hindurchgelesen, Lunge, Gehirn, Gedächtnis werden ihm auf telepathischem Wege von der Anstalt entzogen und an andere verkauft.

Krafft-Ebbing 401, 437, 484.

18. »Oh! Madame, der glühende Fluß, dessen Hitze, Zähflüssigkeit und, vor allem, Ausgiebigkeit ihn in einen derartigen Zustand der Raserei versetzen, daß ich schon glaubte, er würde sterben: sieben oder acht Löffel hätten die Menge kaum aufgefangen, und selbst der dickflüssigste Brei ist nur ein mangelhafter Vergleich für die Konsistenz dieses zähen Flusses.«

Sade, *Justine* 803.

19. Filths savour but themselves.

20. So komme man doch nicht weiter. Er werde daher jetzt, wenn auch unaufgefordert, ein erstes Gesetz vom Schmutz formulieren, um es an einer späteren Stelle dann allgemein zu machen. Schmutz sei alles, was die säuberliche Abgetrenntheit der Person antaste, ihr Fürsichsein und ihre Identität. Sie meide also alles, was ihr nur zweideutig zugehöre, lasse sich ungern anfassen, ekle sich, durch Analogie, vor der Vermischung; denn

sie fürchte, der Zweideutigkeit und dem Mischmasch selbst anheimzufallen, auseinanderzufließen, sich zu verlieren, durch Einschüsse, Löcher, Abflüsse, Fortsätze, Abzapfungen Schaden zu leiden. All die genannten Erscheinungen wollten ihr daher nicht recht gefallen, und daher doch auch die lange Liste von Gemischen und Zwischenzuständen, wenn man um Beispiele für Schmutz ersuche. Hier liege wohl auch der Grund für die unausrottbare Assoziation von Schmutz mit der ersten, nämlich geschlechtlichen Vermischung. Schließlich sei ihr auch, als Einzelding, alles Gewimmel und Gekrabbel verhaßt, alle Massenhaftigkeit, in der ihre Einzahl verloren gehen könnte.

21. Die Begattung der Schnecken führt häufig nur zur Befruchtung des einen Individuums, sodaß das eine Tier nur als Männchen, das andere nur als Weibchen auftritt. In dieser Weise bildet sich zuweilen bei der Begattung sogar eine Kette von mehreren Individuen, in der jedes Glied gegen das frühere als Männchen, gegen das spätere als Weibchen fungiert.

22. Nehmen wir eine Leiche. Nein, nehmen wir Kinder. Die wissen ja noch nicht, ob sie jemand sind, ob sie überhaupt ganz zusammengehören, es ist nur manchmal etwas da und geht dann wieder weg, und das probieren sie aus. Da nehmen sie also alles Mögliche und tun es an sich hin und breiten es auf sich aus und rühren darin mit Andacht und Nachdenklichkeit. Denn sonderbar, das bleibt außen kleben und dann sieht das anders aus als vorher und ist doch dasselbe, das gibt ja einen Strich, wo man vorher schon öfter war und von Strich keine Spur, und außerdem kommt noch ein Gefühl von dort, das kitzelt irgendwie, zum Lachen wie das spritzt, alles wird furchtbar voll!

23. Für Pflanzen hat sie ehrlich gesagt nicht viel übrig. Ekelhaft will sie nicht gerade sagen, aber immerhin, wie die aus ihren Knollen fahren und ins Kraut schießen und sich dann im Beet drängeln und einander abwürgen, also vielen Dank. Und dann das ewige Herumgemache an den Narben und Stempeln und so weiter. Wozu müssen das die Kinder eigentlich so genau wissen? Da quält man sie mit diesen verschiedenen Arten von Schmarotzern, und dabei tun die nichts als solange an ihrem Wirt herumsaugen, bis er kaputt ist. Naja, wenigstens geht das Zeug auch mit drauf.

24. Nehmen wir nun doch eine Leiche. Davon müßte sich die Person doch ganz besonders bedroht fühlen? Und trotzdem gilt ein Toter nicht als übermäßig schmutzig, er erfüllt den Betrachter mit Scheu, aber nicht mit Ekel. Da kann doch etwas nicht stimmen mit dem Gesetz vom Schmutz. Weg muß ein Toter freilich, und gewaschen wird er auch.

25. Eigentümlich am Schmutz, wenn man ihm die Bemerkung gestatte, sei seine Wirksamkeit in kleinen Dosen. Die geringste Beschmutzung sei oft gerade die intensivste, und der kleinste Fleck auf dem Kleid, auf der Ehre, sei geradezu der böseste. Ein Sumpf könne als Ganzes eigentlich nicht als Schmutz gelten, höchstens eine Probe davon. Auf den Grund dafür werde er noch zu sprechen kommen. Er vermute, daß Schmutz, um einer zu bleiben, nicht größer als die Person sein dürfe. Auch eine untere Grenze gebe es, aber sie liege sehr niedrig: nämlich dort, wo Schmutz so fein verteilt sei, daß er zum Hauch wird, zu Trübung, Schleier und Duft.

26. Zu den zwei Anderen ist sie erst nach dem Essen hinaufgegangen. So hat sie nur noch den Schluß erwischt. Die große Schwarze heiratet da den Blonden, und dann ersticht sie sich. Das hat sie nicht verstehen können, und die Erklärungen von den Zweien haben ihr auch nicht viel geholfen. Also die Schwarze hat vorher einen Andern gehabt, hieß es, und der wollte sie an den Blonden abtreten. Nein, hörte sie dann, der Blonde hat nur nicht glauben wollen, was die Schwarze für eine gute Figur hat, und da hat ihr Mann zu dem Blonden gesagt, kuck doch einmal zu, wie sie sich auszieht. Und weiter? hat sie gefragt. Nichts weiter, er hat eben zugekuckt. Ja und deswegen ersticht sie sich, ich denke sie wird dann von dem Blonden geheiratet? Ja schon, aber das verstehst du nicht, hat man ihr darauf geantwortet, das geht eben nicht, daß sie einer ankuckt.

26a Ich bin befleckt wie niemals noch ein Weib.

27. Eine Eisenleiter, es geht hier nach unten weiter. Eisenleitern führen nicht weit, hören oft mitten in der Wand auf. Achtgeben. Oben tropft es noch, hier ist es nur feucht. Möglichst wenig Geräusch machen, stehenbleiben, damit es nicht so knirscht. Es ist kalt. Eine Bombe käme hier nicht durch.

28. Was in dem Kasten war. Eine Zierdecke aus schlaffem braunlila Garn, eine angestoßene Terrakottaschale mit Augen, eine Kaffeehaube, ein lederbezogenes Feuerzeug, zwei Bastuntersätze, ein Toaster mit Schnur, ein Reh, eine Zuckerdose mit Zucker, noch eine Kaffeehaube, ein Aschenbecher zum Drehen, eine Kachel mit Windmühle, eine Kuchenschere, eine Tortenplatte mit chinesischem Schilf, ein Schlüssel, ein Schubladengriff, noch eine Kaffeehaube, ein leeres Fotoalbum mit Spinnwebenmuster, ein Brillenfutteral, eine Häkelnadel, ein Röhrchen mit Tabletten, ein Tropfenfänger, ein Stück Zierleiste, ein Brillenleder, ein Stoffmusterheft.

29. Auf der Brücke änderte sich das Bild. Kleine Buden wie Pagoden, Zelte in der Art von Pavillons, mit hellen, seidigen Stoffen bespannt; riesige Sonnenschirme über Hausiererwagen und Bauchläden, all das drängelte, schob und stieß sich aneinander. In den Buden, unter den Sonnendächern und vor den Zeltpavillons schlugen fette Händler mit gelben, grünen oder blauen Gewändern über Flußpferdbäuchen schreiend auf ihre Gongs, um Käufer anzulocken, priesen alle Arten Aas an: tote Ratten, ersäufte Hunde, Happen von Wild und Pferden, eitriges Geflügel und was sonst noch da auf einem Haufen in ihren bronzenen Wannen lag. »Hier . . .! Hier . . .! Kommt hierher . . .! Und schaut . . .! Und sucht euch aus . . .! Nirgendwo gibt's Besseres . . .! Nirgendwo Verdorbeneres . . .!« Und dann wühlten sie in den Wannen und schwenkten wie Fahnen abscheuliche Stücke jauchigen Fleisches an langen Eisenhaken, und mit greulichen Grimassen, unter denen die Linien auf ihren maskenhaft bemalten Gesichtern stärker hervortraten, schrien sie von neuem in den Lärm der Gongs und das Geschrei der anderen Verkäufer: »Hier . . .! Hier . . .! Hierher . . .!« Octave Mirbeau, *Garten der Foltern* 46

30. Das werde dann den Eingekerkerten zum Fraß vorgeworfen. Er kenne das Greuelmärchen auch. Er hoffe seine Bemerkung wirke fehl am Platz: daß es ja vor allem ihre biologischen Funktionen seien, die die Person immer wieder zur Berührung mit der Welt zurückzwängen. Ihretwegen wolle die Person solche Berührungen, aber müsse sie auch wollen. Diese Zweideutigkeit spiegle sich in einer entsprechenden Schmutzambivalenz; die Lustziele böten sich der Person als von Begehren und Sinn überglänzter Schmutz dar. Von der Liebe wolle er hier nicht sprechen, obwohl er es könne. Das Essen sei ein ebenso deutliches Beispiel. Hier seien

viele vorher verbotene Vermischungen auf einmal erlaubt, das Glitschige und Schmierige habe darin seinen wichtigen Platz, dem Fetten und Klebrigen werde Ehre angetan, kurz, alle möglichen Schmutzeigenschaften seien darin anzutreffen. In der Tat benutze man Besteck, um vom Essen nicht schmutzig zu werden. Appetitlich heiße an ihm die eindeutige Herrichtung zum Verzehr, seine Schmückung und symmetrische Anordnung, durch die die zerstörerische Eßlust gereizt und über den Widerwillen gehoben werden solle. Nach dem Erlöschen dieser Lust blieben dann die allgemein als ekel empfundenen Speisereste zurück, die sich indessen in ihrer Zusammensetzung von dem vorher Genossenen in nichts unterschieden.

31. Was man nicht essen kann, und warum. Hunde weil sie stinken. Pferde weil ihr Fleisch so etwas Hohles hat, irgendwie strohig und süß. Katzen weil sie nicht davonlaufen wenn man sie fängt. Mäuse und Ratten und dergleichen, weil es in Löcher kriecht und wimmelt. Störche weil sie zu dünn sind. Schlangen weil sie sich aufringeln. Insekten weil sie zuviele Beinchen und Teilchen haben, Würmer weil sie nackt sind. Und Affen – das wäre ja komisch, ein gebratener Affe.

32. Was aber wiederkäut und hat Klauen und spaltet sie doch nicht, wie das Kamel, das ist euch unrein ... Alles aber, was nicht Floßfedern und Schuppen hat im Meer und in Bächen, unter allem, was sich regt in Wassern, und allem was lebt im Wasser, soll euch eine Scheu sein ... das Wiesel, die Maus, die Kröte, ein jegliches mit seiner Art, der Igel, der Molch, die Eidechse, die Blindschleiche und der Maulwurf, die sind euch unrein ... Macht eure Seelen nicht zum Scheusal und verunreinigt euch nicht an ihnen, daß ihr euch besudelt ... Und alles was Flügel hat und kriecht, soll euch unrein sein, und sollt es nicht essen. *Leviticus.*

33. Mary Douglas, *Purity and Danger* 55/6: Das zugrundeliegende Prinzip der Reinheit von Tieren ist, daß sie den Erfordernissen ihrer Klasse ganz entsprechen sollen. Diejenigen Arten sind unrein, die nur mangelhafte Vertreter ihrer Klasse sind, oder deren Klasse selber den allgemeinen Weltplan durcheinanderbringt ... Aale und Würmer bewohnen das Wasser, aber nicht als Fische; Lurche betreten das trockene Land, aber nicht als Vierfüßer; manche Insekten fliegen, aber nicht als Vögel. In

ihnen ist keine Ordnung ... Die Probe ist, wie sich etwas bewegt. Wenn es kriecht, ist es unrein. Wenn es hüpft, ist es rein.

34. Du Mistvieh du Schlampe du garstiges Kind.

35. Ferner Douglas 121: Alle Randgebiete sind gefährlich. Jede Begriffsstruktur ist verwundbar an ihren Rändern. Daß die Leibesöffnungen zu Symbolen für ihre besonders verletzlichen Punkte stehen, läßt sich erwarten. Der Fehler liegt darin, daß man die Randgebiete des Leibes von anderen Rändern getrennt behandelt.

36. Hier müsse er, ob man nun wolle oder nicht, unterbrechen, dem sei zuzustimmen, das sei sein Stichwort. In der Tat sei Schmutz ein allgemeinerer Struktur- und Ordnungsbegriff. Mit jeder Ordnung sei auch ihre Negation gesetzt, und zwar als Unordnung oder als Ordnung anderer Art. Dazwischen aber, an den Rändern, am Übergang, da trete nun auf der Grenzfall: die marginale Verletzung: das nach der Ordnung übel Definierte: der Schmutz. Dieser Randcharakter von Schmutz mache seinen Begriff gerade so schwierig; man könne da gar nicht genug aufpassen. Das sei doch der Grund, warum Schmutz mit zunehmender Menge oder Konzentration seine Schmutzigkeit immer mehr verliere. Wer ihn von seinem Substrat löse, von den Rändern einsammle zu großen Haufen, erhalte am Schluß nur noch Unschmutzigkeiten. Eine solche Anhäufung und Verdichtung könne die Ordnung zwar bisweilen einfach umkehren; aber sie riefen dann nicht mehr Ekel hervor – ein Mord etwa, eine Schlammflut, eine Lästerung –, sondern Schrecken oder Gelächter. Zum Schmutz gehöre immer so etwas wie Gezupf und Betaste, eine Befingerung, ein Kitzel – und diese sonderbare Erscheinung nenne er zuletzt, denn sie sei dem Schmutz verwandt: ein erstes leises und gerade deswegen so fühlbares Anrühren der Ordnung.
Zu einer Systematik des Schmutzes brauchten also nur die verschiedenen menschlichen Ordnungen aufgesucht zu werden, die er in seiner weichen Weise verletze. Ohne sich aufdrängen zu wollen, schlage er doch vor, das wenigstens kursorisch zu tun; und zwar müsse sich die erste Einteilung danach richten, als was die Person sich alles begreife: nämlich erstens und wiegesagt als Unberührbares und Einzelding, zweitens als in sich gegliedert, und drittens als von anderen Personen umgeben und definiert. Jeder

dieser drei Bereiche kenne seine eigenen Schmutzarten. Vom ersten sei inzwischen denn doch nun genug geredet, und er meine es sei nun einfach an der Zeit –

37. In einem später aufgegebenen Roman mit dem Titel *Cranley* heißt es in dem Abschnitt *Délire de toucher:*
»Cranley sah auf und gewahrte, soviel läßt sich sagen ohne Verfälschung, gewahrte etwas: merkte – wozu sonst aufblicken? – daß nicht alles war wie zuvor und wollte das Veränderte ansehn: sah aber nichts, denn zum Sehen hätte er sich selber gebraucht. Er selbst war indessen woanders. Nämlich war er begriffen in einem Sturz nach innen, ganz und gar unabkömmlich für irgendwelches Anschaun fiel er in das Loch, das er in sich hatte, das jeder in sich hat. Die Meinung, man sei inwendig kompakt, ist ein Irrtum, aber doch leicht zu verstehen: denn was da fällt, nimmt nur sehr wenig Platz ein. Trotzdem läßt es sich auf seinem Weg gut verfolgen. Es sinkt sehr rasch durch bis zum unteren Ende des Leibes, bis an die Stelle, die anatomisch zutreffend der Damm heißt. Dort, und zwar an der Innenseite, wird es aufgehalten von Haut, stößt sich ab und steigt langsam wieder nach oben.
»Im Naturreich ist der Vorgang sichtbar gemacht an der Schnecke. Diese stülpt – was Cranley nicht kann –, sobald sie mit dem Unerwarteten in Berührung kommt, in übrigens gemessener, geradezu melodischer Weise das Auge in sich ein, wobei unsicher bleibt, wohin: zum Damm wohl kaum, weil sie darüber als Bauchfüßer nicht verfügt. Dieses schöne, weil organisch vorgesehene Insichgehn hat, ganz wie das zerfahrene und gestaltlose von Cranley, seinen tiefsten Punkt (erliege wo immer) kaum berührt, da wendet es sich auch schon und kehrt mit zunehmender Schnelligkeit zum ersten Zustand zurück. Man ist versucht, dabei in die Schnecke etwas hineinzulesen, was, ihrer Kurzsichtigkeit wegen, womöglich gar nicht geschieht: nämlich daß sie während ihrer Rückkehr nun erst langsam und immer deutlicher sieht, was sie zuerst nur gewahrte: im Fortgang des Ausstülpens kommt es allmählich zutag.
»Zur Schnecke verwandelt, ging Cranley auf deren Weise auch fort und kam wieder. Sein Ab- und Aufstieg war von allen möglichen, durchwegs unangenehmen seelischen Erscheinungen begleitet, deren Aufzählung hier unterbleiben kann. Auffällig und beschreibenswert aber benahm sich Cranleys Inneres, als er nun, nach seiner Wiederkehr, am linken Unterarm

sah, was er gesehen hatte: gerade nämlich hatte dieses Innere seinen gewohnten und unauffälligen Platz wieder eingenommen, da verließ es ihn auch schon wieder und fuhr, blitzartig diesmal, und ohne auch nur den geringsten Teil von sich zurückzulassen, vom Auge geleitet auf diese besondere Stelle seiner Haut los, die Innenseite auch jetzt. Cranleys Verwirrung ist begreiflich: eben noch in seiner Leibestiefe versunken, war er nun an keinem anderen Ort mehr als hier, sein gegenwärtiges Schema war mithin das folgende: ein Fleck außen, dann eine Gewebeschicht, und dahinter, im genauen Umriß des Flecks, und somit durch diesen festgelegt nach Größe und Gestalt, er selbst.
»So durchaus exzentrisch geworden, das Übrige an ihm allenfalls noch beschäftigt mit der erregten Zulieferung von auf den Fleck gerichteter Sinnesempfindung, also ganz und gar auf sich selbst zurückgebogen und zusammengespannt, drängte das derzeitige System Cranley, man muß sagen selbsttätig, auf Rückkehr in eine weniger gedrückte, gelöstere Lage, und gab sich seinem Insassen nun wenigstens insoweit zurück, daß er sich einschalten konnte in das heikle Geschäft, die normale Verteilung von Ich auf die ganze Person wieder herbeizuführen. Schon griff er nach dem Taschentuch, schon befahl er Blutandrang zum Kopf für baldigen Zornausbruch. Mit Gereib, Geschrei und Gefuchtel machte er sich an die Aufgabe, das immer noch Widerstrebende von der Fleckstelle weg- und an andere, geeignetere Innenörter zurückzujagen. Diese Unternehmung war für ihn dadurch erschwert, daß sie ohne Einsicht in den ganzen Vorgang, und daher ziellos und jedenfalls unökonomisch erfolgte.«

38. Da man darauf beharre, im ersten Schmutzbereich zu bleiben, dürfe er sich vielleicht auch noch eine dahingehörige Abschweifung erlauben. Sie solle davon handeln, daß auch Geschriebenes als Ausscheidung aufgefaßt werden könne. Er nenne den Topos, der das Buch als eine erste, schwere, oder mißlungene Geburt beschreibt; er führe die ordinäre Redensart an, die von einem Autor sagt, er könne die Tinte nicht halten; er verweise auf das Modell, demzufolge der Schriftsteller zuerst etwas in sich aufnehme, es dann verdaue, und das Werk sich schließlich abpresse; schließlich gehe auch der berühmte Nestbeschmutzer seiner Tätigkeit vorwiegend literarisch nach. Tatsächlich sei es denkbar, daß die Zuordnung von Literatur und Kot sich verfestigt habe, seit diese sich als Systemverletzung zunehmend definiere. Ihrer Herkunft nach sei diese Verbindung älter und ein-

facher. Er kenne Beispiele der engsten psychologischen Koppelung, die bis ins Pathologische reiche: orakelhaft, wie etwa aus dem Kaffeesatz, versuche der Betroffene dabei aus seiner Notdurft die für den folgenden Tag in Aussicht stehende literarische Produktion, und zwar gar ihrer Beschaffenheit nach, abzulesen. Diese Fälle hätten freilich nur anekdotischen Beweiswert. Der intime Charakter des Schreibvorgangs aber werde von jedem Schriftsteller gleichzeitig behauptet und verletzt. Eine gewisse Unappetitlichkeit sei diesem Handwerk daher auch nicht abzusprechen. Sie liege freilich nicht in der gelegentlichen Wahl eines anstößigen Themas, sondern, ganz wie im Fall der leiblichen Absonderung, in der unsicheren Zugehörigkeit zur Person des Urhebers, in der Schamlosigkeit nicht nur des Zurücklassens, sondern auch noch der Veröffentlichung. Damit ende sein Exkurs, und sein Beitrag überhaupt zum ersten Schmutzbereich. Er werde nun zum zweiten übergehen, und wenn man sich auf den Kopf stelle.

39. Diese Haushaltshilfe hatte alle guten Züge, die man sich nur wünschen kann, sie war fleißig, kräftig, guten Willens, nur eben zu jeder Reinlichkeit schlechterdings unfähig, und zwar auf eine besondere Weise. Am besten zeigt das ein Beispiel. Angenommen nämlich, sie hatte einen Teller abgespült, so war danach recht zuverlässig das Geschirrtuch verschmiert, der Küchentisch vertropft und der Fußboden voller Flecken. Um diese Schäden zu beheben (und daran machte sie sich jedesmal sogleich mit großem Eifer), mußte sie das alles auswechseln und sauberwischen. Nach einem strengen Gesetz der Progression aber geriet dabei als Nächstes Asche in die Wäscheschublade, schwappte der Putzeimer über, lief das Wasser über das neugeholte und dann vom Haken gefallene Geschirrtuch. Die Reparaturarbeiten zerfielen nun also schon in verschiedene getrennte Abschnitte, deren jeder sich nacheinander, in der Reihenfolge und dem Maß der Bearbeitung, sich in Untersektionen teilte, bis schließlich Unabsehbarkeit eintrat. Die Haushaltshilfe nahm den ganzen Verlauf übrigens ohne Erregung hin, zeigte im Gegenteil ein eher aufgeräumtes und heiteres Wesen.

40. Es geht nun doch durch eine Türöffnung weiter. Vielleicht gibt es auch eine Treppe, die Eisenleiter hat nur als Abkürzung gedient, als Notausstieg bei einer Verschüttung, bei Gasalarm. Denkbar: näherkommende

Stiefel, Taschenlampen, Keuchen. Mit den Händen immer an die Außenstangen greifen, nie in die Sprosssen: tritt sonst einer drauf. Stockung, Gefährdung des Fluchtwegs. Los Mann, Beeilung. Wenn die da oben nicht. Und wir können hier solang draufgehn oder wie. Die Stiefel entfernen sich. Das Tropfen ist noch immer zu hören. Ein Luftzug, also ein zweiter Ausgang irgendwo, aber vielleicht auch nur Rohre, ein Schacht.

41. Die erste Würde und Unmöglichkeit der Person, fuhr er unbeirrbar fort, bestehe in ihrem Abgetrenntsein; die zweite aber in ihrer Gliederung. Beides Ausnahmen von der Regel, denn die Regel sei Mischung und Strukturlosigkeit: die Regel sei Entropie. Schmutzig werde alles von selbst, nur zur Säuberung – zur Erhaltung der Person also – brauche es Arbeit. Nicht nur durch Berührung entstehe mithin Schmutz, sondern auch durch Zerfall. Zerfall aber habe doch (so simpel müsse er hier reden) drei auffällige Eigenschaften: er zerkleinere das vorher Ganze, er brauche Zeit, er sei einzig nach unten gerichtet. Ganz entsprechend trete dieser Schmutz in kleinen Quanten auf (die einzelnen Formen seien unter den Schmutzbeispielen genannt), er sei angefüllt mit Zeit (davon werde noch viel die Rede sein), und er sammle sich auf dem Erdboden, wo seine Schmutzigkeit dann erlösche. Das Zerfallene nämlich, solang es unten bleibe, wo es hingehöre, sei schmutzig allenfalls im Präteritum und Rückverweis auf den Zerfall, ebenso wie der Berührungsschmutz, bevor er an die Haut tritt, schmutzig nur im Futur heißen könne. Merkwürdig immerhin bleibe der Wurm, der sich nicht über dem Zerfallenen aufhalte, sondern darin, für den es nicht unten sei, sondern überall: und wirklich zeige er sich auch gliederlos, schlecht begrenzt, in Teilstücken noch lebensfähig – so als löse sein sonderbares Lebenselement alles Personenhafte auch biologisch auf.

41 a. Ich bin ein Wurm und kein Mensch. Ps. 22,7. Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob. Jes. 41,14.

42. Die Person aber begreife sich als oben, wolle sich nicht zerkleinern lassen, hasse die Zeit und die Würmer. Ob sie wohl merke, daß diese Einstellung logisch unhaltbar sei? Denn jedes Oben, wie hoch es auch hinauswolle, wie tief es sich beuge, habe doch sein Darunter, und so gerate die Person in ein Schmutzverhältnis nicht nur nach außen, sondern auch zu sich selbst: heillos dieses wie jenes. Seien ihr zuerst nur bestimmte Leibes-

teile nicht recht, so dann schon der ganze Leib, und schließlich überhaupt nichts mehr an sich außer einem verfeinerten unstofflichen Lüftchen, dem ganz Oberen, ganz Sauberen, ganz Zeitlosen, bestimmt nicht Teilbaren und Zerfallenden – und was geschehe? durch das Seelenlüftchen werde der ganze übrige Rest der Person zum Schmutz deklariert, und es müsse, was es doch gerade nicht wollte, hausen im ewigen Darunter, in Zerfall und Gebrösel, ja schlimmer noch, es erweise sich sogleich als extrem beschmutzbar.

43. Willst du jetzt endlich die Hände aus der Tasche nehmen.

44. Ich habe doch gleich gemerkt, woher da der Wind weht.

45. Man könnte das ohne viel Mühe isolieren verschalen zugipsen neustreichen austapezieren. So teuer käme das gar nicht und es wäre danach nicht mehr wiederzuerkennen sage ich Ihnen.

46. Kraft ihrer Definition kenne die Seele nur den Berührungsschmutz, und zwar als Sünde und Schuld. Beide würden als Fleck gedacht. Es gehe also auch hier nicht um den direkten Verstoß, sondern um die marginale Störung. Dies erkläre, warum eine kleine Übertretung schwerer wiegen könne als eine große. Wie anderer Schmutz sei Schuld unmeßbar, wie dort verringere sich die Schuldhaftigkeit von Schuld mit zunehmender Menge, werde unwirklich. Bei Eichmann etwa habe einfach die Seelenhaut nicht ausgereicht, er sei nicht fleckig erschienen, sondern unter einem Berg verschwunden, als Person nicht mehr sichtbar gewesen, es hätten auch andere darunterliegen können und seien ja auch gelegen.
Dies zur *Beschmutzbarkeit* der Seele. Nun gebe es aber auch ein Verhältnis, in dem sie *sich selbst* als Schmutz verstehen müsse, nämlich das religiöse. Mit nichts komme man doch über die Tatsache hinweg, daß die Berührung zwischen Gott und Geschöpf jenen beschmutzen müsse, denn so wenig wie anderes Saubere sei er der Beschmutzung entzogen. Durch die Blasphemie beispielsweise, aber die brauche es wie gesagt gar nicht.

47. Hiob 9,30–2: Wenn ich mich gleich mit Schneewasser wüsche und reinigte meine Hände mit Lauge, so wirst du mich doch tauchen in Kot, und

werden mir meine Kleider greulich anstehen. Denn er ist nicht meinesgleichen.

48. Es wäre besser ohne diesen dauernden Wind. Eine neue Kammer, kleiner, verengt sich hinten zum Gang. Die Wände sind jetzt aus Fels, vielleicht Teil einer älteren Anlage, der Tunnel war schon lange vorher da, sehr lange, es gibt glattgewetzte Stellen. Hier ist wenig denkbar, ich höre nichts: Stiefel hatten sie sicher nicht an, eher Fußlappen, damit es keinen Lärm gibt, damit man draußen nichts merkt. Die Anderen hatten vielleicht einen Verdacht, aber sie wußten den Eingang nicht, kann sein es hat Monate gedauert, ein Jahr, und der Wind wurde nicht wärmer, nicht kälter, man gewöhnt sich daran.

49. So und nun, sagte er mit geradezu unangenehm erhobener Stimme, und nun solle man sich einmal vorstellen, ein derartig eingerichtetes Gebilde treffe mit einem andern, ebensolchen zusammen und behaupte, es sei sauberer als dieses. Da könne einem doch nur noch der Mund offen stehenbleiben. Denn soviel stehe inzwischen doch fest: Schmutz sei kategorial. Alle Reinlichkeit sei vergebens. Je starrer ein Ordnungssystem, desto größere Mengen von Schmutz erzeuge es; je entwickelter, desto mehr Sorten. In manchen Systemen werde der Mensch selber zum Schmutz. Er halte das gegenwärtige für ein solches. Eine Zweideutigkeit trete dann auf: Sauberkeit werde zum Schmutz, und vielleicht sogar umgekehrt. Darauf sei zurückzukommen.

(wird fortgesetzt)

Ror Wolf
Pilzer und Pelzer
Eine Abenteuerserie

1

Gut, also von vorn, an diesem Punkt einsetzen, wo ich abgebrochen habe, der Himmel, wie war das, jawohl, der Himmel sehr blau, am Horizont plötzlich ein rasch laufender Mann. Eine gerade heranschwimmende Erinnerung, herausgespült, gut, in diesem Moment auftauchend aus einer gewissen Ferne, alles ganz einfach, schwach schwarz, jawohl alles fängt jetzt schon an. Vielleicht heute, oder vielmehr zu Beginn der schönen Jahreszeit, etwas mehliger Himmel, ein rasch laufender Mann, der in der Ferne verschwindet, ein kleines Gewitter, eine kurze zuckende krachende Angelegenheit, es ist in der Tat nichts. Damals eine günstige Zeit, der Abend hereingebrochen, der Himmel dunstig bedeckt, das Meer still und stumm. Plötzlich ist alles sehr, ja, alles wie soll ich das sagen, jetzt, wo ich den Anfang gefunden habe, sehr leicht, ich bin an diesem Punkt meines Lebens angekommen, wo ich eine ruhige gleichgültige Miene aufsetzen kann. Die schönen Erwartungen, die verführerischen Schilderungen der Zukunft aus Pilzers Mund, sie gefallen mir. So wie es jetzt ist, ist es zweifellos äußerst gut.

Hier bin ich, rief ich und hob meinen Hut. Ich werde mir also die Einleitung sparen und sofort an die Sache herantreten. Ich erinnere mich, daß ich auf die beschriebene Weise die Tür öffnete. Ein weiches Öffnen, es war nichts Entscheidendes, aber nun sah ich Pilzer, die erste Person, die genannt wird, sich in einer vorgebeugten Haltung oder Handlung an der schwarzen Hand der Witwe zu schaffen machen. Plötzlich ein rauschender Windstoß. Ich zögerte wahrscheinlich einen Moment, hineinzutreten, ich stand vielleicht einen Augenblick in diesem Windzug, den ich auf die Jahreszeit zurückführte, auf diesen frisch angebrochenen März, und Pilzer rief etwas, das ich für eine Aufforderung hielt, zu kommen oder zu gehen, was ist, rief Pilzer, und die Witwe, der ich eine Bonbonniere mitgebracht hatte, rief auch etwas.

Damals eine günstige Zeit. Das Wetter wie gewöhnlich. Ich sah eine sehr schwarze Frau mit sehr langen schwarzen Handschuhen hinter dem Vorhang stehen und mich betrachten, halt, ich sah, daß sie außerordentlich bleich war, bleicher als irgend eine Witwe, die ich früher gesehen hatte. Ich hörte mit großer Aufmerksamkeit, was Pilzer zu berichten hatte, im seidenen Morgenrock, ein Haarnetz über dem nassen glatten Kopf. Er führte einen neuen Apparat vor, der, wie er sagte, mit Leichtigkeit an Tischen oder Stühlen befestigt werden könne, er sei mit einer ovalen Höhlung versehen, in die man eine Nuß zu legen habe, über dieser Höhlung sei eine zweite entsprechende halbe Höhlung angebracht, die mittels einer Schraube, die durch eine kleine Kurbel gedreht werde, senkrecht auf die untere Höhlung geführt werden könne, wo sie nun die Nuß knacke, ohne übrigens den Kern zu beschädigen. Die Schraubvorrichtung sei selbstverständlich mit Leder gefüttert, damit der Tisch oder je nachdem der Stuhl nicht beschädigt werde.

Ich fiel in ein tiefes Nachdenken hinein. Ich ging etwas. Ich ging nicht sehr schnell, und als ich ein Stück weitergekommen war, sah ich die Witwe wieder. Ich erinnere mich gut daran, ihre Brust wuchs in die Höhe und sank zusammen, in sehr kurzen Abständen, vielleicht um die Unannehmlichkeiten anzudeuten, die sich für sie ergeben hatten. Es war ein bedeckter Morgen, kein Sonnenschein, der Wind hatte sich gelegt. Pelzer sprach weiter, es war ein Anfang. Er erwähnte die schimmernden Tiefen einer verschwundenen Umgebung, das Thermometer stieg sehr rasch in seiner Erzählung, alles war wie gesagt naß, es war ein Anfang. Das obere halbe Gesicht Pilzers, dessen untere Hälfte vom oberen Rand des Klaviers, hinter dem er saß, abgeschnitten war, sah mich an diesem Tag an, spitz steif, mit herabgesunkenen Schatten unter den Augen, vermutlich die Resultate einer anstrengenden Tätigkeit, und diese Tätigkeit mußte sein Klavierspielen sein, denn ich hörte tatsächlich etwas derartiges wie Klavierspielen. Pilzer sang jetzt dazu, sein Gesang war hier allgemein bekannt und beliebt, ein gedämpfter knarrender Gesang, ein Gesang, der einen fröhlichen Charakter hatte.

2

Wie der Rest des Tages verging, habe ich vergessen. In der folgenden Zeit ereignete sich wenig in meinem Leben. Zuweilen stand ich auf und sah

durch das Fenster hinaus, ich sah allerdings nichts, eine krustige Landschaft, aber auch das war fraglich. Diese Betrachtungen, die ich nach meiner ersten Begegnung mit Pilzer anstellte, nach meiner ersten Unterhaltung mit Pelzer, das ist genauer gesagt, und die recht günstig waren, hatten sich nun allerdings gänzlich als falsch erwiesen. Nun sah ich doch etwas, etwas mit kurzem stumpfem Kopf schnaufend, etwas mager schmal dürr gebückt, und ich muß zugeben, daß ich, unfähig ein einziges Wort zu finden, das meine sehr große Verwunderung bezeichnen könnte, vorgebeugt, mit versunkenen Händen lauschend hinabstarrte, diesen langsamen schweren Vorwärtsbewegungen am Ende der Terrasse nach. Im Augenblick, als ich etwas bleich fettig schwarz den Fuß auf die Treppe setzen sah, eine weiche ich muß sagen eine fleischfarbene Bewegung, mit dichten wahrscheinlich sehr harten Haaren überwachsen, die Treppe zum Leuchtturm hinauf, schrie ich also, mit in den Hosentaschen versenkten Händen, oder vielleicht war es kein Schrei, vielleicht rief ich nur etwas in diese Tür hinein, und Pilzer, der noch immer nicht wußte, worum es sich handelte, der mich zur Tür hereintreten sah, forderte mich auf, neben der Witwe Platz zu nehmen. Er hob alle Vorteile dieses vorgeschlagenen Platzes hervor, schilderte den Umgang mit der beschriebenen Dame als schön, auch ihre Wohnung, in Beziehung auf landschaftliche Reize und ihrem Komfort nach, sei schön.

Am nächsten Tag nichts. Auch am Mittwoch nichts, nichts am Donnerstag, nichts Freitag. Pilzer war zufrieden mit dem Gang der Ereignisse, auch meine Befürchtungen hatten sich zerstreut, das Gespräch wurde fortgesetzt, es war also überflüssig, schwarz in die Zukunft zu sehen. Ich hörte eine Stimme, sie sagte, jetzt bestehe keine Gefahr mehr. Ein gähnender Mund, augenblicklich aufgebrochen in einem Teil des Zimmers, schon der Vergangenheit angehörend, beschäftigte mich einen Moment. Pelzer, ein Mensch in dessen Gesicht ein Lächeln über die Lage, über den Stand der Dinge aufging, war zur Beschreibung eines länglichen mit Löchern und Zacken versehenen Gegenstandes übergegangen. Beim Falten einer Anzahl großer weicher Papierstücke war nach seinen Worten etwas Bestimmtes zu beachten. Ich erinnere mich nicht, aber ich erinnere mich, daß sich aus diesem Faltvorgang einige Servietten in Tütenform ergaben, die nun mit der nach außen gekehrten geschlossenen Seite und mit der nach unten gerichteten Spitze in die Öffnungen der unteren Haltescheibe des Gegen-

standes, des Serviettenständers nach Pelzers Behauptung, bis zum leichten Widerstand eingeführt wurden, während die darüberliegenden Zacken der oberen Haltescheibe in die geöffnete Seite der Servietten geschoben wurden. Bei Beachtung seiner Ratschläge müßten, sagte Pelzer, ein Mensch mit einer ungewöhnlich dicken Stimme, in jedem Fall die Servietten insgesamt eine ansprechende Schirmform abgeben. Sein Gesicht hatte einen ernsten, aber keinesfalls kummervollen, vielleicht eigentlich heiteren Ausdruck, besonders, wenn er, was sehr oft, aber immer nur für einen Moment geschah, lächelte.

Jetzt in der angebrochenen Dämmerung höre ich die Witwe auf einem knarrenden Korbstuhl sitzen, mit dem Klappern der Nadeln darüber, ein leiser Gesang plötzlich schneidend anschwellend. Ein langer Tag mit Musik, fröhlich verlaufen. Ich habe erlebt, wie man eine Punschbowle hereintrug und austrank. Ich hörte Pelzer von einer Sängerin sprechen, die den Mund aufreiße beim Singen, so daß man ihre plombierten geschwärzten Zähne sehen könne. Und Pelzer riß jetzt den Mund auf, ohne Gesang, nur um anzudeuten, wie man sich diese Sängerin vorzustellen habe. Er sprach ein paar Worte mit eigentümlich hoher Stimme, der Stimme dieser Sängerin, mit deren Worten er jetzt spreche. Kurz und gut. Aber Pilzer, der mit Pelzers Schilderung nicht einverstanden war, beleuchtete den Fall jetzt, wo es dunkel wurde, von seiner Seite. In dieser Darstellung erschienen beim Mundaufreißen keineswegs geschwärzte, sondern vergoldete Zähne, und auch die Stimme dieser Sängerin war nun keine hohe, sondern eine tiefe Stimme. Man einigte sich schließlich in der Mitte, es war mir recht. So lagen die Dinge an diesem Tag. Ich stand am Fenster, ein stumpfer schwerer Abend, dicke dampfende Luft. In der Nähe des Wasserturms, ein Stück hinter dem Lagerhaus, rechts vom Eingang zur Schleuse, einen Schritt vom Geländer entfernt, stand zu dieser Zeit ein Mann, der sich weiß über die Stirn wischte. Seine Aufmerksamkeit war auf das tunnelartige Tor der Gasanstalt gerichtet, aus dessen Schwärze gerade jetzt ein zweiter Mann heraustrat, zwischen den knolligen Auswüchsen der Mauern hervor, um, als er den ersten Mann bemerkte, die Hände in die Manteltaschen zu graben und stehenzubleiben. Der erste Mann, offenbar erschöpft vom Stehen oder erschreckt über das Erscheinen des zweiten Mannes, stützte sich nun, wobei seine Knie einknickten, auf das Geländer, hinter dem er stand. So standen sie sich steif gegenüber und sahen sich an,

mit aufgestützten und vergrabenen Händen, bis in der Schwingtür von Café Hiller eine weibliche Gestalt erschien. Auch sie blieb stehen. Ein Bekleidungsstück, etwas durchsichtig Schwarzes, wurde durch die Bewegung der Luft rückwärts geweht und an den Körper gedrückt, so daß die Umrisse der Formen sichtbar wurden.

Es wird nicht so weitergehen, sagte Pelzer hinter mir. Er saß über etwas winzig Zuckendes gebeugt am Tisch, das er zwischen seinen Händen hatte und zusammenpreßte. Hinter ihm Pilzer, dessen Arme sich in einer unbestimmten Tätigkeit bewegten. Schwierige Rätsel zu lösen, sagte Pelzer, große Ungewißheiten, er sprach von einer Sache zum Knacken, was zum Knacken sei, fragte ich. Er beschrieb Ereignisse, die zurücklagen und sich vor meiner Ankunft in diesem Haus ereignet hatten. Er glitt leicht über diese Sachen hinweg und immer tiefer hinein in diese Vergangenheit, in der Schüsse fielen und Personen plötzlich zusammenbrachen, er beschrieb einen Weg über ein Spargelbeet, durch einen Sickergraben mit tiefen Fußtapfen, über Blechkübel, einknickende Kartons, klirrende Flaschen, und in seiner Beschreibung war mit allem zu rechnen, besonders mit Schüssen und Schreien und großen schnappenden Hunden, und dieser Weg, der noch lange nicht aufhört, führte durch einen Stollen mit Gerüchen nach schlammigen Fischen oder Kohlendünsten, über Schotterhaufen mit knirschenden Schritten, über Planken und Bohlen hinweg über rostige Eisenbündel, über Leitern plötzlich hinauf in die Luft, Wellblechdächer mit langen Lamellen, hinauf an brüchigen Wänden, die Finger und Fußspitzen in die Fugen hinein, über kleine schmiedeeiserne Balkone mit nasser flatternder Wäsche, durch kreischende Glastüren und den Flausch der Vorhänge in abgedunkelte Zimmer mit kleinen kreischenden aufspringenden nackten Männern und Frauen, an Wannen und Waschbecken vorbei durch Türen und Türen, vorbei an zappelnden Nähmaschinen und kriechenden Staubsaugern, und wieder in Treppenhäusern, hinauf in glühende Bodenräume mit Gerüchen nach Teerpappe Staub, durch die Dachluke hinauf in die Luft geschwungen, über heiße steil abfallende Dächer mit knackenden Ziegeln und hinunter an gewundenen zerdrückten Dachrinnen auf die Straße hinab und nun an den Auslagen der Schaufenster vorbei und an Fußgängern vorbei die sich umdrehen und die Köpfe schütteln und immer noch Schüsse jetzt in der Ferne und die Köpfe auf allen Litfaßsäulen machen plötzlich den Mund auf und rauchen alle auf einmal ihre langen

Zigaretten und lächeln mit schönen Bärten und lassen nichts über ihre Zigaretten kommen, die noch länger, noch leichter, noch duftender sind als alle anderen Zigaretten, und jetzt zwischen schnaufenden Automobilen hindurch auf ein Trittbrett und hinein in den Schlag, die Tür schließt sich klatschend jetzt weg und davon.

Gegen Abend war ich wieder dabei, hinauszusehen. Alles war, fand ich, in Ordnung, ich saß am Fenster, ah, diese Stille, kein Laut, nur das ziehende Waschen der Wellen, es gefiel mir, ein einfacher Meeresanblick, etwas in der Ferne schiffsartig mit dunklen Rauchstößen vorbeidampfend. Da schien mir, als ob sich die Tür, irgend eine Tür, knisternd öffnete, mit einer gewissen Vorsicht, jetzt aber sogar schabend öffnete. Ich zog mich ein Stück zurück. Zwei Schatten, der eine von ungewöhnlicher Länge, der andere sehr kurz, erschienen im Lichtstück neben der Treppe. Es war zwischen ihnen von einer Person die Rede, deren Lage schlecht sei, man sprach von geringen Aussichten, von bedenklichen Umständen. Eine leise rauschende Finsternis, ich zerbrach mir ein bißchen den Kopf und es gab mir jetzt einen Stich, denn ich konnte natürlich nicht daran zweifeln, daß ich diese Person war, die sich in einer derartigen Gefahr befand und der alle diese Schwierigkeiten bevorstanden, also ging ich ein bißchen hinauf und hinab, vielleicht pfiff ich ein bißchen ganz in Gedanken, ich pfiff ein bißchen und nahm eine Wybert-Tablette und hörte jetzt viertel zwölf vor dem Fenster die Pfiffe nächtlicher Lokomotiven und das Zusammenprallen von Puffern und das Kreischen der Weichen, das Knirschen der Bremsen, das Zischen des abgelassenen Dampfes. Ich konnte mir kaum etwas so ganz und gar Unerklärliches vorstellen wie meine Situation, aber mein Entschluß war gefaßt. Ich blieb in diesem Haus unter falschem Namen, ich gab mich als Maler aus, der hier die Landschaft malen wollte und malte auch tatsächlich, wenn auch nur dem Anschein nach, diese Landschaft mit ihren ungemein spitzen Bergen.

3

Plötzlich ein Ausruf der Genugtuung. Ich sah Pelzer am Tisch etwas abschaben und zusammenkratzen, etwas mit einer Pinzette gegen das Licht halten und in der Luft drehen. Er sprach in seiner bekannten Liebenswürdigkeit von abgeschlossenen Ereignissen, von einem kurvenreichen Dahinfahren, denn dieses Automobil aus der Vergangenheit bog auf dem Weg,

den Pelzer beschrieb, plötzlich nach rechts hinein in die Öffnung einer sehr breiten glatten Chaussee, und glitt an langen in die Ferne hineinschrumpfenden Bretterwänden vorbei, auf denen jetzt alle diese mageren fleischfarbenen Frauen sanft lächelnd aus ihren weiten Röcken steigen, mit einem Bein in der Luft, um zu beweisen, wie leicht das gerade in diesen schwarzschimmernden Schlüpferhosen mit den Kontrollverstärkungen über den Schenkeln und den straffenden Spitzenpatten geht, dieses Heraussteigen und diese halben Körperdrehungen, diese Wendungen in die Richtung, in die nun das Automobil mit großen geblähten Reifen hineinfährt gegen Abend mit klappernden Kanistern im Kofferraum, durch eine weiße Landschaft, ganz weiß vom darüberhängenden Mond.

So könnte man alles zusammenfassen, was durch meinen Kopf zog. In der Dämmerung in der Tiefe des Zimmers saß die Witwe auf dem Diwan, schwarzgekleidet dürr, eine ungewöhnlich dürre Frau, fleischlos aufschluchzend, mit den dünnen Fingern knackend. Sie sei in einer Art Verzweiflung, sagte sie, ich wunderte mich über ihre Ausdrucksweise. Pelzer sprach von den Wechselfällen des Lebens, sie wolle sich ganz aus der Gesellschaft zurückziehen, sagte sie, trauriges Ereignis, sagte ich, betrüblicher Vorfall. Pilzer, finster gelb kahl, sprach von einem Hügel von Erinnerungen, den er in seinem Kopf aufgeschaufelt habe. Er erinnere sich zum Beispiel an das Schluchzen der Witwe, es sei im übrigen kein Schluchzen gewesen, eher ein Schnüffeln ein Schnaufen, auch ein Seufzen, das sei möglich, vielleicht auch ein Röcheln ein Gurgeln ein Keuchen, auch das, vielleicht auch ein Wimmern oder ein Stöhnen, aber kein Schluchzen, eher ein Kreischen oder ein Schreien. Und nun beschrieb Pilzer, wie sie schluchzend, also doch schluchzend, den Kopf in die Arme legte, wie sich ihr schwarzer magerer Körper schüttelte, wie sie begann, in ihr Taschentuch zu weinen, ihre ganze unerhörte Niedergeschlagenheit, ihr Schmerz, ihr furchtbarer Kummer floß also hinein in dieses Tuch, ihr Körper schüttelte sich und bäumte sich auf und sank von neuem zusammen über diesen Schmerz und begrub ihn mit ihrem Körper und zerdrückte ihn mit einem hauchenden Ton, Jammer Qual, sagte sie, keine Hoffnung, niemals froh, nie wieder lachen, Zukunft dunkel, kein Trost, kein Tröster, kalte Abendstunden, und bei diesen zu einem endgültigen Abschluß sich zuspitzenden Vorstellungen schossen wieder die Tränen heraus aus den Augen und nun begann in ihrer Hand das Tuch zu beben und nun sprang sie in die Höhe und

preßte ihre Hände mit dem Tuch an die Schläfen und schrie, wie gesagt, schrie, solche Schreie, mein Herr, haben sie noch nie hören können, sie schrie, als ich fortging und sie schrie noch immer, als ich zurückkam, und nun den letzten dieser langen Reihe schluchzender Schreie preßte sie mit dem Tuch, das in dieser Erinnerung eine große Rolle spielt, zurück in den Mund.

Die Frage tauchte auf, ob man irgend eine Sache ja vielleicht ausführen oder beenden sollte. Pilzer war dafür, diese Sache zu beenden. Ich wartete eine Weile auf den Anfang eines neuen Satzes, ich sah Pelzer eine Zigarrenbauchbinde abstreifen, er stand vor dem Spiegel und lachte sich ins Gesicht, und nun spielte sich in diesem Zimmer ganz ohne äußere Veranlassung wieder die Szene ab, die ich schon geschildert habe. Ich erinnere mich nicht mehr genau, was ich tat, es ist eine Zeit her, womöglich sah ich zum Fenster hinaus, die Umgebung kahl und dürr, Kalkklippen, Karrenfelder, eine nach allen Richtungen hin zerhackte hohlgeschabte durchgesägte ausgemeißelte Landschaft, das muß ich sagen, eine Landschaft mit Schrammen Schlitzen und Schnitten, so wie sie sich in meiner Erinnerung ausbreitet, mit Trichtern Kesseln und Becken, nackt, geräuschlos, bewegungslos, und Pelzer deutete mit der Zigarre auf das, was man sah, und das waren nach seiner Meinung die Resultate des unmerklich aber erfolgreich ausschleifenden Regens, der ausdörrenden Hitze und der zerspaltenden auseinandertreibenden Kälte.

Der nächste Tag, Montag, kalt, stürmisch. Eine aufgeklappte Erinnerung. Ich begriff anfangs noch nicht alles. Eine schwarz und gefährlich aussehende Nacht flog schnell heran, eine sehr dichte Finsternis, in der wir mit den Köpfen gegeneinanderstießen. Ich fühlte, nun war ein Mißverständnis da, vielleicht das erste und von allen noch geringfügigste einer ganzen Reihe von Mißverständnissen und Verwickelungen. Und plötzlich, jawohl, plötzlich, lieber Gott, meine Güte, plötzlich nickte mir die Witwe vom Mond weiß beschienen zu.

4

Kein Ende. Der Wind begann wieder zu wehen, ich fand Pilzer, auch diese Begebenheit fällt in den Abend, am Tisch, der die Spuren einer vergangenen Mahlzeit zeigte. Inzwischen hatte die Kälte, von der ich gesprochen

habe, zugenommen. Kalt, kalt, rief mir Pilzer zu. Auch die Witwe hatte etwas mit der Sache zu tun, ich glaube sie zitterte jetzt, sie wirkte mit einem Mal, ich weiß nicht, wie ich darauf komme, durch einen Windstoß, natürlich nur für einen Moment, wie nackt. Und ich erinnere mich jetzt an Berichte über Wanderungen über frischgefallenen Schnee, über trockenen knisternden Schnee, nach einem plötzlichen starken Schneefall, ich erinnere mich an Mitteilungen von Verschüttungen, von großen in ihren Häusern erdrückten Familien. Und tatsächlich hörte ich es jetzt donnernd von oben kommen und hinter mir fallen, alles brach jetzt, alles wurde jetzt bis auf den nackten Boden abgerieben, eine große Kahlheit erschien vor dem Fenster.

Ja ich antwortete auf die allgemeinen Fragen, als ich in dieses Zimmer trat. Ich gab Auskunft über mein Befinden, über den Grund meines Besuchs. Ja ich hatte eine schöne Reise auf der Eisenbahn, alles verlief unter günstigen Bedingungen, auf einer weichgepolsterten Bank. Ja ich habe mir alles angesehen, rechts und links die außerordentlichen Erhebungen und Aufschwellungen im Abendlicht, die Lokomotivschuppen, die gewölbten gekuppelten Bahnhofshallen, durch die ich kam, ich habe in Äpfel gebissen und an Zigarren gesogen und mich unter meinem Mantel versteckt, als man von Wildgänsen oder Wildenten sprach, die vorbeiflogen, ich verstand nichts von Gänsen, ich vermied ein Gespräch über Gänse. Ich sah Wasser an mir vorbeifließen von oben nach unten und vergrub mich in Zeitungen und sah ein Gesicht gegenüber in einem Niesen aufplatzen, bequem sitzend über dem leichten Knacken der Schienen, Aufenthalte kurz quem sitzend über dem leichten Knacken der Schienen fuhr ich dahin, mit Aufenthalten kurz zischend mit Türenschlagen und Taschentüchern, mit abgeschnittenen Anblicken Schmelzhütten Schlackenbergen schwarz spukkenden Schornsteinen, Zementwerken bleich überpudert, Aussichtstürmen steif aufgerichtet, alles nach meinem Geschmack, gelegentlich Regenspritzern. Und Pelzers Gesicht in Erinnerung lächelnd wuchs in die Breite, die kleine dünne Spur im Kopf brach wieder auf, ein Automobil aus der Ferne auftauchend, jetzt stark aus dem Kühler dampfend auf diesem Weg, den er beschreibt, Auspuffgeräusche wie Schüsse oder wirkliche Schüsse hinter dem schaukelnden Wagen, der über Falten und Kerben im Boden hüpft und kleine schillernde Ölpfützen zurückläßt, kleine hustende Sprünge oder bellende Sprünge halb in die Höhe, und plötzlich eine ganz verän-

derte Bodenbeschaffenheit, schwer zu durchschauen warum, plötzlich Schlickinseln, in die sich die Räder einwühlen, denn nun geht es wirklich nicht weiter, alles dreht sich jetzt blind alles ist verstopft, knallt faucht und schüttelt sich vor einer langen Wand, auf der alle diese mageren Frauen in ihren schwarzen Dessous tief im Wasser stehen und dennoch Grund haben zu lächeln, weil ihnen dieses Wasser gar nichts anhaben kann, und alle winken sie heraus aus dem Wasser, und alles an ihnen sitzt wirklich vorzüglich straff und faltenlos, während die Geräusche des Motors abbrechen und der Wagenschlag aufgeht, denn jetzt führt dieser Weg aus der Vergangenheit einen gefalteten Hang hinauf mit trockenem Mund, und da steht auch schon wieder ein großes hohles Gebäude mit einem mürben zerrissenen Fußboden und natürlich geht es auch hier wieder ein bißchen hinauf in die Höhe, aber diesmal will dieses Hinaufgehen kein Ende mehr nehmen, denn es ist zweifellos ein sehr hohes Gebäude mit einer schaukelnden knarrenden Treppe und gerade jetzt geht es über ein knapp aufliegendes schwingendes Brett.

Ich trommelte mit den Fingern auf die Scheibe und schaute aus der Höhe hinab auf die belebte Straße. Die Leute gingen in diesem Schneetreiben rasch aneinander vorüber, winterliche Eindrücke, es war also Winter. Das Kratzen der Schiebebretter und das Rasseln der Schneeschmelzmaschinen ist mir im Ohr hängengeblieben, eine Reihe gebückter Gestalten mit flatternden Mänteln und weich beschneiten Mützen mit vorstehenden Schirmen zerflossen im schwachen Schneelicht, alles was ich in der Ferne verschwimmen sah, Wasserturm, Gasanstalt, Farbfabrik, paßte in dieses Bild, in dem jetzt der Schneefall so dicht war, daß ich nichts mehr sah. Plötzlich Musik. Ein Stück, das ich oft gehört hatte, »Auf hoher See« oder »Auf schwerer See«. Jemand zog mich beiseite und begann auf mich einzureden, es war der Direktor, der mit einer merkwürdigen Miene vor mir stand. Er redete von unbeschreiblichen Verhältnissen im Nebenzimmer, von Wänden, die man mit den Schuhspitzen einknicken könne und hinter denen sich Dinge abspielten, die ihm die Sprache verschlügen. Ich glaube, ich nickte etwas, ein Mann mit einem großen kahlen Kopf mischte sich ein, ich hatte mit einem Mal Lust, eine Zigarre zu rauchen, eine alte Gewohnheit, ich griff also in die äußerste rechte Tasche meiner Jacke, wo ich das Etui vermutete, und so beschäftigt sah ich eine dritte Person dazukommen, es war der von Pelzer beschriebene Zuckerfabrikant,

er legte, während ich mein Etui in der äußersten linken Tasche meiner Jacke zu suchen begann, die Hand auf den Arm des Direktors und schien eine wichtige Nachricht zu überbringen, in seiner Begleitung befand sich ein schwarzer Herr, als er den Hut zog, glitt der Ärmel zurück, und während ich, obwohl ich mich schon auf eine ausführliche Suche vorbereitet hatte, dieses Etui in der inneren rechten Tasche meiner Jacke fand, trat nun schläfrig gähnend schwerfällig taumelnd mit knarrenden gymnastischen Bewegungen auch der General zu uns heran, um sich an diesem Gespräch, einem Gespräch über die Zustände im Nebenzimmer, zu beteiligen, und in diesem Moment, ich habe es nicht vergessen, gelang mir wie man sagt aus heiterem Himmel ein Scherzwort, irgend eine lustige Wendung des Gesprächs, eine Umbiegung des Satzes, glaube ich, das Gelächter hörte gar nicht auf, ich war tatsächlich jetzt für eine Weile der Mittelpunkt dieser ganzen kleinen Gesellschaft.

Noch nicht Schluß. Pelzer war in dieser Zeit ungewöhnlich schweigsam, in manchem hatte ich sogar den Eindruck von Taubstummheit. Er sah mich freundlich, das muß ich sagen, freundlich, wohlwollend, auch ermunternd, so könnte man sagen, an, er nickte mir zu, das Thermometer zeigte etwa zehn Grad Celsius. Ich bot ihm im folgenden eine Zigarre an, er aber meinte, seinem kürzlich gebrochenen Arm eine Zigarre nicht anvertrauen zu können. Es sei, sagte ich, keine gewöhnliche Zigarre, sondern eine Kurhut. Trotzdem dennoch es sei gleich, zusätzlich sei auch seine Hand verstaucht, seine Finger, sagte er, seien taub und steif, er könne absolut nichts halten, alles fiele hinab, voraussichtlich auch diese Zigarre, diese Kurhut. Tatsächlich sah ich in seinem Umkreis den Boden bedeckt von hinabgefallenen Gegenständen.

5

Was nun kam, überraschte mich nicht. Übrigens war, im Vorbeigehen gesagt, alles halb so schlimm. Das weiche Rauschen von Frauenkleidern, die Witwe stand schwarz vor mir. Lassen wir die Vergangenheit ruhen, sagte sie. Ein aufkommender Wind hob ihr den Rock in die Höhe. Ich komme als Tröster und Zusprecher, sagte ich, Trauer verscheuchen, Tränen trocknen. Ich sprach ihr in herzlichen teilnehmenden Worten mein Bedauern aus über den schweren Verlust. Ein aufkommender Wind ließ ihren schwarzen Schleier über dem Gesicht wehen. Nagender Gram, sagte sie, ver-

schwundenes Glück. Ich kannte den betreffenden Herrn, ihren Gatten, der nun, ich sagte zu meinem Bedauern, vergangene Woche, plötzlich und unerwartet, jawohl, sagte sie. Es heißt, sagte ich, daß ihn der Schlag, wie sagt man, der Schlag, ja, sagte sie. Ich drückte mein äußerstes Bedauern über ihren schmerzlichen Verlust aus, meine herzliche Anteilnahme, sagte ich, mein Beileid. Ein leiser Wind, nein, ein starker Wind, eine Art Windstoß hob jetzt ihren Rock ein Stück in die Höhe. Sie sollten nun versuchen, mehr auf meine Wünsche einzugehen, sagte sie. Wie bitte, sagte ich. Sie spielen den Schwerhörigen, sagte sie. Auf keinen Fall, sagte ich. Eine kurze Pause trat ein, auch der Wind ließ nach. Ich glaube, ich kondolierte ihr jetzt, ich beugte mich über ihre schwarzen Hände und drückte mein Bedauern aus. Eine schwarze harte knackende Verbeugung.

Plötzlich Musik. »Auf hoher See« oder »Auf schwerer See«. In diesem Lied handelte es sich, wenn ich mich recht erinnere, um einen alten Mann, der, dreißig Jahre lang auf die Rückkehr des Sohnes wartend, zum Fenster hinausschaut und eine Landzunge beobachtet, wo der Sohn eines Tages erscheinen müßte. Wirklich eines Tages, schwere See, auf die der Titel anspielt, Wettersturz, Wolkenwülste, scharfe Luft, wirklich eines Tages nach einem großen Krachen sieht ihn der Vater triefend erschöpft kommen. Große Freude. Der alte Mann steht mit bloßem Kopf und erhobenen Händen, augenscheinlich unruhig. Verschiedene Stimmen riefen jetzt etwas, ich drehte mich um und sah sogleich, was vorgefallen war. Der Matrose, von dem ich gesprochen habe, und der alte Mann lagen sich nun tatsächlich in den Armen. Der Matrose erzählte, wie er mit dem Messer des Kapitäns durch die Hand an den Mastbaum gestochen wurde und so lange dort stehen mußte, bis es ihm gelungen war, die Hand über den Messergriff zurückzuziehen und abzureißen. Er zeigte das große schwarze Loch in der Hand. Später warf man ihn über Bord, Rücken an Rücken mit einem toten Matrosen zusammengebunden, setzte ihn auf einer kahlen Insel aus, zum großen Verdruß des Matrosen, in eine geräuschlose Einsamkeit. Mein Nebenmann fragte mich nach der Uhr. Es war Schwimm, der bisher wenig gesprochen hatte. Ich hörte wieder die Tür gehen, wieder stumme Verbeugungen, wieder Anklopfen, ein Herr, ganz braun gekleidet, kam und blickte unter den buschigen Brauen hinaus in die Ferne, in diesem Augenblick machte der Assessor einen Schritt in das Zimmer herein und jetzt kam auch ein Herr unter einem nassen Regenschirm mit

tropfendem Hut, seine Worte tropften herein, oder vielleicht spritzten sie herein. Schnaufender Wind vor dem Fenster, was wäre über den Ausblick zu sagen, es gefiel mir jetzt hier, weil ich die Küste sehen konnte, und ich konnte sehen, wieviel Uhr es war, eine Uhr mit einem sehr großen Zifferblatt, die Minuten wie Handflächen groß. Ich glaube es hatte zu regnen begonnen, ich sah eine Anzahl Wolken vorbeitreiben, Pilzer unterschied wesentlich verschiedene Hauptformen, er sprach von grauen Klößen Schwarten und Bohnen, ich sah tief am Horizont ungeheure Würste sich übereinanderhäufen und über den Boden rollen. Pilzer sagte etwas, das von besonderer Wichtigkeit sei für das Verständnis der Witterungsvorgänge, die Wolken, sagte er, gälten als ein Bild des Unbeständigen Wechselvollen Veränderlichen, ich mußte ihm in diesem Punkt recht geben, denn nun erschienen gänzlich neue Wolkengestalten, gradlinig gebogen gerollt pilzartig schleierähnlich, doch offenbar änderte sich das Aussehen der Wolken auch nach dem Standpunkt, von dem aus wir sie betrachteten, so daß wir für dasselbe Wolkengebilde unter Umständen verschiedene Namen fanden, und dazu kam noch, daß sie namentlich unter dem Einfluß des Windes, der nun sehr stark geworden war, fortwährend ihre Gestalt veränderten, ich nannte sie Knollenwolken, Pilzer nannte sie Brotwolken, ich nannte sie Waffelwolken, Pilzer nannte sie Gurkenwolken, ich nannte sie Schwammwolken, Pilzer nannte sie wieder anders. Es gelang uns trotzdem, unsere Kenntnisse von den Wolkenformen und dem Wesen der Wolken überhaupt zu erweitern. Jetzt ein wirklich großartiger Anblick, ein ungeheurer schwarzer Tunnel vor uns, in den wir geräuschlos eindrangen, und bei dem sich für uns die Frage ergab, warum dieser Tunnel mit keinem der bekannten Ausdrücke für die Bewölkung also mit heiter, wolkig oder trübe, bezeichnet werden konnte, und wir waren in dieser Frage noch nicht allzu weit gekommen, als der Himmel vor dem Fenster gänzlich unbewölkt war. Wir lachten laut auf, der Direktor rieb sich die Hände, von Wolken keine Spur mehr, die Fröhlichkeit war wieder hergestellt, wir unterhielten uns prachtvoll, es klopfte, es klopfte, die Tür öffnete sich, die Gebrüder Fisch, die sich seit zwei Tagen nicht gesehen hatten, warfen sich einander in die Arme. Gegen Abend wurde es still.

6

Die nächsten Tage vergingen in der gewohnten Weise. Pelzer nickte zu allem ein bißchen, besonders wenn es die Angelegenheiten der Witwe be-

traf, die einen Pinsel in der Hand hielt und träumerisch ihr Gemälde betrachtete, eine Darstellung des Meeres, der sie den Namen »Wellenbilder« gegeben hatte. Die in Bewegung befindlichen Wassermassen böten, sagte Pelzer, als aufmerksamer Betrachter dieses Bildes, ein interessantes Schauspiel, das Auf- und Niedersteigen der Wellen in einem Gewässer, das schon bei kleineren Anlässen sehr große Veränderungen zeige, sei sehenswert, die splitternden Wassertropfen nach gewissen Richtungen, die Anwesenheit von Furchen, die ihrerseits wieder die Bildung von kleinen Quirlen und Wirbeln bewirkten, die Bedingungen für die Entstehung der Wellen, seien vom Fenster aus korrekt erfaßt und trotz der Entfernung gut getroffen. Das sagte auch der Matrose, der von der Sache etwas verstand, und als ich nun das Schiff im Zentrum des Bildes dahinfahren sah, fiel mir auf den Planken, in Pfützen von Rum Speiseresten Blut, ein Mann auf, der dem Matrosen zum Verwechseln ähnlich war, und nach den Worten der Witwe handelte es sich tatsächlich um den Matrosen, denn das Bild stellte eine Szene aus den Erinnerungen dieses Matrosen dar. Ja, er erinnere sich daran, sagte der Matrose, eine schlechte Lage, mit dem Untergang des Schiffes sei zu rechnen und es sei daher das beste, die Angst hinabzuschwemmen und einen Zustand zu erreichen, in dem man nicht spürt, daß es zu Ende geht. Und nun sah ich eine ganze Anzahl Matrosen in der gleichen Lage, mit halbgeleerten Gefäßen in den Händen, in einem totenähnlichen Zustand, und ich sah die Passagiere mit erschöpften Gesichtern an den Pumpen hängen, das Steuer bedienen, die Rettungsboote lösen, mit zerfetzt flatternden oder naß anklatschenden Kleidungsstücken, mit weit aufgerissenen Augen, sich aneinanderdrückend. Und die Witwe griff nun die Anregungen des Matrosen auf und mit Hilfe des Pinsels knickten Mastspitzen ab und Schornsteine brachen, Strickleitern platzten und Bullaugen zersplitterten, Wasser überspülte keuchend das Deck und riß die Kombüse ab und fraß und schmatzte, und aus den Gebärden des Heizers, der aus dem Rumpf erschien, war zu entnehmen, daß es keine Kohlen mehr gebe, keine Kohlen, schrie dieser Heizer mit schwarzem Gesicht, die Passagiere sanken erschöpft über die Pumpen, und die Matrosen begannen wieder zu singen und die Flaschen zu schwingen und die nassen Frauengestalten hinab auf die Planken zu ziehen und ihnen die nassen Blusen aufzuknöpfen und die nassen Röcke hochzustreifen, während das Wasser grün in die Höhe stieg und wieder hinabfiel, während es rauschte klatschte und schäumte und spritzte, schrie und schwankte und schwappte,

während die Frauen am Boden die Schenkel zusammenpreßten und die Münder aufrissen, die Augen schlossen, die Hände spreizten. Glücklicherweise erwachte jetzt der Kapitän, blaß, mit langen triefenden Haaren, aber das war ja gar nicht der Kapitän, der jetzt davonschlich und sich den Kopf rieb, sondern der Schiffsarzt, der Kapitän war nirgends zu finden, vielleicht über Bord gerollt oder in den Leib des Schiffes gestürzt oder in der Kajüte verborgen, so daß ihn die Witwe nicht sehen konnte, und was sie nicht sah, das malte sie nicht, und sie sah jetzt auf der Strickleiter einen nackten Matrosen, der die rollende Bewegung des Schiffes nicht beachtete, er kam aus dem Gleichgewicht und stürzte kopfüber hinab auf den Buganker, so daß Blut und Hirn die Umstehenden überspritzten, die jetzt jubelten und die Arme schwangen und die schwer betrunkene Mannschaft von den Frauen herabrissen und über Bord warfen. Der östliche Wind, der nun wehte, war günstig für die Heimfahrt. Noch am gleichen Abend kam Lobos in Sicht. Als die Verwirrung an Bord in die alte Regelmäßigkeit übergegangen war, klärte sich auch der Himmel auf, ein anderes Schiff erschien, durch das Fernrohr erblickte der Kapitän eine weißgekleidete Gestalt und das Winken mit einem Tuch, und jetzt wehten von beiden Schiffen weiße weiche Tücher.

So schloß dieser Tag, wie gesagt, so verging diese Zeit. Manchmal flogen die Fenster auf, schwarz, keine Bange. So vergingen die Tage, die Vorhänge flatternd, wie üblich. So lachte ich schweigend die Wand an, es tropfte. So waren die Tage vergangen, da war nichts zu machen. Die Abende gingen dahin, dazwischen lag nichts. Die Uhr pfiff jetzt zehn, weicher wattiger Nebel. Natürlich das Nageln von Haken, das Klirren von Flaschen. Die Nacht brach schnell an, verschiedene Tage. Die üblichen Sachen, wie üblich, nichts Neues. Die langen tiefen kriechenden Pausen. Was ist, rief ich jetzt, nein ich konnte nichts rufen. Ich fand keine passenden Worte, wie üblich. Es ging nun mit größeren Schritten, wie sagt man, ich weiß nicht. Tagsüber sitzend, nachts liegend, Woche auf Woche. Ein bißchen Pfeifen und Stöhnen jawohl so wie üblich. Dicke Minuten, vielleicht auch Blicke aufs Meer. Alles gesagt und getan, es bleibt nichts mehr übrig. In diesem Moment plötzlich doch etwas Neues.

Plötzlich frische Erinnerungen, eine vergangene Sache, Unannehmlichkeiten auf einem Weg, den Pelzer beschrieb, über ein in der Höhe schwin-

gendes Brett, in einem großen Gebäude, die gespaltenen roten Mauern, die Löcher im Dach, durch die die Sonne hereinscheint, die zerbrochenen Fenster, alle Einzelheiten dieses Weges. Und dieses ganze Gebäude wimmelt plötzlich von Männern in gelben Mänteln, die keuchend durch die Türen hereinkommen und aus den Taschen herausschießen, und natürlich läuft dieser Weg jetzt ein bißchen herum über Galerien, hinauf und hinab, mit Gerüchen nach Schmieröl und Ruß, und immer noch Schüsse trocken platzend, und trotzdem kein Blut, die Sache zog sich dahin, und alle diese gelben Männer springen jetzt tatsächlich die Treppen herauf und schreien ein bißchen halt stehenbleiben oder wir schießen, und dabei schießen sie wirklich immerfort und die Kugeln zischen wie verrückt, aber dort ist schon eine fettige Klinke, ein knarrender Ausgang, eine schmale dunkle gebogene Treppe hinab, Schlamm aufspritzend beim Hinunterspringen, nein keineswegs, denn der Boden ist trocken, jedenfalls jetzt über Geröll oder Kies mit großen schwebenden Sätzen, und es bläst jetzt sehr stark, also ein Sturm, und die Bäume beugen sich überall hinab und rauschen natürlich und lassen die Birnen fallen, denn es ist Herbst, Staubschwaden, Mückenschwärme, und der Regen spritzt ein bißchen herab und es donnert von Ferne und da ist schon die Brücke, über die es jetzt geht und so geht es jetzt weiter, Gasanstalt, Wasserturm, Lagerhaus, Schleuse, natürlich am Fenster vorbei und Pelzer plötzlich, was ist jetzt wieder los, Pelzer brach ab und sprang auf und zeigte zur Tür, die gerade geöffnet wurde, die Vorhänge geschlossen, aber zurück zu dieser Sache, eine Reihe von Ausrufen in dieser Zeit, denn der von Pelzer beschriebene Weg führte nun hier herein in dieses Zimmer, zwischen umstürzenden Stühlen und zerbrechenden Gläsern hindurch und zur anderen Tür wieder hinaus, nun war es schon Nacht.

7

Ich ging also etwas, ich machte mir etwas Bewegung. Und jetzt war auch irgend ein kleiner schwarzer Hund im Spiel, der aus einem kleinen schwarzen Topf trank, und Pilzer führte an, daß ein Hund natürlich infolge des Zungenbeinmuskels die Zunge herausstrecken und löffelartig biegen könne, und ich sagte, das sei wirklich ein unvergeßlicher Augenblick, auf diesem beliebigen kleinen Spaziergang, auf dem wir jetzt an der Witwe vorbeikamen, sie lag auf dem Diwan und hatte einen kleinen nackten Mann auf der Brosche und es lag auf der Hand, daß ich jetzt ein bißchen

mit ihr sprach und mich nach ihrem Befinden erkundigte, auch Pilzer sagte etwas, nur Pelzer nicht.

Später erfuhr ich, daß Pelzer, gegenwärtig ein Mensch, der jedem Gespräch auszuweichen schien, früher sehr redselig war, und obgleich er nur einmal als Redner aufgetreten war, anläßlich einer öffentlichen Versammlung, war er als Redner beliebt. Als ein Kniegeschwür, eine Kniegeschwulst, muß man vielleicht sagen, die ihn zuletzt zum Krüppel machte, weil sich das kranke Bein verkürzte, ihn zwang, daheimzubleiben, beschäftigte er sich auch mit Schreiben, mit dem Niederschreiben alter Erfahrungen und Erlebnisse. Zuletzt, als ihm nichts mehr aufzuschreiben blieb, fiel ihm ein, vor allem weil er seinem Gehör nicht genug Unterscheidungskraft zutraute, sich nicht mehr auf Worte zu verlassen, sondern es mit Zeichen zu versuchen, denen er mit Rücksicht auf Pilzer eine bestimmte Bedeutung unterlegte. Zuerst waren seine Zeichen so zahlreich, daß Pilzer von einer fünfstelligen Zahl berichtet, die er an einem einzigen Abend zusammengezählt haben will. Bevor Pilzer freilich die Bedeutung dieser Zeichen bekannt war, belief sich ihre Zahl nur noch auf zweihundert. Pelzer verminderte sie schließlich und gerade in dem Moment, als sich Pilzer ganz mit ihnen vertraut gemacht hatte, auf zwei. Das eine, ein Nicken mit dem Kopfe, bedeutete: ja. Das zweite, ein Schütteln mit dem Kopfe, bedeutete: nein. Pelzer hatte sich, um sich ungestört diesen Studien widmen zu können, allerdings so sehr aus der Gesellschaft und dem Kreis seiner gewöhnlichen Geschäfte entfernt, daß seine äußere Erscheinung kaum noch bekannt war, selbst mir nicht, jedenfalls sah ich Pelzer nicht mehr, ich sah wohl Leute, die ihm ähnlich waren, aber ich hatte Gründe anzunehmen, daß sie mit Pelzer wenig zu tun hatten, nichts an ihrem Dahingehen verriet die Beschwerden einer Kniegeschwulst, und Pilzer sah nicht einmal diese Leute, weil sein Augenlicht im Laufe der Zeit derart nachgelassen hatte, daß er nichts, nichts, auch keines der an ihn gerichteten Zeichen Pelzers erkennen konnte. Er verließ sich im übrigen auch nicht auf Zeichen, sondern hatte, als ihm das Nachlassen seiner Sehkraft aufgefallen war, eine Verständigungsweise entwickelt, beider er sich einer Anzahl hoher und tiefer Töne bediente. Allerdings war auch diese Methode für eine Verständigung mit Pelzer ungeeignet, da dessen Hörfähigkeit inzwischen derart erloschen war, daß er nichts, nichts, auch keinen der an ihn gerichteten Töne Pilzers hören konnte.

Nun wieder später. Ich sah die Witwe in Betrachtungen des Wetters versunken. Sie erzählte von ihrem Mann, der bei seiner Abscheu vor dem Nassen, es vermieden habe, in diese Regengegend hinauszutreten, aber eines Tages es doch nicht vermeiden konnte hinauszutreten, es sei ein unaufschiebbarer Gang gewesen, durch eine versumpfte keimende Landschaft. Ich drückte ihre Hand und sagte etwas Beruhigendes Teilnahmsvolles. Sie schilderte ihre letzten Augenblicke mit ihm zusammen aus eigener Anschauung. Noch einmal eine kleine Vergnügungsreise, sagt sie, sie beugt sich über sein Gesicht und packt ihn an den Schultern, alles naß, feucht, alle seine Kleidungsstücke, eine kleine Vergnügungsreise, schreit sie und schüttelt ihn, hörst du mich, eine kleine Vergnügungsreise, schreit sie in den kurzen letzten Augenblicken mit den alten Scherzen und Schmerzen allein mit den alten Ansichten mit dem alten Lachen über etwas über Kleinigkeiten, natürlich mit Wärmflaschen Frottiertüchern Gummikissen. Wird vorübergehen, sagte ich. Sie beugt sich über ihn, seine Hände übrigens kalt, sein schwarzes nein weißes was sagt sie Gesicht, seine großen glänzenden Geheimratsecken. Wird vorübergehen, sagte ich. Seine Augen zeigen jetzt etwas Bestimmtes, sein Mund schwarz aufgemacht, seine letzten Worte würgend wie von etwas erstickt oder zerdrückt, plötzlich, sie schreit plötzlich. Ruhe, sage ich, beruhigen sie sich, wird vorübergehen. Plötzlich aus dem geöffneten Mund etwas pflanzenartig etwas keimweiß herauskriechend und weiterwachsend mit unerhörter Geschwindigkeit, etwas, das von Pilzer, der nun auf einmal hinter dem Vorhang hervortritt, sogleich mit Sorgfalt und Sachkenntnis beobachtet und für die Folgeerscheinung einer Vergiftung gehalten wird. Und Pilzer, der nun auch in diesem Moment hinter dem Vorhang hervortrat, wo er sich, um unser Gespräch zu belauschen, aufgehalten hatte, erklärte, daß dieses Gift, in winzigen Mengen dem Frühstückstee zugesetzt, bei der Berührung mit den Zellwandhäuten im Magen unverzüglich heranwüchse zu filzigen Pilzfadengestrüppen und weiterwüchse aus dem Magenmund hinauswüchse zottig in den Dickdarm hinein in die Dünndarmschlingen in die geräumige Bauchhöhle oder auch borstig hinaufwüchse durch den Schlund in den Mund wüchse und bärtig aus dem Mund herauswüchse und einem natürlich auch beim Leibaufschneiden pelzig entgegenwüchse und erst, nachdem man es aus seinem Nährboden herausrisse, sein Wachstum einstellte. Pelzer schüttelte den Kopf, und obgleich er nicht sprach, merkte ich ihm, ich weiß nicht an was, an, daß noch nicht alles gesagt war.

Der nun folgende Tag war sehr schön. An heiteren Episoden fehlte es nicht. Im großen und ganzen muß ich das sagen.

10

Land. Mit einem mal Land, wenn man den Ausrufen des Matrosen glauben wollte. Er war in der Erzählung seiner Erlebnisse ein Stück weitergekommen. Mit einem Mal also Land. Waren sie schon auf einem Schiff? fragte er mich. Mir war die Sache in diesem Moment herzlich gleichgültig. Ja, sagte ich. Er meinte, daß ein Sturm, er stellte einen Sturm dar, das Schaukeln des Schiffes, ein sehr starkes Knarren und Keuchen, daß ein Sturm alles hätte beenden können. Immer deutlicher trat in seiner Erzählung jetzt der Küstensaum aus dem Hintergrund aus dem Wasser hervor, die Berge wuchsen in die Höhe, der Anker sank rasselnd in die Tiefe, das Schiff stand fest. Das leichte plätschernde Anschlagen der Wellen an den Schiffsrumpf. Er selbst wollte nicht nach Grönland, sagte der Matrose, aber das Schiff, auf dem er fuhr, fuhr nach Grönland, er selbst wollte nach Sansibar, dennoch fuhr das Schiff nach Grönland, und so fuhr auch er, wenn auch ohne eigentliche Gründe, nach Grönland. Diese Fahrt war langsam und unsicher. Der Wind schlug um und nach Tagen war man an der Küste von Sansibar, wohin er ursprünglich wollte. Es traf sich gut. Kein Treibeis. Der Kapitän wurde ungeduldig und meinte, man habe den falschen Kurs eingeschlagen, vom Wind und den Wirkungen des Windes wurde nicht gesprochen. Dagegen meinte der Matrose, es sei ihm recht, es sei besser, als er zu erwarten gewagt hätte. Der Wind sprang um, höchste Zeit. Plötzlich wieder rückwärts nach Norden, eine Zeitlang hin und her. Und nun also tatsächlich Land, er schwieg einen Augenblick, die Einwanderer eilten nach allen Seiten auseinander, auf der Suche nach dem erhofften Glück. Die Stimme des Matrosen begann langsam in anderen Geräuschen zu verschwinden, ich glaubte an diesem Tag, als ich über den Korridor ging, Schreie zu hören, ich kam jetzt am Aufzug vorbei und versuchte, ihn durch die Betätigung eines Knopfes aus der Tiefe heraufzuholen, es geschah nichts, und ich hörte jetzt Schreie aus der Tiefe heraufsteigen, eine Stimme rief und ich hörte von etwas das stecke und klemme und sich nicht mehr bewegen lasse, und ich erfuhr von einer großen Schwüle dort in der Tiefe, von einem Mangel an Luft, und nun kam ich an Türen vorbei, das Gefühl von Klinken in der Hand, Bügeldunst quoll mir dick entgegen, Kuchengeruch, dünnes Geigenspiel, und plötzlich vor mir das an-

schwellende Rauschen einer Spülung, weich zischend, und das Erscheinen einer Person, natürlich Pelzer, gebückt an seiner Kleidung knöpfend mit schlürfenden Schritten, mit Hinweisen auf sein Darmleiden, und neue Klinken, meine Hände sehr kalt, singende Türen beim Aufgehen, Schritte nach rechts und nach links, und ein Zimmer jetzt, durch das Pilzer gerade schlich, mit seitwärts gebogenem lauschendem Kopf, die Hand am Ohr, mit vorgeneigtem Oberkörper, und überall hoben sich Klappen und Wände öffneten sich knackend und Vorhänge schwangen auf, ich stieg eine kalte Treppe hinauf, dieser Gang jetzt fast leer, nur eine entfernt gehende Gestalt in einem wehenden Mantel, nur das Herauswinken aus einer Tür mit den Händen, und mein Erstaunen über den Anblick, und dieses Winken plötzlich wieder verschwindend, von vielen Händen zurückgezogen, ich sah ganz deutlich den nackten Hals, unerhört lang mit Händen darum, die ihn zusammenschnürten, und noch etwas, ich sah die Witwe mit einer großen schwarzen Tasche vorbeigehen, zitternd, sie schien zu frieren, ja, es schien damals kalt zu sein, in meiner Erinnerung habe ich kein Gefühl für die Temperaturen, aber nun neue Treppen hinauf ich glaube mit falschen Nachrichten über diese Verhältnisse, mit Fässern und Kübeln, perückenähnlichen Ballen, großen Luftpumpen, Elektrisiermaschinen, Überseekoffern, es geschah nichts in meinem Kopf, ich stieg über Brettreste und saß plötzlich auf dem knirschenden Leder eines Rasierstuhls, im Hintergrund ein von seinem Mantel umflatterter Mann, über mir sah ich einen zerfressenen Dachstuhl, ein feuchter leichenartiger Geruch fiel mir auf, und eine milchartige trübe Flüssigkeit tropfte von oben herab, und ich sah die fetten Fruchtlager von Tränenschwämmen netzartig ausgebreitet, ein schimmelartiger Flaum, zusammengeflossen, warzenartig, von Adern durchzogen, mit faltigen Rändern, gelblich, rosenrot, später auch schwarz tropfend, und dann hielt ich natürlich den Kopf zum Dach hinaus und sah in die Luft, der Abendwind kühl am Kopf, plötzlich begriff ich, ich hatte keine Mütze auf, am Horizont also ein rasch laufender Mann, ein feines Pfeifen, vielleicht einen sehr dünnen Spazierstock in der Hand drehend, es gefiel mir nicht schlecht. Ich lief so dahin, jawohl klappernde Lattenwände Luken Abschrägungen, gelbe verschnürte Zeitungsbündel auf humpelnden Regalen, bucklige Truhen geöffnet und haarlos herausglotzende Puppenköpfe, Glasbehälter mit trockenen zerbrochenen Salamandern, brettsteife Katzenfelle aufgespannt, Inhalierapparate mit dicken verschlungenen Schläuchen und Gasmasken, Schuhschachteln mit kleinen ver-

klebten ich weiß nicht mit was denn, und an den Wetterbrettern, am Gebälk und zwischen den Ziegelsteinen papierartige Gehäuse, birnenförmig hängend raschelnd und knisternd, feines vermodertes Holz mit Speichel verbunden, Wespennester, ich weiß, alles liegt jetzt zurück, hinter mir, der Abendwind kühl am Kopf, vielleicht etwas locker gekleidet, oder im Gegenteil eine sehr enge luftlose Hitze mit rasselnden Fliegen, zu irgend etwas entschlossen, langsam vorbeigehend.

Es schien jetzt, als sollte nichts weitergehen, als bliebe die Szene stehen, als verändere sich nichts, und als sei nicht daran zu denken, daß sich noch etwas weiterbewegen könne, alles blieb so, wie ich es anfangs beschrieben habe. Und dennoch knisterte hier alles und unter den Krusten schien sich nun doch viel zu ändern, obwohl man nichts davon sah, denn äußerlich änderte sich nichts. Ich war von oben gekommen und hatte das Gefühl, als ginge es jetzt hinunter, am großen Spiegel im Treppenhaus sah ich mich vorbeisteigen, und tatsächlich jetzt etwas Rauch aus meinem Mund kommen. Plötzlich ein Schwall von Musik, plötzlich das Wasser herabrauschend im Brausebad, in der Küche plötzlich das Pfeifen von Kesseln, die hüpfenden knurrenden Bleche im Ofen, plötzlich das Rasseln des Kühlschranks, das Klingeln des Telefons, porzellanschüsselglänzende Tische scheppernd, plötzlich am Aufzug vorbei, aus dem es heraufschrie, da ging ich und konnte nichts sagen und sah lange Schatten spät im Oktober.

II

Die Wochen verrollten. Der Matrose war in seiner Erzählung längst in einen neuen Sturm geraten, nein, ich täusche mich, gerade war Windstille, vor allem handelte es sich bei ihm jetzt um einen mit Klumpen Tang Muscheln mit Büscheln von Seegras bewachsenen Fisch, aus großer Entfernung gesehen, mit auf und abtauchendem Rumpf, und natürlich wurde der Matrose jetzt vom saugenden Wasser in die Tiefe gezogen und nach einem langen Ausbleiben, das deutlich bewies, wie tief er hinuntergetaucht sein mußte, erschien er endlich halb erstickt und erschöpft auf der Oberfläche und wurde unter herzlichen Glückwünschen ins Boot gehoben. Und ich trat inzwischen durch eine offenstehende Tür in ein frisches Zimmer mit aufgeschlagenen Betten und aufgeschlitzten Briefen am Boden, vielleicht in das Schlafzimmer der Witwe, denn die Witwe saß auf dem Bett, die Hände im Schoß, jemand hatte sie etwas gefragt, ein paar

tropfende Worte, und statt einer Antwort entblößte sie schweigend die Schultern, sie öffnete das schwarze Nachthemd über der Brust und klappte es auseinander. Ja, sagte Pelzer, das mußte am Ende so kommen, und wirklich, es kam wie er sagte, er ließ ihre Hände los, sie sank naß aufschluchzend zurück auf das Bett, ich ging immer weiter hinein in die Dunkelheit, vorbei an neuen leicht geöffneten und rasch wieder geschlossenen Türen, vielleicht Gesichter für einen Moment, ein Augenblick neben der Treppe, ich habe nicht viel von diesem Augenblick zu erzählen, ich glaube ich stieß einen Ruf des Entsetzens oder Erstaunens aus, vor mir die rissig gespaltene Tür, die mich merkwürdig anzog, ein schmaler Lichtschein, hinter mir plötzlich, angedeutet durch ein Knacken, eine Gestalt die Treppe herauftappend. Ich folgte ihr jetzt durch die menschenleeren Korridore hinauf und hinunter, durch kleine geduckte Gewölbe, nach Fisch riechend kalt scharf, und wieder hinauf über gekrümmte Aufgänge, ein Geräusch wie das Drehen eines Schleifsteins und das vom Wasser aufgeweichte Schaben eines Messers daran. Und vor mir, nach einer Biegung des Ganges, wieder diese Gestalt, ich hatte jetzt einen am Boden liegenden Körper erreicht und überlegte, ob es nicht gut wäre, umzukehren, diese Gestalt mit zuckend ruckartigen Bewegungen und wenn sie ins Licht trat mit einem Gesicht aus Porzellan, vielleicht mit sehr harten wie über Metall gezogenen Handschuhen, mit einer motorischen Geschwindigkeit gehend, jetzt durch ein Zimmer mit dicken Staubpelzen, alle Gegenstände filzig überzogen, hier trat ich hinein und dort, in der anderen Tür, schwarz hart rhythmisch gehend, verschwand diese Gestalt gerade, und jetzt wieder ein Körper am Boden, mit angezogenen ineinander verschlungenen Beinen. Pelzer nahm einen kleinen Anlauf, er sagte etwas: das ist sonderbar, oder: das ist wunderbar. Das Lampenlicht beschien nun die lange Hand, die er mit dem Revolver vorgeschoben hielt, jemand durchkrallte die leere Luft. Das Licht erlosch in diesem Moment, ich hörte pochende Schritte den Gang hinunter, bückte mich, drückte das Auge an das Schlüsselloch und sah nun in diesem Zimmer einen Mann sich einer Frau nähern, die in einer abwehrenden Haltung, in einem dünnen seidigen Bekleidungsstück auf einem aufgeschlagenen Bett saß. Einen Moment später hinter mir, in einem Abstand, den ich nicht zu groß fand, das Geräusch eines Schusses, von einem Dämpfer abgeschwächt, das Röcheln einer zu Boden fallenden Person, das Wegschleifen eines Körpers. Ich tastete mich an der Glätte und Kälte der Wand entlang, diesem Schleifen nach, hörte

eine Tür aufklappen und zuklappen und sah plötzlich über mir, eine Etage höher, in einem Lichtschein, mit ihren eckigen gleichmäßig aufeinanderfolgenden Bewegungen, wieder die beschriebene Gestalt hart entlanggehen. Ich konnte bemerken, wie meine Mundwinkel zuckten, überhaupt war alles an mir in einer deutlichen Erregung, als ich um diese Knicke bog, diese Treppendrehungen hinaufkroch, durch diese Winkel schlich, an Wände stieß oder mit den Füßen weiche am Boden liegende Körper berührte. Und jetzt hörte ich plötzlich klatschende Schläge und Schreie rutschten aus einer Tür, und ich, natürlich mit vorsichtigen Schritten, erreichte nun diese Tür und drückte sie auf, jetzt sah ich, in einem erleuchteten Zimmer, die Witwe stehen, nackt, wie ich sie nie gesehen hatte, und Pelzer stand hinter ihr, eine Art Peitsche schwingend, die er auf ihren Körper aufklatschen ließ, und aus dem aufgerissenen Gesicht kam ein Lachen oder ein Schreien oder vielleicht ein Gesang, ja, das war ein Gesang, und der Mann sang nun mit in diesem Zimmer und es war gar keine Peitsche, die er schwang, der Wind blies jetzt stark und die Witwe hüpfte ein bißchen und lachte, und ich tat so als ob ich nichts hörte und jemand drückte mir einen Finger in die Seite und beim Aufglühen einer Zigarre neben mir erkannte ich den dünn gebückten Pilzer, horchend, und nun ging ich durch dieses Zimmer hindurch, hinein in ein anderes Zimmer, das gerade von einer Gestalt verlassen wurde, die Gelenke beim Gehen wie in Scharnieren knackend, mit weißem porzellanhartem Gesicht, und in diesem Zimmer auf einem Stuhl ein verzogener ganz und gar verdrehter Mensch mit gläsernen Augen, ein langer dunkler Stachel war oberhalb des Ohres in seinen Schädel gedrückt, ich glitt jetzt hinaus, ich schob Vorhänge zur Seite und drückte mich durch enge Öffnungen, vorbei an den aus der Wand herauswachsenden Tierköpfen, schwunghaft hinein und hinaus durch die Türen, wieder ein Pfiff, gut. Und im gleichen Moment natürlich neben mir die glatt ansteigende Wand, und ich keine Lust umzukehren, obwohl mit allem zu rechnen war, rechts, links, mit allem zu rechnen, und jetzt hörte ich meine Zähne knirschen und meine gedämpften Schritte, ich hörte die Witwe lachen in ihren nachtschwarzen Strümpfen und sah sie auf ihrem Bett sitzen ihr Nachthemd über der Brust aufknöpfend und ihre Schultern entblößend, jawohl, sagte Pelzer, es mußte am Ende so kommen, ich glitt jetzt hinaus, wohin ging es jetzt, rechts, links, ich könnte mir denken, was, nichts, ich könnte mir nichts denken, sehr weite harte Treppenaufgänge, allerdings mit Teppichen belegt, gut, kann ich mir den-

ken, der keuchende Wind jetzt, der in meinem Kopf wieder auftaucht, gut, kann ich mir denken, die nackte geigespielende Frau in einem bestimmten vergangenen Jahr, gut, eines Abends, heiß, gut, im August, kann ich mir denken, sogenannte laue Luft, gut, ich würde jetzt gern mein Gesicht sehen, ja, ich könnte mir denken, wie es aussieht, zwischen den Treppenstufen, unterhalb der Stufen, unter dem Teppich.

12

Das Rauschen des Regens drang herein.

Der Regen schoß jetzt herab.

Der Regen klatschte jetzt an die Scheiben.

Plötzlich also auf, es war keine Täuschung, deutlich unterschied ich Männerstimmen, man sprach schnell, kleine knarrende Laute. Auf einmal Pelzer, er sah dick von oben auf mich herab, was nun. Ich bin bereit, es zu wiederholen: was nun. Eine Art faltiges sehr stark hängendes Gesicht plötzlich über mir. Wie spät ist es, fragte ich. Mittag, war die Antwort. Man hatte mich in der beschriebenen Lage gefunden, Pelzer erzählte mir den Verlauf der letzten Zeit, große Fortschritte, davon sprach er, nichts Verdächtiges, alles nach Wunsch. Im großen und ganzen könne man sagen, wenn auch mit einigen Abstrichen und Einschränkungen, daß Vorteile und Nachteile sich die Waage hielten. Er genoß meine Überraschung mit einer Miene, die ich in Anbetracht der Umstände für aufgesetzt und künstlich hergestellt hielt. Plötzlich stieg doch ein Verdacht in meinem Kopf auf, ich fand absolut nichts, was diesen Verdacht bestätigte, und das war es, was diesen Verdacht verstärkte. Jetzt lag ich also, schwarze Schritte auf dem Gang, ein Dielenknarren und Pantoffelschleichen und etwas, das wie ich glaubte klapperte, weiter bitte, Geigentöne und etwas meine Herren etwas Zwitschern und eine Weile später im Nachbarzimmer Seufzer, danach ein schnarchendes Geräusch oder wie soll ich sagen scharrendes oder schnarrendes Geräusch, je nachdem, Beruhigungsmittel zur Hand, später kein Laut aus dem Nachbarzimmer. Doch nicht lange danach tatsächlich ein fremdartiges Geräusch, dann alles leer und still im Nachbarzimmer. Ich richtete mich auf, vielleicht Ohrensausen. Ich stand

auf und legte mein Ohr an die Wand, dann an den Schrank, an den Spiegel, die Fensterscheibe, auf die Tischplatte, den Stuhlsitz, den Fußboden. Ich hörte nichts, ich legte das Ohr an die Tür, nichts, schrie ich, kein Laut, nichts zu hören, auch im Bett nichts zu hören, am Kissen, an der Decke, ich legte mein Ohr auf meinen Leib so gut es ging, da, jawohl, ein Geräusch, eine Art Knarren im Inneren des Leibes, ich hörte es bis zum nächsten Morgen knarren. Und als ich weiterging, ich fürchte mit Seitenstechen und rheumatischen Beschwerden in den Kniegelenken, durch etwas wie einen Vorsaal, das Geräusch der Schritte wurde durch tiefe Teppiche erstickt, kein Geräusch, keine Schritte, keine Stimmen, es wurde Mittag, es wurde Abend, immer das gleiche, aber nun doch etwas, jetzt, als ich durch den Vorsaal ging, über die niedersinkenden Teppiche, plötzlich stieß ich an einen weich atmenden Körper, kleine warme Atemstöße, ich konnte in der Dämmerung dieses Raumes, dieses Salons oder dieser wie sagt man da Halle, nicht erkennen, wer es war, eine Person mit sehr großen weichen ich weiß nicht sehr kleinen harten Brüsten, einem sehr mageren mag sein sehr fetten Gesäß, kleine Berührungen, eine kleine zärtliche Szene aus der Vergangenheit, daran erinnere ich mich, wie schön ist dieser Abend, sagte ich, ich grübelte über das Ungewöhnliche dieses Zusammentreffens, aber nun kamen Geräusche von Schritten aus einem anderen Zimmer, ein enttäuschter Ton aus diesem Mund, die Tür, ja, sie wurde geöffnet, und jetzt der Geruch nach Kaffee. Durch den kalten Abend ging ich weiter, Lampen wurden vorübergetragen, eine kleine Verwirrung, nichts Besonderes, ich breche hier ab, es ist nichts mehr zu sehen.

15

Ich bin jetzt an diesem Punkt angekommen, wo vor dem Fenster die Lastwagen krachend vorbeihüpfen, ich schütte mich voll in dieser Zeit, ich lasse vieles in mich hineinlaufen, und in meinen Gedankenwanderungen treffe ich auf eine bestimmte Stelle, die sich plötzlich öffnet. Etwas platzt jetzt, bricht also auf, nein, reißt also auf, sehr schnell knirschend erscheint etwas schwarz glänzend darunter, straff gespannt knisternd und schimmernd, übrigens glaube ich wenn man darüberstreicht kratzend, und auch das platzt also jetzt oder wird jetzt zerrissen und darunter erscheint wiederum straff etwas weiß und gewölbt oder spröde porös mit winzigen eng beieinandersitzenden Falten, vielleicht milchig, geschlitzt und gerissen von meinen Händen, blank ja auch glatt in gewissem Sinn, oder natürlich

wohl doch eher rauh und gefaltet, um nicht zu sagen schlaff schlapp schwer rissig, nein das wieder nicht, hier an diesem Punkt, wo meine Hände etwas hinunterschieben, erscheint etwas leuchtend, mehr noch als nur dieser Strumpfhalter, der übrigens sehr lang über die Hüfte hinab bis zum Schenkel kriecht und dort in den Strumpf hineinschnappt, und hier an diesem Punkt, an dem ich angelangt bin, wo vor dem Fenster auf dem Kopfsteinpflaster die Lastwagen vorbeihüpfen, erscheint alles möglich unter dem Reißverschluß, der knirschend aufreißt, vielleicht nicht einmal aufreißt, eher aufbricht oder aufgleitet, denn ich habe natürlich den Zipfel in der Hand und ziehe von oben vom Nacken herab während die Witwe mir Rauch ins Gesicht bläst herab an den Schulterblättern vorbei hindurch in dieser sehr mageren Umgebung entlang hinunter in eine Einbuchtung Einsenkung in die Gegend der Hüften und wieder hinauf zum Gesäß und über den Bogen hinweg weiter hinunter in die Gegend der Schenkel abwärts hinein in die Kniekehle und alles klafft jetzt natürlich ein bißchen und öffnet sich also und etwas erscheint guter Mann zunächst schwarz und auch das wird zurückgeschoben hinauf und hinab jetzt aufklaffend weich und jetzt noch ein paar Knöpfe Augenblick an der anderen Seite jetzt ein paar warte mal Haken einen Moment, Vertrauen und Aufrichtigkeit, zwei wichtige Punkte im Leben, sagt sie, und während ich nun auf neue Knöpfe und Haken Verschlüsse Schnallen Schlaufen und Ösen treffe, redet sie von Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, Leichtigkeit, Kleinigkeit oder ich weiß nicht von Müdigkeit oder Empfindlichkeit und an diesem Punkt, an dem ich angekommen bin, wo ich am Tisch sitze und alles was ich bekommen kann in mich hineinschütte, findet sie immer noch andere Worte. Und nun erst, nach diesen Worten, beginnt es.

Niemand schrie, nur ein leichtes Stöhnen zu hören, und nun bog sie sich weit heraus aus dem Bett, und ich stand und hob jetzt die Hände und rief etwas aus, Verlogenheit oder Schlechtigkeit, ich kam an ein kleines Waschbecken und wusch mir das Blut von den Händen, ich hörte meine Schläge auf ein Gesicht fallen, wieder ein Stöhnen, so ging es weiter, ich packte preßte und quetschte drückte und knickte, eine gewisse Enttäuschung machte sich breit, die guten Aussichten plötzlich verschwunden, der Mond sank herab, ich sah das genau, ein bleicher Morgen, etwas kühl dünn und luftig, kein heller freundlicher Zug mehr auf meinem Gesicht, das ich im Spiegel sah, ich schwang in sehr kurzen Abständen die Hände hier über

dem Bett, ich fühlte Erhebungen und Einbuchtungen, als ich am Körper hinauftastete, jetzt, am Ende, am Hals angekommen, setzte ich beide Daumen in die Umgebung einer kleinen knorpligen Erhöhung und drückte und mit einem lang hingeschleppten Röcheln, das ich nicht hören wollte, ging diese Sache weiter und mir war, als schlüge mich jemand hart in den Nacken und sie sprach unter mir jetzt von Vergangenheit und Befangenheit, und ich also nun mit dem ganzen Gewicht meines Körpers auf ihrer Weichheit, wie ich zugeben muß, mit meinen ganzen Händen hier in den Gruben dieses Bettes mit ihrer Zustimmung, und auf beiden Seiten fand ich jetzt Dinge zum Anfassen, die sich bewegten und in meinen Händen zuckten und wieder verschwanden, und jetzt zuckte auch ich etwas hinauf und hinab und plötzlich an meinem Hals zwei andere Hände mit bläulichen Innenflächen und als ich mich umsah, war dort ein zerfressenes oder zerspaltenes Gesicht, also Pelzers Gesicht, mit sehr spitzen gefletschten Zähnen, doch ich schwang mich noch immer hinauf und sank in die Tiefe und hatte noch immer den Hals in der Hand oder jetzt diese Hüften, der Morgen war frisch, die Kälte lecke an ihren Füßen, sagte die Witwe, nun ja, wollen sehn, sagte ich, ein paar knackende Worte, ich beugte mich über mein Glas, noch immer ein Knarren und Wackeln, an diesem bestimmten Punkt war ich angekommen, jawohl das Gefühl, als drücke mir jemand den Hals zusammen oder die Hand zusammen, wenigstens das, und da war ja auch wirklich das große pelzige Gesicht Pelzers mit einem sehr dunklen schnappenden Mund, was sagen sie jetzt, sagte Pelzer, na ja, was sagte ich jetzt, es wurde plötzlich sehr laut gelacht, aber ich fand im Moment nichts zum Lachen, ich hörte ein weiches saugendes Aufklatschen bei diesen auf und abschwingenden Bewegungen, die hier eine Rolle spielen, und plötzlich eine ganz spitze Kälte zwischen den Beinen, etwas zu kalt für die Jahreszeit, meine Hände interessierten mich jetzt nicht mehr, wie sie da drückten, ich fand etwas Blut auf den Handtellern und streifte es unter die Tischplatte, eine plötzliche Abkühlung, deshalb schloß ich das Fenster und strich an den Wänden entlang und drückte und klopfte und suchte ein bißchen nach dieser Geheimtür, von der die Witwe unter mir redete, sie hatte mich mit den Beinen umschlungen, und wir drehten uns nun ein bißchen herum, sie saß nun auf mir und lachte, Pelzer zuckte die Achseln, aber sie müsse doch irgendwo sein, diese Tür, sagte ich, und drückte und klopfte ein bißchen, und jetzt kam auch Pelzer mit schleppenden Schritten näher, etwas knurrend, die Hände er-

hoben, bei diesen wunderschön weichen Schwingungen hier über dem klappernden Bett an diesem Punkt meines Lebens, sie sprach tatsächlich jetzt von Versunkenheit, ihre Worte ungemein deutlich von oben, ihr rotes vom über den Topf Beugen gefärbtes Gesicht, und ich, die Zigarre im Mund, mit meinem Glas, beschleunigte alles natürlich und sah meine Hände in kurzer Entfernung vor mir etwas umspannt halten und drükken, ich fühlte den Atem herauskommen und vielleicht ein kleines gepreßtes Geräusch, eine Reihe gepreßter Geräusche, die Zeit verging langsam hier an der Wand, wo ich klatschte und klopfte, und Pelzer klatschte und klopfte nun auch, hier sei keine Tür, sagte er, die Witwe aufseufzend, nein ich drückte jetzt nicht mehr, die Witwe schrie jetzt, ich sah sie über mir hocken und schreien, oder wo hockte sie denn, ich stemmte die Arme auf diesen Tisch, der jetzt von einer Flüssigkeit schwamm, die rot an den Seiten hinabtropfte, ich kann dieses Bild nicht vergessen, und über uns verstummte nun auch das Klavierspiel, ein Schieben von Stühlen, ein Schaben von Füßen, und Pelzer ging stumm und geduckt vorüber, die Witwe begann sich mit ihren Haaren zu beschäftigen, ich wunderte mich, wie schnell sie in diese schwarzen Kleidungsstücke hineingefahren war, sie war völlig bekleidet, das hatte ich nicht erwartet, sie hob ihre Hände und drehte und rollte ein bißchen an ihren Haaren, während ich diese Wand jetzt tatsächlich mit den Fäusten bearbeitete, denn ich suchte nach dieser Tür, von der ich gesprochen habe, und die Witwe schrie jetzt nach Ruhe, oder vielleicht schrie sie, weil Pelzer jetzt hinter ihr stand und sie zu umarmen begann, eine kleine zärtliche Szene, er hatte sie auf einem Arm sitzen und sie zappelte und krallte sich an ihn, sie wühlte sich glaube ich ein bißchen in ihn hinein, wühlte, ich weiß nicht, wie klingt das, ich also am Fenster, ein heißer Sommer, die schmetternde Musik der Strandkapelle aus einer Muschel heraus, weiche Stimmung, rechts eine Art Grotte, weißgekleidete Figuren die dahinschritten, ganz weiß gekleidet, ich lüge nicht, alle ihre Bewegungen weiß, eine Promenade hinüber zur Mole, dünne Spazierstöcke, ein Gefühl von Zufriedenheit.

In diesem Moment, was war jetzt, wieder ganz gegen alle Erwartungen, ich glaube die Stimmung schlug um, was war noch, die Witwe kaute an ihrem Kettchen, Pilzer nickte kühl mit dem Kopf, alles Einbildung wahrscheinlich alles Erfindung, diese Gerüche ich glaube ja Morgendünste, die Verandatür klirrte, ich kann es nicht ändern, ein Kasten wurde knir-

schend geschoben, jetzt eine Klappe geklappt, Kopf hoch nur ruhig, es kam glaube ich niemand zu Schaden, unmittelbar darauf das Geräusch von etwas Zerbrechendem. Das Telefon begann plötzlich zu klingeln, ich muß mich besinnen, plötzlich, vielleicht aus der Wand, ich muß nachdenken, aus einer knisternd geöffneten Geheimtür, ich muß diese Möglichkeit erwägen, plötzlich, damit hing es zusammen, ein Öffnen ein Knacken, ich saß wirklich ganz still, plötzlich, darüber kann ich nichts sagen, heraus aus der Wand, ich möchte genau überlegen, plötzlich, ja das ist möglich, im Hinterzimmer knallten die Billardkugeln, mir fiel ein, daß ich schon lange nicht mehr Billard gespielt hatte, plötzlich eine behaarte Hand, nein das war nichts, plötzlich aber mehr mehr, plötzlich ja doch eine Hand ah ich weiß schon und im gleichen Moment eine Gestalt aus der Wand heraustaumelnd mit ganz schwarzem Gesicht, etwas metallisch glänzend in der erhobenen Hand, auf den Diwan zu, wo die Witwe lag, ich machte die nötigen Mitteilungen, Pilzer nickte kühl mit dem Kopf, ja das kann sein, irgend eine Art von Gott was soll ich sagen von Schreien spitz schrill, meine Güte nun ist es soweit, der Garderobeständer fiel plötzlich das bringt mich auf etwas, bärtig maskiert also doch aus der Wand, Handschuhe Bart undsoweiter, jetzt in hohem Grad niedergeschlagen vielleicht das Gefühl einer schwierigen Lage, was diese Sache angeht jetzt, gut, ich möchte sagen ein Schuß oder zwei Schüsse eine ganze Reihe eine Kette von Schüssen hart platzend, viele warfen die Arme über den Kopf, viele ließen auch die Zigarren ausgehen, dieser Augenblick war entscheidend, ich sah etwas Blankes wahrscheinlich das Messer, die Witwe, es war als ob sie schlag zu rief, schlag zu, und wirklich fielen nun Schläge, ich hörte dumpf halberstickte Stimmen, Schreie im Dunklen Stöhnen und das Spielen elektrischer Klaviere, ich hörte Schubladen öffnen und etwas laut klappern und sah einen Messerknauf aus einem Rücken ragen und der Speiseaufzug schluckte Geschirr hinab und der Mond schoß vorbei und jemand pfiff auf einer silbernen Pfeife und ein Mann schlug mit dem Schwengel einer kleinen Pumpe auf ein zappelndes wimmerndes Opfer und noch immer das Klingeln des Telefons, natürlich jetzt schnappend aufspringende Klappmesser und hoch durch die Luft geschwungene Feuerhaken und etwas zusammensinkend beim Klingeln des Telefons, das kein Ende nahm, natürlich jetzt schwarze Gedanken und zwei Männer plötzlich mit zusammengeknoteten Bärten im Dunklen stöhnend und feststehende Messer aus dem Schuhputzkasten zweimal hinein die Klingen mit Schuh-

creme eingeschmiert damit man das Blut nicht und pfeifend hinein während der Direktor versucht, seine Uhrkette loszuwinden, die sich um den Türdrücker geschlungen hat, keuchend jetzt Blutpfützen Rucksäcke zerknickte Hüte von Zeit zu Zeit Schüsse, etwas ging schief, wir saßen tief in der Tinte, ich erinnere mich, kleine Blutfäden aus dem Mund und Stoffäden unter den Nägeln etwas Haut etwas Blut festgekrallt abgekratzt alles natürlich vielleicht immer noch windig und kalt, jemand an seinem Geburtstag durchstochen vorüberschwankend die Gabel im Rücken jawohl so sah es jetzt aus, die Hutnadel der Witwe mitten im Herz, ein schwarzes Kapitel, und noch immer das Klingeln des Telefons, das nicht aufhören wollte, und etwas ohne Arme und Beine am Boden auf dem Teppich sich wälzend und mit dem Kopf an den Boden schlagend mit den Zähnen knirschend und Pilzer knirschend mit dem Stock aus seiner Spazierstocksammlung schlagend schlagend und ich über ein blasses liegendes Gesicht hinweg Berührungen Stöße Erschütterungen und in ununterbrochener Reihenfolge das Telefon klingelnd weil niemand den Hörer und der Direktor natürlich dabei seine Uhrkette vom Türdrücker abwickelnd jetzt der Unbekannte im Fledermausmantel schwarz flatternd mit weichen lappigen Schwüngen und Schlägen am Hals der Witwe plötzlich trinkend zusammensinkend saugend in das Keuchen der Witwe hineinsaugend mit langen Schlucken mit hineinschlüpfenden Händen in die Witwe gebogen gespreizt zitternd schluckend und der geöffnete Mund Pilzers, den ich plötzlich nach einem vorangegangenen Krachen am Boden fand in seiner Gelegenheitsgesprächigkeit, jetzt mit von einem starken Schmerz herausgepreßten Worten von einem Loch im Kopf und etwas explodierend in meiner Hosentasche, etwas von früher plötzlich dünn knallend und der Direktor wickelnd und Pilzer was wollte der Mann denn auf einmal von mir jetzt beim Klingeln des Telefons das keiner abnahm, heute alles an diesem Abend schmerzhaft und unerwartet ein Schlag in den Nacken jedenfalls das war mein erster Gedanke mit einem sogenannten Totschläger ausgeführt ich denke von diesem Unbekannten und obwohl ich auf ihn geschossen hatte, denn auf einmal hatte ich einen Revolver in der Hand, hörte er nicht auf herumzuspringen kurz und gut zwischen dem Klingeln des Telefons weil es keiner abhob weil dieser Unbekannte immer noch flatternd mit bärtigen Sätzen obwohl ich in ihn hineinschoß peng peng diese Art von Schießen fand ich ausreichend für dieses Mal mit bärtigen Sätzen herumsprang mit einem blutigen Mund in seinem Fledermaus-

mantel herumsprang und lachte während die Witwe bleich wie ausgetrunken weiß auf dem Diwan lag und ich bekam zu dieser Zeit zufällig einen Weinkrug in die Hand vielleicht das noch zum Schluß mit dem ich zuschlug kurz und gut knirschend splitternd und der Unbekannte sprang herum den Kopf umwickelt mit blutigen Tüchern nein nein schreiend nein nichts passiert nichts mit der Sache zu tun und es ergab sich für mich eine letzte Gelegenheit zu einem Schlag möglich ist es tatsächlich ich kann mich an nichts mehr erinnern das Klingeln des Telefons vielleicht und der Unbekannte riß jetzt bevor er verschwand das Kabel wie eine Nabelschnur aus der Wand und mit einem Mal Ruhe sonst nichts zu berichten im Grunde wollte ich etwas anderes erzählen.

16

Pilzer jetzt auf den Zehen schleichend, mit gedämpfter Stimme, mit an den Mund gelegtem Finger, womöglich um Stillschweigen zu empfehlen. Ein scharfer Geruch nach Medikamenten. Und ich sah eine Person röchelnd zucken unter den Griffen Stichen und Schnitten des Doktors, ich sah diesen Doktor mit zugebundenem Gesicht sich bücken und eine Tasche aufklappen und ausweiden, ein rotes Geschlinge von Schläuchen herausreißen, ich sah ein Messer spitz gehoben und hörte es knirschen und schaben, ich sah das Abtrennen der Kopfhaut am Seitenwandbein, das schnarrende Einschneiden der Säge in den Schädelknochen, das Herausdrücken der Knochenränder mit dem Stahlhebel, das Entfernen des eingekeilten Krugstücks mit der Pinzette, und ich sah eine andere Person mit einem hautlosen lippenlosen fleischlosen Gesicht mit einer nahezu abgeschossenen Hand lose hängend winken, ich sah das Zerschneiden eines krustigen Verbandes und das Einführen einer Zange in eine Wunde und das Herausziehen einer Kugel aus einem blutigen Kanal, ich sah eine Kehlkopfhöhle in einem geöffneten Mund mit Schwämmen gefüllt, ich sah Abknickungen des Darmes, Verkäsung der Drüsen, Verstopfung der Ohrtrompete, ich sah bunten Wundpilzknoten und eine Person fünf Meter Schlauch schlukken, ich sah grün Ausspucken und nässende Flechten, äußerst fettreiche abgestutzte Zungen und Zähne gefüllt mit Trompetenblech schwärzlich Achselschweiß Amputation und etwas wie eine juckende Krankheit und Atembeschwerden in schädlicher Abendluft Aufstoßen Aufrichtung im Bett ausfallende Haare und Beinfraß Bettsucht Erschütterung krankhaften Durst Einpackung Schreck und Erschütterung, ich sah Klatschungen

Klopfungen Hackungen Knetungen, Magengüsse in liegender Stellung, ich sah Dampftöpfe dampfen und Schröpfer schröpfen, Tupfer tupfen und Tropfer tropfen und Spritzen spritzen, ich sah Umstülpungen von innen nach außen Schnürfurchen Hirnschalen gefüllt Brustkörbe Bauchbecken offen Kniescheiben Herzgruben dunkel Gelenkpfannen Lungenflügel davonflattern und jemand hinter Pappwänden hörte ich schreien, jemand mit einem Fuß in der Grube hinüber dahingehen mit Kopfschmerzmützen Bandagen, ich sah blutige Wattebäusche Pflaster Wickel und Binden Schienen Pulver und Pillen Röhren Spitzen und Stichel und hörte von Schmerzen jetzt in der Dämmerung nagend reißend und bohrend und die Empfehlung von Mitteln zum Auflegen Einnehmen Einreiben, hörte von Schmerzen jetzt scharf und stechend begleitet von Hitze und Kälte jetzt aber schießend am Abend klopfend und pochend die Stelle wechselnd jetzt hüpfend begleitet von plötzlicher Blutung am Kopf und jetzt mahlend ja ruckweise jetzt in der Nacht Schmerzen schraubend durch kaltes Wasser vielleicht momentan jetzt also zerrend pulsierend und jetzt gegen Morgen schabend jetzt tropfend klopfend hackend beißend stechend und rührend und reißend Punkt neuer Abschnitt.

Chris Bezzel
straßen und häuser

beobachten

durch die fensterläden beobachten

durch einen riß in den fensterläden beobachten

die straßen durch einen riß in den fensterläden beobachten

ans giebelfenster eilen und die straßen durch einen riß in den fensterläden beobachten

über möbel steigen ans giebelfenster eilen und die straßen durch einen riß in den fensterläden beobachten

über treppen laufen den dachboden erreichen über möbel steigen ans giebelfenster eilen und die straßen durch einen riß in den fensterläden beobachten

durchs tor eines hauses in den flur stürzen über treppen eilen den dachboden erreichen über möbel steigen ans giebelfenster eilen und die straßen durch einen riß in den fensterläden beobachten

vorbei an häusern hasten stolpern sich aufschürfen schreien doch aufspringen durchs tor eines hauses in den flur stürzen über treppen laufen den dachboden erreichen über möbel steigen ans giebelfenster eilen und die straßen durch einen riß in den fensterläden beobachten

aufspringen weglaufen durch den dachboden über bretter die treppen des hauses hinunter über den flur mit einem satz durchs tor hinaus auf die straße stürzen über trümmer vorbei an häusern hasten stolpern sich aufschürfen schreien doch aufspringen durchs große tor eines alten hauses in den leeren flur stürzen über lückenhafte treppen vorbei an leichen und

stöhnenden laufen den staubigen brandig riechenden von leichen übersäten dachboden erreichen über aufgeschlitzte möbel schutt holzhaufen steigen ans niedrige giebelfenster eilen und die leeren verlassenen totenstillen straßen atemlos kniend durch einen kleinen schwarzen riß in den morschen fensterläden beobachten

beobachten blitzschnell aufspringen weglaufen durch den dachboden über bretter die treppen des hauses hinunter über den flur mit einem satz durchs große tor des alten hauses hinaus auf die staubige brandig riechende von leichen übersäte aufgerissene straße stürzen über rauchende trümmer tote pferde schutt vorbei an brennenden berstenden einstürzenden häusern hasten pfiffe hören schreie der sterbenden niedergeknüppelten weitereilen stolpern sich an steinen hölzern nägeln und eisenteilen aufschürfen schreien doch aufspringen durchs große tor eines alten hauses in den leeren flur stürzen über lückenhafte treppen vorbei an leichen und stöhnenden laufen den staubigen brandig riechenden von leichen übersäten aufgerissenen dachboden erreichen über aufgeschlitzte möbel schutt holzhaufen steigen ans niedrige giebelfenster eilen und die leeren verlassenen totenstillen straßen atemlos kniend durch einen kleinen schwarzen riß in den morschen fensterläden beobachten

beobachten atmen beobachten blitzschnell aufspringen weglaufen durch alle leeren und düsteren dachböden über rissige graue bretter alle verlassenen treppen aller ausgestorbenen häuser hinunter mit einem schnellen satz durchs große tor aller alten häuser hinaus auf alle staubigen brandig riechenden von leichen übersäten aufgerissenen straßen stürzen über rauchende trümmer tote pferde schutt vorbei an allen brennenden berstenden einstürzenden häuser hasten alle pfiffe hören alle schreie der sterbenden aller niedergeknüppelten weitereilen stolpern sich an steinen hölzern nägeln und eisenteilen aufschürfen schreien doch aufspringen durchs große tor aller alten häuser in alle leeren flure stürzen über alle lückenhaften treppen vorbei an allen leichen und stöhnenden laufen alle staubigen brandig riechenden von leichen übersäten aufgerissenen dachböden erreichen über aufgeschlitzte möbel schutt holzhaufen steigen an alle niedrigen giebelfenster eilen und alle leeren verlassenen totenstillen straßen atemlos kniend durch einen kleinen schwarzen riß in allen morschen fensterläden beobachten

Hans Magnus Enzensberger
Fünf verschiedene Gedichte

GEDICHT ÜBER DIE ZUKUNFT (1964)

zwei männer kommen auf einem traktor
(tschou en-lai ist in moskau)
zwei männer in steingrauen kitteln
(nobelpreisträger im frack)
zwei männer mit dünnen stecken
(goldmedaillen aus tokio)
am straßenrand zwischen gelben blättern
(die toten guerillas von vietnam)

zwischen die lehmgelben blätter
stecken zwei männer in grauen kitteln
am straßenrand dünne stöcke
alle fünfzig schritt einen links einen rechts
dunkle stöcke im hellen november
(tschou en-lai ist in moskau)

zwei männer in grauen kitteln
riechen im flachen novemberlicht
den schnee der zudecken wird
blätter und männer

bis kein weg mehr zu sehen ist
nur noch alle fünfzig schritt
ein dünner stock links
ein dünner stock rechts
damit der schneepflug
wo kein weg mehr zu sehen ist
einen weg finde

deutsche frauen schützt eure religion
vor denen
die eures herzens stilles glühen
für hohes hehres und heiliges
hinauszerren
in die schmutzüberkrusteten gefilde
politischer kämpfe
darum stimmt für die spd
ahnt ihr
womit euch der bolschewismus droht?
wir geben zehn minuten bedenkzeit

wollt ihr brot? tötet liebknecht
ein zurück gibt es nicht
vorwärts also
liefert alle waffen ab
daumen aufs auge und knie auf die brust
ich hasse die soziale revolution wie die sünde friedrich ebert (spd)
schämt euch deutsche arbeiter
der bolschewismus will die sozialisierung aller frauen
darum sorgt daß sich die räder drehen
freiwillige vor
sozialismus ist arbeit
darüber täuscht euch nicht
hoch die ordnung und das recht
zehn minuten bedenkzeit

das familienglück ist zerstört
darum kehrt ruhig in eure kasernen zurück
glückauf zur gewaltigsten tat der weltgeschichte
der spartakismus degeneriert das ganze weibliche geschlecht
darum kühnheit und abermals kühnheit
die heimat ruft
wißt ihr was das heißt?
zehn minuten bedenkzeit

wir gehören zu der glücklichen generation
deren geburt erhellt wurde
vom anbruch des morgenrots
die stunde der abrechnung naht
ich will säubern nicht vernichten gustav noske (spd)
wir sind deutsch bis auf die knochen
das vaterland ist dem untergang nahe
ruhe und ordnung sind gesichert
was will der spartakusbund?
kreuziget ihn
einer muß der bluthund sein gustav noske (spd)
deutscher arbeiter arbeite
ein zurück gibt es nicht
es geht um großes
schlagt ihre führer tot
's ist der geschichte eh'rnes muß
zehn minuten bedenkzeit

ahnt ihr was euch droht?
wollt ihr brot?
wo ist radek?
wißt ihr was das bedeutet?
jetzt ist unsre geduld zu ende
alle mann auf die straßen
laut lesen
schützt eures herzens stilles glühen
knie auf die brust
deutsche frauen
hütet euch
kommt
hoch
nieder
los
hinaus
ruhe
ordnung
frieden

einigkeit
vertrauen
maschinengewehre frei
rote kanaillen
an die wand

wir gehören zu der glücklichen generation
deren geburt erhellt wurde
vom anbruch des morgenrots
der sozialistischen gesellschaft

das war ein freudenfest

darum stimmt für die spd

darin liegt trotz aller rückschläge
die gewähr für den sieg
der deutschen revolution

(quelle: *illustrierte geschichte der deutschen revolution.* berlin. internationaler arbeiter-verlag. 1929.)

wegen staatsgefährdender störung in tateinheit mit schwerem forstwiderstand wird bestraft

wer gegenstände zur verschönerung öffentlicher wege böswillig verschleiert
wer eine frau zur gestattung des beischlafs verleitet oder einen andern irrtum in ihr erregt
wer die überwachung von fernmeldeanlagen stört
wer vorsätzlich süßstoff herstellt

wer den gebrauch gewisser beteuerungsformeln unterläßt
wer ohne erlaubnis der zuständigen behörde an syphilis gelitten hat
wer auf einer wasserstraße gegenstände hinlegt
wer länger als drei volle kalendertage abwesend ist

wer auf einem eisenbahnhofe mittels abschneidens ein wichtiges glied einer amtsperson verringert
wer es unternimmt luftfahrer auszubilden
wer witwenkassen errichtet
wer orden in verkleinerter form trägt

wer nach gewissenhafter prüfung die obrigkeit verächtlich macht
wer an einer zusammenrottung teilnimmt
wer von den reisewegen abweicht
wer eine tatsache behauptet

wer ein männliches tier zur besamung verwendet
wer sich kein unterkommen verschafft hat
wer befehle böswillig abreißt
wer die schlagkraft gefährdet

wer ein zeichen der hoheit beschädigt
wer sich dem müßiggang hingibt
wer einrichtungen beschimpft
wer seine richtung ändern will

wer sich mit wort und tat auflehnt
wer einen haufen bildet
wer widerstand leistet
wer sich nicht unverzüglich entfernt

wer ohne vorwissen der behörde oder seines vorteils wegen oder vorsätzlich oder als landstreicher oder um unzüchtigen verkehr herbeizuführen oder mittelst arglistiger verschweigung oder gegen entgelt oder wissentlich oder durch drohung mit einem empfindlichen übel oder gröblich oder grobfahrlässig oder fahrlässig oder böswillig oder ungebührlicherweise oder auf grund von rechtsvorschriften oder ganz oder teilweise oder an besuchten orten oder unter benutzung des leichtsinns oder nach sorgfältiger abwägung oder mit gemeiner gefahr oder durch verbreitung von schallaufnahmen oder auf die vorbezeichnete weise oder unbefugt oder öffentlich oder durch machenschaften oder vor einer menschenmenge oder in einer sitte und anstand verletzenden weise oder in der absicht den bestand der bundesrepublik deutschland zu beeinträchtigen oder mutwillig oder nach der dritten aufforderung oder als rädelsführer oder hintermann oder in der absicht aufzüge zu sprengen oder wider besseres wissen oder mit vereinten kräften oder zur befriedigung des geschlechtstriebs oder als deutscher oder auf andere weise

eine handlung herbeiführt oder abwendet
oder vornimmt oder unterläßt
oder verursacht oder erschwert
oder betreibt oder verhindert
oder unternimmt oder verübt oder bewirkt oder begeht
oder befördert *oder* beeinträchtigt
oder befördert *und* beeinträchtigt
oder befördert *und nicht* beeinträchtigt
oder beeinträchtigt *und nicht* befördert
oder *weder* befördert *noch* beeinträchtigt.

das nähere regelt die bundesregierung.

(quelle: *strafgesetzbuch.* 32. auflage.)

BERLINER MODELL 1967

(dezimal-klassifikation 621.382)

unsere neuentwicklung ist ein universelles bausteinsystem mit verminderter ausfallwahrscheinlichkeit.
sämtliche schaltkreise sind integriert.
ein neuartiger batch-prozeß erlaubt das aufdrucken sämtlicher widerstände auf ein isolierendes substrat bei entsprechend geringen kosten.
eingehende studien ergaben, daß der doppelkaschierte print die günstigste lösung darstellt.
mehrere trägerplatten können bei hoher packungsdichte zu einer verbundetage mit gemeinsamer verdrahtung zusammengefaßt werden.
eingriffsfehler werden automatisch korrigiert.
wir bevorzugen grundsätzlich monolithische schaltungen.
glücklicherweise braucht man bei dieser technik weder auf toleranzen noch auf parasitäre elemente rücksicht zu nehmen.
außerdem können schaltkreis-familien in transistor-transistorlogik sehr wirtschaftlich hergestellt werden.
die grundschaltung ist ein master-slave-flipflop. er besteht aus zwei bistabilen schaltungen, dem master und dem slave. die eingänge sowohl in den master als auch in den slave werden vom taktpuls freigegeben oder gesperrt.
die ansprechschwellen der eingangsgatter in den master- bzw. slave-flipflop werden selbstverständlich verschieden gewählt.
alle operationen werden durch ein zentrales steuerwerk veranlaßt, das befehlsspeicher, grenzwertspeicher und die gesamte logik enthält.
die anlage verfügt ferner über einen störwertdrucker.
dauerregulierbefehle überträgt man aus sicherheitsgründen am besten in einem separaten kanal.
zur unterdrückung innerer und äußerer störer sind bei allen schaltkreisfamilien besondere maßnahmen unerläßlich.
systemeigene störer entstehen durch zustandsänderungen von bausteinen, die mit den eingängen nicht logisch verknüpft sind. zur verminderung der kopplungen müssen in solchen fällen schärfere maßnahmen ergriffen werden. das ist der preis, der für ein schnelleres system gezahlt werden muß.

systemfremde störspannungen entstehen in der außenwelt und können die unterschiedlichsten größen und frequenzen annehmen. die gegenmaßnahmen sind im wesentlichen eingangsfilter sowie verdrillte und abgeschirmte leitungen.
zusammenfassend kann man sagen, daß die störsicherheit der baureihe gegen innere störungen besser ist als die der vorgänger, und daß die äußeren störer relativ sicher beherrscht werden können.
unsere neuentwicklung ist völlig ausgereift und zukunftssicher.
ein breiter einsatz wird in den kommenden jahren erwartet.

(quelle: heinz meyer, *eine neue baureihe der industriellen elektronik mit integrierten schaltkreisen. neue zürcher zeitung* vom 13. april 1967. fernausgabe, blatt 19 und 20.)

LIED VON DENEN AUF DIE ALLES ZUTRIFFT UND DIE ALLES SCHON WISSEN

daß etwas getan werden muß und zwar sofort
das wissen wir schon
daß es aber noch zu früh ist um etwas zu tun
daß es aber zu spät ist um noch etwas zu tun
das wissen wir schon

und daß es uns gut geht
und daß es so weiter geht
und daß es keinen zweck hat
das wissen wir schon

und daß wir schuld sind
und daß wir nichts dafür können daß wir schuld sind
und daß wir daran schuld sind daß wir nichts dafür können
und daß es uns reicht
das wissen wir schon

und daß es vielleicht besser wäre die fresse zu halten
und daß wir die fresse nicht halten werden
das wissen wir schon
das wissen wir schon

und daß wir niemand helfen können
und daß uns niemand helfen kann
das wissen wir schon

und daß wir begabt sind
und daß wir die wahl haben zwischen nichts und wieder nichts
und daß wir dieses problem gründlich analysieren müssen
und daß wir zwei stück zucker in den tee tun
das wissen wir schon

und daß wir gegen die unterdrückung sind
und daß die zigaretten teurer werden
das wissen wir schon

und daß wir es jedesmal kommen sehen
und daß wir jedesmal recht behalten werden
und daß daraus nichts folgt
das wissen wir schon

und daß das alles gelogen ist
das wissen wir schon

und daß das alles ist
das wissen wir schon

und daß überstehn nicht alles ist sondern gar nichts
das wissen wir schon

und daß wir es überstehn
das wissen wir schon

und daß das alles nicht neu ist
und daß das leben schön ist
und daß das alles ist
das wissen wir schon
das wissen wir schon
das wissen wir schon

und daß wir das schon wissen
das wissen wir schon

Günter Herburger
Dogmatisches über Gedichte

Kleinigkeiten, würde ich sagen, Gedichte macht man nebenher. Man läßt ab und zu ein wenig Dampf ab, schreibt ein paar Linien, die nicht wie üblich von einem Rand zum anderen reichen, über ein Thema, zu dem einem nicht mehr einfällt. Wer Verstopfung hat nimmt Abführpillen, wer glaubt, eine Idee zu haben und Zeit sparen will, der macht ein Gedicht. Der Genuß, Fleiß und Leidenschaft vor sich zu sehen, ist mit ein paar Strophen schneller erreicht als mit einer Erzählung oder einem Roman. Gedichte liegen im Schaufenster des Literaturkaufhauses, eine Unterhose mit einer Tabakspfeife und einem Fläschchen Herrenparfüm arrangiert. Kleinigkeiten, würde ich wie einige jüngere Autoren, die ich kenne, sagen, aber seitdem wir nicht nur Gedichte selbst herstellen, sondern auch veröffentlichen, sagen wir es nicht mehr so oft. Ein natürlicher Vorgang, könnte man einwenden, die Herren haben klein beigegeben, haben sich inzwischen korrumpieren lassen, sind zufrieden, daß sie überhaupt gedruckt werden, schwimmen im Fahrwasser mit. Mag der Vorwurf stimmen, mich stört er nicht, im Gegenteil. Ich beginne mit meinen Versuchen lieber im Schlamm, bis zur Gürtellinie kenne ich mich aus.

Bei den meisten Gedichten, die ich lese, wächst in mir immer noch diese weihevolle Langeweile, ungeduldig beginne ich zu blättern, schnappe da und dort noch eine Zeile und höre auf. Was sind das für Leute, die Gedichte machen, überlege ich, leben sie noch, sind sie schon lange tot, benützen sie, wenn sie arbeiten, reinen Sauerstoff zum Atmen oder ist es ihnen gelungen, auf Schneeflocken heimisch zu werden oder in der Bernsteinstruktur ihrer Schreibtischgarnituren oder was? Einige von ihnen habe ich Zigaretten rauchen und Flaschenbier trinken sehen, ich war dabei, als sie es taten, weder sie noch ich haben sich darüber aufgeregt, in ihren Gedichten finde ich davon nichts wieder. Auf blattvergoldeten Worten scheinen sie wie erregte Zeichentrickelfen davongesegelt zu sein. Zwar staune ich kurz, doch ihre Versbüchlein habe ich bereits zugeklappt.

Daß sie in ihren Gedichten leiden, macht sie mir sympathisch. Ich bin sowieso der Meinung, daß sich der Schriftsteller von anderen Leuten, die auch Berufe haben, nur durch seine größere Leidensfähigkeit unterscheidet. Daß er also alles, was er erlebt und erfährt, für seine Arbeit braucht. Das ist fatal, denn damit scheint es für einen Schreiber keine Möglichkeit mehr zu geben, in seinem Geschriebenem wie in einem Hobby unterzutauchen. Außer in Gedichten. Meistens haben die darin angeführten Leiden nichts mit jenen zu tun, über die wir mit Freunden reden, von denen wir im Reklameteil der Zeitungen lesen oder deren Kosten uns die Krankenkassen teilweise wieder erstatten.

Die Kurzform des Gedichtes erlaubt es den Autoren, andeutungsvoll zu hauchen, hinter vorgehaltenem Tüchlein zu jammern, deutlicher oder ausführlicher brauchen sie nicht zu werden. Oft ist in der Mitte der Seite das Gedicht schon zu Ende, sonst wäre es keines. Lyriker nützen ihre Behendigkeit aus, sich mit ein, zwei Gedanken im Druckknopftäschlein zufrieden zu geben. Ich kann diese fernöstlichen Tricks nicht leiden. Aphorismen treffen immer irgend etwas. Soll ich mir und dem Leser beweisen, daß wir beide intelligent sind?

Die Zeilen der Gedichte werden zu Strophen zusammengefaßt, die Reime haben können. Ich kann mich verschiedener Möglichkeiten bedienen oder neue ausdenken, kann sie erfüllen, erweitern, einengen, umkehren, beschädigen. Ich kann daraus reizvolle Systeme entwickeln, die graphisch interessant aussehen. Das kann ich auf jeden Fall tun. Fragt sich, was in den Gedichten steht, wie ihre Inhalte aussehen, in welchen Nachbarschaftsverhältnissen die Worte zueinander stehen.

Je mehr Reime und je raffiniertere Strophenstrukturen ich verwende, um so mehr enge ich meine Möglichkeiten ein, denn nicht mehr jedes Wort, das ich brauchen könnte, paßt. Ich beginne zu suchen, finde zu rotzen natürlich kotzen und zur Akelei die Schalmei. Körperliche Vorgänge kenne ich aus eigener Erfahrung, darüber könnte ich schreiben. Daß ich schon oft Akeleien gepflückt habe, möchte ich nicht behaupten, sie spielen in meinem Leben keine Rolle. Schalmeien kenne ich nur aus der Literatur oder von Globelins, also aus zweiter Hand. Die Schleimworte gehören zusammen, Blume und Blasinstrument bilden auch einen Verband. Beide zu mischen, würde ich nicht empfehlen, sie erzeugen nur Witze. Gebrauche ich alle Worte unterschiedslos wie in der natürlichen Rede, passen sie nicht mehr in mein Reim- und Strophenschema. Wähle ich danach aus, verringert sich

mein Wortreservoir. Ich werde mißtrauisch. Sofort fällt mir der Begriff Tradition ein.
Nun beginnen die Klagen. Voll Trauer und Eifer versuchen ältere Kollegen und Kritiker mich zu überreden, ich solle die Tradition nicht verachten. Prompt wird auch das Beispiel der französischen Literatur geliefert. In der französischen Sprache, heißt es, kenne man noch die Verpflichtungen der Tradition, komme in der Literatur ohne sie gar nicht aus. Jeder Franzose verstehe, wird gesagt, auch die Bücher der Vorväter und langweile sich dabei nicht. Das ist natürlich beneidenswert, könnte ich antworten, es ist auch in keiner Sprache, die ich kenne, so einfach, ein anständiges Buch zu schreiben. Jedem, der in der Schule aufgepaßt hat, stehen die ehrwürdigen vorfabrizierten Sprachteile zur Verfügung. Beinahe jeder Franzose könnte sich mit ihnen bestätigen. Es klingt alles gut, was auf Französisch geschrieben wird, scheint Sinn zu haben, weil Stämme und Endungen zueinander passen. Am leichtesten fällt es, in dieser Sprache zu reimen. Mich hat jene Poesie noch nie beeindruckt. Sie trifft nicht die Waren und Gefühle, die ich kenne.
Ich bin von der Tradition abhängig, lag wie Hesse im Blaubeerenkraut, dengelte Schillers reine und unreine Trochäen, kopierte Rilkereime im Krebs, Spiegel des Krebses, denn als Klavierspieler kannte ich mich in der Harmonielehre aus, süffelte verächtlich wie Benn und jubelte, als ich bei Pound einen hakigen Schriftbalken entziffern konnte. Damals studierte ich Sanskrit. Exklusiv war ich als Dichter auf jeden Fall. Aber angestoßen wurde ich von der Prosa Célines, von Brochs *Esch oder die Anarchie,* von Arno Schmidt, dessen rechthaberisch kleinbürgerlicher Filz mich auf Touren brachte, durch Satzzeichen und Kursivdruck rhythmisiert. Weiß er nicht, daß er seitenlange Gedichte schreiben könnte? Wer traut sich, bei ihm einzudringen und auf seinen Zettelkasten zu hauen, damit die penible Ordnung ein wenig durcheinandergerät?
Auf Deutsch wird alles schwieriger. Unsere Sprache ist grob, kitschig, süßlich, fett, breiig, ist umständlich und ungenau, dehnt sich, hat, besonders in der Philosophie, eine Art von substantivischer Blasentechnik entwickelt, die für eine neue Sorte von Comicstrips vorzüglich geeignet wäre. Sie ist hoch und niedrig, doch verläßlich ist sie nicht. Das ist natürlich keine neue Entdeckung, einige hundert Jahre deutscher Gedichte liefern dafür Beispiele. Liebe und Trauer, Begeisterung und Schmerz, Gott und Teufel waren die Gegenstände der Gedichte gewesen, was nicht nur mit dem jewei-

ligen Zeitgefühl zusammenhing, sondern auch mit der Sprache. Entweder sie stelzt oder sie kriecht, aber auf Erfahrungen des täglichen Lebens will sie sich nur ungern einlassen. Sie ist unsicher.
Das könnte ein Vorteil sein, denn Alltägliches ist immer mit Gefühlen belastet, die wir alle zu kennen glauben. Es sind die kleinen ungenauen Worte, die ich verehre. Sie beginnen zu schillern, drücken je nach Laune diesen oder jenen Grad an Freude, Mißmut, Eifer, Stolz, Wut und Erschöpfung aus. Eine Sprache, die leicht assimiliert und beinahe so reich an Worten ist wie das Englische, könnte Stimmungsberichte aus den Leuten filtern. Es könnten wenigstens Erlebnisgedichte entstehen, die durch ihre Fülle an Geschehnissen überwältigen würden. Und die Parabel, die viele bei Gedichten noch suchen, würde sich dahinter von selbst einstellen. Denn das Material ist den Lesern bekannt, kann von ihnen kontrolliert werden.
Aber ich finde diese Gedichte noch viel zu wenig in unserer Sprache. Stattdessen muß ich Gebilde lesen, die irgend etwas Höheres anstreben. Glück, Schönheit, Häßlichkeit und Schmerz, um einmal vier Lesebuchinseln zu nennen, schwimmen in Wortsoßen. Es ist, als habe ein Gedicht in dem Augenblick, wenn es geschrieben, gemacht wird, nichts mehr mit uns zu tun. Da jammert einer im römischen Frühling über den Benzingeruch, ein anderer will ausgerechnet einen bestimmten Baum verehren, der gefällt werden soll, weil er auf der Trasse einer geplanten Straße steht. Kindheiten ziehen sich zu sehnsuchtsvollen Gerüchen und Tönen zusammen, eine Geliebte wird scheinbar rücksichtslos demontiert, als seien bei uns sexuelle Vorgänge so bekannt und beliebt wie Ölheizungen. Aber übrig bleibt immer der Schreibende, der weiterklagt. Würde ich einen Wortkatalog aus Gedichten zusammenstellen, könnte ich wahrscheinlich nachweisen, daß Lyriker so wehleidig sind, weil sie nichts wissen. Bei uns haben Gedichte zum Beispiel kaum mit den Umgebungen von Sekretärinnen, Bauern oder der Verpackungsindustrie zu tun. Sie sollen etwas Besseres sein, also etwas, was man nicht liest, sondern schmeckt, in sich einsickern läßt.
Diesen Rezeptcharakter hat die Prosa längst verloren. Parabeln und Weltmodelle werden nicht mehr vorgetäuscht, denn niemand kann sich bei dem Angebot an Informationen und ihrer Verzerrung durch Zeit, Gefühle und eigene Erlebnisse noch vorstellen, dafür einen brauchbaren Dachverband zu finden. Trotzdem machen viele Lyriker im alten Stil weiter und sind buchstäblich altmodisch geworden, eine Sorte Menschen, die sich mit viel

Kosten in Hochhäusern Nürnbergerstübchen einrichten. Den Lift hinauf benützen sie natürlich gern. Die meisten begreifen noch nicht, daß zum Beispiel die Naturwissenschaften numerisch arbeiten, das heißt, daß ein Ding in Bezug zu einem anderen Ding gesetzt werden kann, das auf jeden Fall, aber nicht gleichzeitig zu allem. Das ist eine brauchbare Methode. Wir, die wir in ein Netz von Bezüglichkeiten verwickelt sind, müssen mit dem Allernächsten beginnen und nicht mit Sprüchen, die schon seit Jahrhunderten benützt werden.

Als die Physik den Atomkern fand, glaubte sie, unteilbare Bausteine entdeckt zu haben, sie hoffte, mit bleibenden Konstanten rechnen zu können, machte ein Modell. Inzwischen werden in viel stärkeren Ringmagneten die Teilchen noch mehr beschleunigt, so daß sie beim Aufprall in noch kleinere und kurzlebigere Stücke zerfallen, die auch Spuren hinterlassen und neue Bezugssysteme denkbar machen. Gleichungen, die gerade erst gefunden wurden, sind schon überholt. Die Physiker reden von Teilchenverzweiflung, also einerseits von einer Verzweiflung, weil die elektrisch geladenen Krümel noch kleiner werden, andererseits auch von der Furcht, es mit immer mehr Teilchen zu tun zu kriegen, deren milliardste Auftrittssekunde in keinem Verhältnis mehr zum Aufwand der Apparaturen steht, die zu ihrer Herstellung nötig sind. Ich könnte bei so viel Überfluß vor Neid platzen, als Laie klatsche ich vor Begeisterung. Dieselbe Utopie finde ich wieder, wenn ich an eine Handbewegung denke, als meine Frau gestern morgen ihre Tasse voll Kakao zum Mund hob, trinken wollte, aber jetzt breche ich ab, denn ich möchte schreiben, was sie dachte, fühlte, was um sie herum vorging, welche Rolle das und jenes spielte, vielleicht Einfluß hatte, wozu ich auch gehöre, bei der ersten Fingerbewegung mehr als auf der Kurve nach oben oder nicht, bevor die Lippen den Tassenrand berührten, pedantisch möchte ich den ganzen Kreis beschreiben und ihn füllen und merke auch schon, wie mein Satz feierlich wird, ausholt, schreitet, emphatisch staple und ordne ich nicht nur Dinge, sondern bringe auch mich mit hinein. So genau und in seiner Vielfalt von Beziehungen und Erscheinungen, wie ich den Vorgang der Bewegung beschreiben möchte, kann ich ihn nicht zusammenflicken, ich stehe im Weg. Alles bezieht sich auf mich, denn ich erzähle. Wenn ich schreibe, schreibe ich im Grunde nur von mir. Alles was vorgestellt wird, sind meine Projektionen. Ich bin die Hauptperson. Und schon fühle ich, wie ich mich blähe, aufpumpe, Schenkel, Kopf und Bauch füllen sich, gleich werde ich, wenn ich nicht sofort

Luft ablasse, aufsteigen und davonschweben. Sobald ich in den Wolken wäre, sähe ich nichts mehr. Ich muß mich also so klein wie möglich halten, um überall dabei sein zu können. Ich will mich hineinbohren, will im Magen sitzen, in der Lunge, in den Schleimhäuten, will auf den Schultern mitreiten und in Ohren knien. Ich will unbescheiden gering sein, sonst erfahre ich nichts. Denn gleichzeitig muß ich auch groß sein wie alle in den Augenblicken, wenn sie verurteilen, zu spucken beginnen oder schon am Abzug reißen. Ich schieße mit.

Gierig suche ich nach den korrumpierten Ichs, die noch viel mehr Waren, Flugverbindungen und Vorurteile in Gedichten vor mir aufschichten, denn die Ordnung, die wir herstellen könnten, läßt sich nur in dem Material finden, das allen vertraut ist, auch denen, die nie Gedichte lesen werden. Viele behaupten, alles sei komplizierter geworden, schwieriger, vielschichtiger, was sicher stimmt, doch das bedeutet keinen Zuwachs an Definitionen, die in Gedichten sowieso nichts zu suchen haben, sondern daß mehr Informationen verarbeitet, mehr Beziehungen entdeckt werden müssen. Die Zeit der wohlfeilen Kalenderzitate, die Zuspruch vermitteln wollen, ist vorbei. Gedichte machen nicht besinnlich, eher mißtrauisch, besser noch sie bleiben fremd, obwohl die Inhalte allen bekannt sind. Lyriker sollten viel wissen und erlebt haben, damit sie sich getrauen, einfache Worte zu nehmen. Sie müssen fleißig bleiben.

Viele Gedichte beschäftigen sich mit der Natur, besingen Tang, Flechten, Gräser, Blätter, Bäume, Sonne, Mond und Sterne, auch Berge ragen gegen den Himmel, wobei es mir schwer fällt, mich auf diese Gegenstände einzustellen, ich finde sie langweilig, ich habe mit ihnen kaum zu tun. Mache ich einen Spaziergang, auch außerhalb der Stadt, dann fällt mir auf, daß Natur und Zivilisation überall vermischt sind. Ich muß bei ungünstigem Wind einen Umweg gehen, weil von dem Acker, an dem mein Laufsträßchen entlangführt, Fahnen von Kunstdünger wehen, den ein Bauer aus einem an seinem Traktor hängenden Kasten planvoll über das Feld verteilt. Vergleichsweise habe ich auch tausendmal öfter die Geländerbänder von Rolltreppen oder die Haltestangen von Omnibussen angefaßt als Baumrinde oder gar Flechten. Soll doch keiner der Gedichtemacher behaupten, daß das Glück auf dem Land ein glorreicher Zustand wäre. Es bleibt eine Projektion von vielen und bestimmt nicht die wichtigste. Natur ist etwas, was sowieso da ist. Wer in einer Mühle wohnen will, braucht viel Geld für den Umbau, denn auf Zentralheizung will niemand mehr

verzichten. Diese Saisonelegiker, die im Frühjahr die Blüten und im Herbst die Kartoffelfeuer riechen, sollen endlich ihre Autos, in denen sie sitzen, auch mit ins Spiel bringen, dann werden sie vielleicht wieder lesbar.

In den meisten Gedichten wird die Zivilisation als etwas Negatives beschrieben. Viele Lyriker scheinen das Fahren zu hassen, Maschinen personifizieren sie gern, aus Büchsen essen sie auch nicht, an das elektrische Licht haben sie sich inzwischen gewöhnt. Sind sie stramme Wanderer, eifrige Turner, Fußballspieler, Bobfahrer? Sie trauern den Prioritäten nach. Doch wenn nur sie allein mit einigen Auserwählten über die Autobahnen fahren oder Ravioli aus Büchsen essen könnten, ich glaube, wir würden mehr darüber lesen. Verärgert flüstern sie von einer Handvoll Schmerz, die sich über den Hügel verliert, suchen nach historischen Vergleichen, sagen Undine und fühlen sich ausgeschlossen. Ich fürchte, sie sind es auch.

In einer anderen Sorte von Gedichten werden Zivilsationsmerkmale als aparte Versatzstücke verwendet, die Aktualität vortäuschen sollen. Natürlich sind Gedichte genau so zeitgebunden wie andere Literaturformen, aber Worte wie Neon, Chrom oder Plexiglas sind schon viel länger im Sprachhandel, als sie in Gedichten auftauchen. Lese ich sie trotzdem, sitzen sie meistens wie Talmi zwischen den Wortverbänden, die aus den weihevollen Zeiten stammen, als in Gedichten die Gegenstände noch nicht nach Gewohnheitsgraden sortiert wurden, sondern nach ethischen Werten. Bei dem Wort Birne denke ich eher an Glühbirne oder Thomasbirne, zu denen andere Umgebungen gehören, als an die, wette ich, eßbare Birne, die ein Kollege meint. Ich esse auch gern Birnen, aber wer sitzt schon im Baum und schüttelt. Wir alle kennen jedoch den Trickfilm im Fernsehen, der Birnen anpreist, den Syrup rinnen läßt, wenn die geschälten Hälften mit einem glitschigen schmatzenden Laut, der genau dosiert gerade noch hörbar ist, was wir alle durchschauen, weshalb wir uns über die merkantile Absicht freuen können, so subtil abgefeimt und zugleich freimütig ist das Einverständnis zwischen Hersteller und Konsument geworden, wenn diese verdammten Birnenhälften also endlich in die Glasschüssel rutschen Tag für Tag zur selben Zeit, wir können es ein- und ausschalten. Wem fallen da nicht Unterschiede bei der Behandlung des Wortes Birne in Gedichten auf? Soll ich auch noch von dem Wort Kapsel beginnen, dessen Weltraumgeruch nachgerade qualmt im Gegensatz zum Döschen, der Schachtel oder dem Gehäuse, in dem ein Eremit auf Erlösung wartet? Ich

würde sagen, gute Voraussetzungen für Gedichte sind nicht Bildung und Gefühl, sondern Erlebnisse. Wir leben jetzt.
Natürlich gibt es auch politische Gedichte. Sie sind dafür oder dagegen, das heißt eigentlich mehr gegen die gerade herrschende Gesellschaftsmajorität, jedenfalls kenne ich keine ernst zu nehmenden Beispiele, die, sagen wir, die christlichen Parteien loben oder sich in der Koalition ebenfalls gemütlich breit machen wollen. Kritik war schon immer ein Anreiz zum Schreiben. Parolen erfahren wir aus Zeitungen, aber zur Illustration der Gesellschaft sind Gedichte auch nicht geeignet. Denke ich an die Soziologie, fällt mir zunächst Vieldeutigkeit, Verwirrung ein, und ich könnte, um mich dagegen zu wehren, so wie der Idylliker um sich schlagen muß, wenn er in einen seiner Bienenschwärme gerät, Wut in mir erzeugen. Ich will nicht wie alle sein, ich will Ruhe, Weisheit oder permanenten Genuß, ich weiß aber, daß ich wie alle bin, ich schreibe nur. Die Utopie macht mich ungerecht. Jetzt bin ich für die Politik unbrauchbar geworden, mit einem Gedicht könnte ich jedoch beginnen. Ich habe kein schlechtes Gewissen und muß die Demokratie nicht ständig wie die Älteren mit Sorgenfalten loben. Ein politisches Gedicht, würde ich sagen, ist auf jeden Fall dagegen, weil ich selbstverständlich andere Möglichkeiten zusammenknüpfen möchte als die, die gerade funktionieren. Was sind schon Gedichte gegen die Macht der Krankenkassen! Das ist kein weinerliches Geheimnis.
Gäbe es noch die Bildungsgedichte und prophetischen Gesänge, die ohne einander nicht auskommen. Die einen beschwören und verdammen abendländische oder östliche Schätze, die anderen sammeln Beweise und Flüche, um eine Zukunft aufzubauen, die ziemlich wackelt, weil sie zum größten Teil aus Methaphern besteht. Der Griff in die Bibliothek oder Wolkenformationen, die in silbrigem Licht schwimmen, du lieber Himmel, man muß einmal nach einem Transatlantikflug in den Warteschleifen über einem New Yorker Flughafen gekreist haben, wenn beim Blick aus dem Fensterchen die vierstrahligen Maschinen der ALITALIA, KLM, SABENA, PANAM, TWA, IBERIA, EL AL, QUANTAS, BOAC, SAS, TAP, JAL, VARIG und AVIANCA über eine Stunde neben, über und unter einem hängen. Und dieses Karussell funktioniert auch noch. Da mögen Dantes Höllengeschichten noch so anschaulich sein, ich brauche zu neuen Bildern eine andere Sprache, denn angeschnallt warte ich im Leichtmetallrumpf auf die Landung, knipse den Lesestrahl über mir ein und aus, muß mich strecken, um den klebrigen Bakelitknoten der Luftdüse zu schwenken, ich höre

weiche Musik, paraffinierte Verpackungshüllen sind bis zu den Knien der Passagiere hochgewachsen, nach sieben Stunden Flug ist die Economy Class voll Schutt, Kotzschwaden, Schwitzflecken, neben mir sitzen zwei Negerkinder mit Tonknöpfen im Ohr, der Western in den schräggestellten Fernsehgeräten auf den Handgepäckfächern neigt sich dem Ende zu.
Gedichte sind keine Romane, keine Erzählungen, keine Hörspiele, keine Theaterstücke, sie sind von allen auf jeden Fall die viel kleinere Ausgabe. Zunächst würde ein einziger Einfall für ein paar Zeilen genügen. So ein Häufchen, ein wenig geordnet und in Schwung gebracht, kann wie ein Gedicht gelesen werden. Kleinigkeiten, würde ich nochmal sagen, Gedichte macht man eben nebenher. Ein, zwei Ideen, ein paar Zeilen, die traurig, witzig, überraschend oder aggressiv klingen, und schon bin ich mit meiner Montage fertig. Ich stelle mir Filmausschnitte vor, willkürlich herausgenommen und möglichst kurz wieder zusammengesetzt. Es wird mir, um die disparaten Bilder, die aparten Einfälle wieder hintereinanderkleben zu können, schon etwas einfallen, das ein Kalkül merken läßt. Wer kennt nicht die wehleidige Kaltschnäuzigkeit, wenn mit Umkehrungen wie zum Beispiel Morgenstund ist aller Laster Anfang gearbeitet wird. Die Allerweltsweisheit aus dem so genannten Volksmund hat sich in einen Twenwitz verwandelt. Worte wie Thomasbirne, Kondensstreifen und Laubfrosch haben in solchen Mischungen zwar Platz, sie gehen jedoch keine neuen Verbindungen ein. Mühelos kann sich die Werbeindustrie dieser Technik bedienen, die einen Massenartikel durch entgegengesetzte Attribute aufpolieren, liebenswert machen will. Wir sehen den Artikel nicht neu, er ist nicht größer, drängender geworden oder könnte von uns selbstverständlicher im Gepäck mitgetragen werden. Es mag hübsch klingen, wenn Kirchturmglocken etwas sagen dürfen oder eine Operationsschere sich nach Orangenmarmelade sehnt, wobei listigerweise die beiden Anfangsbuchstaben sich zuwinken. Der Surrealismus hat sich schon vor dreißig Jahren zum Fenster hinaus repetiert. Die Unverbindlichkeit der Montage erzeugt nichts, die Gegenstände bleiben isoliert. Sage ich nun Humanismus, der Mensch muß in der Mitte bleiben, auf dem Dach der Welt soll wenigstens ein Säugling sitzen? Es wundert mich immer wieder, wenn im Fernsehen mit besonderer Emphase gemeldet wird, daß zum Beispiel in Vietnam Frauen, Kinder und alte Leute getötet werden. Die Männer, die den Krieg machen, dürfen selbstverständlicher sterben. Geschlecht und Alter von Toten sind für mich zweitrangig. Die halbe Welt,

die noch Kriege erlebt, weiß doch aus Erfahrung, daß nie Unterschiede gemacht werden. Trotzdem wird ständig versucht, uns einzureden, daß irgendeine Konvention ein Fortschritt sei. Diese Anbiederungstaktik ist widerwärtig lächerlich. Sie töten, werden getötet, möchte ich öffentlich sagen hören, das ist ein Satz, der mich interessiert. Denn ich spreche immer noch von Gedichten.

Nach Auschwitz könne es keine Gedichte mehr geben, schrieb einer und ein anderer klagte, was das für ein Zeitalter sei, in dem ein Gedicht über einen Baum fast einem Verbrechen gleichkäme. Das vorschnelle Sinnbedürfnis, das in beiden Aussagen steckt und besonders von Gedichten verlangt wird, reizt mich zum Lachen. Natürlich bin ich auch auf der Jagd nach Ursachen, aber ich will kein Hebelgesetz finden. Gegenwärtig bin ich mit meinen Schreibbedingungen zufrieden und werde nicht traurig, daß meine Erfahrungen anders sind als die von Adorno und Brecht. Ich kann schreiben was ich will. Vielleicht, stelle ich mir vor, würde ich als Gefangener in der Zelle, als ein zum Tode Verurteilter anders schreiben. Würde ich überhaupt Verse machen? Ich weiß es nicht, ich wehre mich dagegen, in historische Zusammenhänge von Worten wie Diktatur, Kampf, Ehre, Folter, Niederlage, Tod zu schlüpfen, um dadurch der Literatur eine neue Wendung zu geben. Sie hat sie schon lange gemacht. Autoritätsansprüche langweilen mich. Die pathetischen Worte, die zum Beispiel Camus in seiner Nobelpreisrede gebrauchte, ärgern mich, bringen mich zum Gähnen, ich höre auf, sie nachzulesen. Die Millionen Toten, die die Deutschen gemacht haben, sind historisch geworden, sie haben nichts geändert. Ich kann von Photographien reden, die Erregung beschreiben, die sie zum Teil in mir wecken, ich lese von Prozessen, sehe Filme, kenne Gleichaltrige, die auch schon lange keinen Vater mehr haben, die Poesie sitzt in den Rissen des Materials. Die Sehnsucht nach dem Sinn ist nicht auszurotten, doch ein Geruch davon läßt sich bestimmt nicht auf der Kurzstrecke eines Gedichtes finden. Seine Schaltmechanismen sind bequemer zu handhaben als die eines Romans, der nicht so schnell zu einem Ergebnis führt. Die Schönheit liegt in der Menge der Details, ich will sie suchen, kalkulieren, stapeln. Es wird Zeit für Behauptungen.

Ich rationalisiere, übe die Redaktion über die vielen Wortverbände, Zusammenhänge, Umgebungen, Einzelheiten und Finten aus, ich schreibe das Gedicht. Es könnte mein einziges Thema bleiben, daß ich mich in die Fülle der Erfahrungen, in den Reichtum der Einfälle einführe. Der Identifi-

kationstrieb ist der Motor. Immer schneller und rechthaberischer greife ich da und dort ein, nehme das und jenes auf, Reim und Strophe können nur noch als ironische Zitate behandelt werden, ich habe keine Zeit, mich mit starren Formen aufzuhalten, ich muß wendig bleiben, trainiert, um jeden Augenblick neue Überraschungen verwerten zu können, bald habe ich nicht mehr genügend Luft, schon ziehe ich mit Kalendersprüchen die Notbremse oder naturalisiere durch eine scheinheilige Aufzählung. Ich bin immer noch die Hauptperson.

Es soll doch keiner so tun, als könne er sich ausklammern. Ob ich diese oder jene Rolle übernehme, als junge Mutter hinter einer Hecke des Stadtparks mich sonne oder an einer Theke lehnend behaupte, ich sei Tiefseetaucher, ich bin es immer wieder unter der Schminke, jeder kann mich entdecken. Genauigkeit und Gier stoßen mich voran. Da behauptet einer, er schreibe ein Gedicht und läßt die Welt schrumpfen. Es ist zum Lachen.

Die langen Gedichte, die inzwischen gemacht werden, sind immer noch zu kurz, sie müssen länger werden. Die Gesellschaft, in der wir leben, setzt sich aus Klößen zusammen, die gespalten, pulverisiert, aufgeweicht, verhärtet, verkauft und gegessen werden können, was weiß ich. Sind es gigantische Collagen, die ich lesen möchte, hymnische Reportagen, widerwillige Montagen, durch Rhythmus auf Touren gebracht oder unterdreht, bis die Grobheiten aus der Zeile fallen und mich zum Stolpern bringen? Oder suche ich nach einer Balladenform, die Western, Science fiction und vor allem die Soziologie schluckt, damit nichts mehr übrig bleibt, auf das wir uns zurückziehen könnten? Mir sind ein, zwei Gedanken jedenfalls zu wenig, mit denen sich Gedichte meistens zufrieden geben, diese flüchtige Trauer interessiert mich nicht. Dann will ich wenigstens an einer zusammengepreßten Materialsammlung scheitern. Ich wünsche mir Gedichte wie vollgestopfte Schubladen, die klemmen. Wer Metaphern anfaßt, verbrennt sich die Finger.

Die langweilige Hochsprache ist ein Gerüst, in dem der Mörtel der Mischsprache hängt. Dieser Brei aus Dialektkies, wässrigen Zeilen, Jargonbewegungen, Grammatikzement und Luft, Lücken, immer wieder Blasen, Löchern, dort, wo die Zeilen aufhören, abbrechen, Takt geben, Gedanken nicht ausgesprochen, nur angesteuert werden, damit der Leser auch etwas zu tun bekommt und sich freut, wenn er es entdeckt hat, ergeben zusammen mit den Gattungsnamen einen Betonwürfel, schlank, dick oder schief, darauf soll es bei einem Gedicht nicht ankommen. Aber halten muß es.

Während ich am Steuer sitze, sehe ich die obszöne Beweglichkeit meiner Zunge im Rückspiegel, wie sie Goldkronen abtastet, sich spannt, gegen den Gaumen wölbt, sich löst, wieder spannt, kippt, vibriert, in der feuchten Höhle steht und vorschießt. Mein Sohn, den ich wie jeden Werktag um diese Zeit in den Kindergarten fahre, sitzt aus Sicherheitsgründen hinter mir. Er wird etwas anderes als ich sehen. Draußen herrscht starker Verkehr. Ich muß aufpassen. Ich habe Bewegung, den offenen Mund, meinen Sohn, mich, das Auto, Zweideutigkeiten, den Kindergarten, ich könnte ein Gedicht machen. Es wird mir noch mehr dazu einfallen.

Günter Herburger
soso Vietnam aha

Was weiß ich, was wißt ihr, was möchten wir gern wissen,
jetzt wenn ich schreibe, ein großes Thema suche wie damals,
als ich nachts auf dem Fensterbrett saß und nichts mehr half,
Glühwürmchen, Flötenspiel, die dicken Weiber, die ich haben wollte,
beinahe wäre ich gesprungen, mir tat das Kreuz weh.
Mein Vater in Uniform, ein Brustbild, das mich rührt, wenn ich
an geschätzte Belichtungszeiten denke, Entfernungsmesserschritte
zwischen Opfer und Selbstauslöser, da wurden neulich am selben Tag
ein Lagerdenkmal geweiht, ein Soldatenfriedhof
und ein Arzt, der Juden geholfen hat.
Was bleibt denn übrig vom sonntäglichen Kolonnenverkehr
wenn ich im Hubschrauber sitze und Stauungen peile,
ich biege nicht Teile vorsichtig wie ich Ausdrücke feile,
sage einweisen, zum Fließen bringen, denn mehr
geben von weit weg gesehen Karambolagen nicht her.

Seinen Jazz haben in den neuen Pulloverfarben mit Sekretärinnen,
die auch einmal hemmungslos paarweise keuchen möchten,
ohne sich schämen zu müssen, obwohl einer zuschaut, der notiert,
so soll es doch sein, jugendlich spontan zwischen Erdteilen,
Umarmungen, die zu Puddingschlachten werden.
Mein Jagdstand ist der Frühstückstisch, wo ich ein weiches Ei
Bissen für Bissen auf Nachrichten verteile, die nacheinander
gekaut werden, ich brösle Toast, überschlage Kalorien,
spüle mit Tee nach, schmecke wie üblich genau
und wenn ich meinen Sohn, der hinter mir sitzt,
in den Kindergarten fahre, sehe ich im Rückspiegel
meine Zunge, die Goldkronen abtastet,
kippt, vibriert, in der feuchten Höhle steht und vorschießt,
draußen herrscht starker Verkehr, ich werde aufpassen müssen.

Oder vor dem Fernsehkasten auf der Lauer liegen,
denn jetzt könnte ich schreien, wenn endlich wieder geschossen wird,
sie sollen Gefangene köpfen, pfählen, auf dem Boden gespreizt
lebendigen Leibes, wie es heißt, ausweiden, man sieht es nicht,
hört nur davon, fliegt über dem Dschungel mit,
auf dem der Flugzeugschatten, dann ein Feuerball liegt,
geliertes Benzin klebt fest, frißt brennend durch die Haut,
Großvater sang, das Gewehr sei des Soldaten Braut.

Sitzend auf meinem Balkon in der windgeschützten Ecke,
prüfe ich die Aussicht, sehe Häuser, Straßen, Nachbarn,
auf die ich je nach Laune hinunterfluchen kann,
mit dem Klappmesser fuchtle ich, wenn mir nichts mehr einfällt,
wie ich es im Kino gelernt habe, am Schreibtisch, Dreck
wächst unter den Fingernägeln, wird täglich entfernt.
Heilige Mutter Gottes von Portugal, Spanien, Griechenland,
wo ich in der Sonne gegammelt habe auf Freitreppen,
als ich photographiert wurde im Hagel von Zigarettenkippen,
immer laut ein fröhlich hüpfendes Beispiel, solange ich
für die nächste Nacht eine Platzkarte der vielsprachig
gerammelt vollen Jugendherberge in der Tasche hatte,
Mama schickt Geld, hat den Schein in Kohlepapier gewickelt,
damit er bei der Briefkontrolle unterm Röntgenschirm
nicht sichtbar wird, notfalls auf dem Domplatz
im Schlamassel jedem den Paß zeigen,
wenn Arbeiter mit Steinen werfen, das schützt,
wer Angst bekommt, fährt gesund nach Haus.

Das weiß ich, kann von jedem wiederholt werden,
der noch ein bißchen Bewegung will nach den Indianerspielen,
als wir unter Wasser saßen und aus Schilfstengeln Luft lutschten,
Bambus hängt in der Blumenecke, Reis esse ich gern,
Diskus, Weitsprung, Schmetterlingsstil, was haben wir gelernt,
verdammte Scheiße, da gehen wir hintereinander
auf abgesperrten Fahrbahnen
mit Plakaten und Kinderwagen als Sturmgepäck,
einige haben Sandalen aus Autoreifen an.

Jürgen Becker
Momente · Ränder · Erzähltes · Zitate

hier,
    wo immer das ist: das ist jetzt die Frage
(jetzt immer): was ist und was drankommt,
                                hier
ist jetzt . . . /
            neuerdings wieder nachts,
in diesen Träumen, diesige weiße Pisten
und plötzlich die heiße Last der Luft,
                                Miami
wirklich, wie
            zehn, täglich, Zypressen vor Augen,
Quadrat-Himmel drüber. Luft.
Brauchbarer Blick zum Ausruhn, wie jetzt,
in der heißen Stille
                von hier
fortgehen   kommt
der ganze Sommer noch (?)

Kein Sommer gewesen; gesagt vor zehn Jahren
unter einem Teerdach, kalt und naß, mit Löchern
von Krähen . . . (gewesen.
gesagt. geblieben.)
                und seither
das Fortgehen aus dem weißen Haus unter den Pappeln
du bist immer fortgegangen
ein Kind
        und weiter
fort
    flog er zum ersten Mal
                und weiter

wechselt die Häuser:
lebt jetzt in anderen Städten

Immer unterwegs so
– *Regionalismus*, den Hut
setz ich mir wieder auf, wenn ich ganz alt bin;
nun fragt eine Rivista an: Roma
ha un ruolo nel suo nuovo libro?
Zunächst Zypressen.
Kiesweg.
Katze kommt vom Dach nicht runter.
Beppino und Poststreik.
Ich will eine Eidechse sein.
Wasserstreik.
Im Winter haben wir ganz schön gefroren.
Krieg der Ateliers.
Quasi Reihenhausidyll.
Frauen. Kinder. Wäscheleinen.
Mauer ums Ganze, den Park.

. . . *und in dieser Stille* . . . kann man (Ehrengast)
nur sagen von einer gewissen Schwerhörigkeit an;
ELEZIONI COMMUNALI:
im Dröhnen, wochenlang,
der Lautsprecherkämpfe schläfts sich schlecht
in unsrer Lorbeer-Kolonie;
Hammer & Sichel
sah ich erst wieder, ganz legal,
auf der
Piazza Bologna
kreisen
mit Horst-Wessel-Lied die Fiats 500 des MSI.

Gestern: ist
eine Verdunklungslandschaft – Ich
halte sie unvollkommen besetzt
mit meinen Thyssenhütten, Fahrrädern;

dem Jahrgang 40 soll ich mal singen
von Zarah Leander
und sagen was *Dienst* war und
Menschenfressen-Spiel
im Grünen Herz meines Landes,
Gestern:
ist eine Totenkopf-Heimat:
ich verzichte,
hisse Eimer
(im lebendigen Kopf
ein Speicher mit all dem Früheren voll).

Das Haus im Forst steht weit entfernt.
Die Fahrräder der Kinder
liegen wahrscheinlich umgefallen auf dem Gartenweg.
Die Gartentür steht wahrscheinlich wieder offen.
Die Terrasse müßte um diese Vormittagszeit
von der Sonne hell beschienen sein.
Möglicherweise alles nicht.
Was passiert denn.
Angst vor dem Möglichen.

VOTA (Sotrop
schreibts in seine Bilder, wenn
er nicht eben *einen lupft* oder *schnackt*
bei Bianchi); wochenlang (wieder; im Dröhnen . . .)
in unserem unpolitischen Herrenpark
pickt Remo (weiße Tauben, blöd und fett, morgens
dazwischen im Mais) nach den votierbaren Programmen
vom Himmel; der Himmel
wird Werbefläche hier, ewig (heißt es, wie alles), und
Remos Kokeleien machen nichts
vom Krankheits-Dunst über Nordrhein Westfalen;
und was da flattert (friedlich, faul),
sind nicht die Uhus von Gelsenkirchen –
(denk dran [aber Du schreibst ja im Brief]:
an unseren Wahlnachtjammer in St. Pauli.)

's ist Wind:
ist alles was man hier weiß

Du
weißt noch, September letztes norddeutsches Jahr,
in dieser Schnapsnacht, als unser Berliner Zampano
die letzte SchlechterVerliererSzene schmiß, sodaß
die christlichen Bildschirme grinsten, sodaß
ich nachher ins Kissen biß und
gelähmt lag –
Du
weißt nicht: wie ich mit schrieb, sagte
verändern
(einst)
– gelähmt
weiß ich nicht und mache weiter:
es geht ja weiter
entschieden unentscheidbar,
das weißt Du,
daran halte ich nicht fest
im Zweifel / nur im Zweifel
bin ich nicht und halte doch *still*, nur
den Zweifel, sonst nichts, im Rücken
sage ich weiter verändern, frage ich
wie aber was –
Du weißt nicht,
ich kann es Dir nicht sagen,
Du weißt noch,
September, daß ich gelähmt lag und
still war,
bis jetzt

nicht
in Ruhe gelassen
– hier –
in der Ruhe der Insekten und Statute (denn
weiter die Geräuschanlagen im Kopf): pluralisiere

ich mich weiter.
Stimmen. Wohin
er geflogen ist, und in welchen Städten
wir leben. Mit Statussymbol. Vergammelt. Aus
öffentlicher Hand. Fulltimejob. Che gioia vivere.
Diese Lippen auf Lippen. Alle Augen unterwegs.
Ein Ohr in der Gruga-Halle, eins
in der Brandung vor Big Sur. Sie schliefen
in Zelten und Jugendherbergen. *Im Park*
in meinem Pavillon . . . verträume ich . . .
glückliche Stunden.
Und via Grammatik
verteilt man sich weiter und der Kopf ist
noch immer ein Globus
(Miami
erst *wirklich* zum Beispiel) (Wirklich auch
Mister John Faulks: »Sucht Erdöl in der Nordsee.
Studiert Wahltrends in England. Baut Staudämme
in Malaysia. Ohne London zu verlassen.«).
Ohne
Wirkliches zu verlassen (mit Zucker und Löschpapier
für die *Reise*) entfernen wir uns
in (: ich weiß ich verschleiße) *wirkliche* Luft,
Landkartenträume, neue Gegend –

und wo ist,
was sich Rom Roma Rome Rome nennt:?
»Ich kann also Rom nicht beschreiben«,
schrieb Brandys, kein Alibi, »denn ich habe
Rom zu stark erlebt, mich selbst aber zu wenig
darin –«
der polnische Standpunkt, denn *Sie*
machen doch Ihr Vorhaben wahr und schreiben
ein Buch über . . .
nichts
als dies
von Augenblicken

etwa:

GRÜNES
(Ampel oder Wiese) und
Rosi Berndt in der Hängematte
(Weizen
felder)
– – – Fiumicino, Mole von, 9 Minuten
Sonne sank
/ Fische
springen in den Weg oder
übers Glasdach streicht die graue DC 8.
der seltene Lärm des Regens
morgens
ein älter gewordenes Gesicht
– nach Heu riechts
im Forum . . . der heiße Mittag dauert
so lang wie ein ganzes Jahrhundert und
plötzlich
passiert nichts mehr
/ Tevere: fern
wie ein Ganges und
(Tiber)
der Geruch der lateinischen Klassenzimmer
Dann
lädt Luisa Spagnoli ein vor Mitternacht mit
weißen Mannequins glitzert es Mitternacht Mila
Schön aus Milano
und Donna Rachele erhält
das fehlende, würfelgroße Gehirnstück zurück.
Sonst
ist nichts los heute
setzte einmal die Erinnerung aus
und ich sagte mir eigentlich sind ganz schön
nicht nur diese Bäume

im Park nachts
kämpfen die Katzen, und Himmel und Sterne,

was ist damit.
Der Kiesweg bewegt sich. Das sind die geblähten
Kröten. Es gibt nur noch Tiere, und es ist wie
im Frieden, der bald aufhört.
Es gibt nicht Tiere genug.
Hoffnungen in diesem Dunkel.
Fledermäuse zerschlagen die dunkle Luft.
Die Trümmer dieser Luft.
Das sind die Geräusche der Trümmer im Frieden,
wenn er aufhört.

Donnerstag. Wir fahren fort *in einem Werk,*
das noch nie so ohne Hoffnung schien, Donnerstag
heute und das ist nur ein Beispiel,
Donnerstag, denn
es sind Jahre, Fortsetzungen, Flüge, Brüche, Beispiele
und Donnerstage mit einer Erinnerung
zum Beispiel an gewisse Alsterschwäne und
einen Frankfurter Schlußsatz, mit Sätzen
zurück in Sätze nach vorn in tote Wochentage
mit trostlosen Geräuschen; heute genug; und
das große Verschwinden der Sätze geht weiter wie
das Älterwerden bis zum Abend; so
leben wir noch weiter

und wir liegen im goldenen Sand
bedeckt nur mit den Brillen der Saison
– ach
ich möchte irgendwohin wo es regnet
den ganzen Tag
auf der flimmernden Küstenstraße stieg der Staub
hinter uns auf und wir litten wenn die See
wir nicht mehr sahen dann hüpften wir die Felsen
hinab
es ging dann los mit Verstärkern über
die Brandung dröhnte der Sound weg so hört man
ja die Einschläge nicht der Napalmdinger

unter Palmen
finde ich es herrlich an nichts zu denken
denn
unseren Kater schliefen wir immer am Stand
aus und wenn er pistenhart war fuhren wir
drauf weiter bis zu den nächsten Austern wo war
denn das noch
als Nancy, Nancy
mit ihrer gefräßigen Schlafzimmerstimme zwischen uns
müden Leuten herumfuhr da gab es immer nur
ein Hochkommen wenn zwei Jungens mal verschwanden
in den Büschen
geh –
mach die Musik von damals nach
und überall
tauchten welche mit Transistoren auf am Ohr was
war denn passiert die chinesischen Grenzen sind
doch werweißwo dreht doch mal auf Monte Carlo
und die Paraden der Delphine sahen wir mit
unseren Gläsern weit draußen
so liegen bleiben
bis wir anderswo
wo alles ganz anders ist
glücklicher werden

überall wo man GOOD DAY SUNSHINE singen kann
ohne Kopfschmerzen morgens
fliegend
wo man nicht immer von vorn anfangen will
wo man sagen kann hier habe ich kein Heimweh mehr
mit lauter Regen wenn man laut Regen gesagt hat
unter Leuten die man sich vorher aussuchen kann
ohne gleich husten und niesen zu müssen
jahraus jahrein
unten wie oben
wo genug Parkplätze sind
warum nicht bei Inge

wer will auch bei Wasser und Brot
auf Helgoland nicht
wo man nicht wieder wer ist
wo jeder seinen Transvestiten heiraten kann
allein wenns zuviel wird
wos nicht zuviel wird
auf einem Diwan in Petersburg
bei den Verrückten von Waikiki
wo der IBM-Mann nichts mehr zu regeln hat
am Marterpfahl und Modesty Blaise beißt dich los
nicht erst wenn man tot ist
im großen Goldsalon der Wüste
chez nous
im Mittelmeer wenn die 6. Flotte gut aufpaßt
sonntags immer
montags in grünen Gummistiefeln
dienstags Wilder Westen
mittwochs wieder mit Schnellinger
donnerstags in der Erinnerung
freitags durch die Luft und so weiter
samstags in der Beringstraße
ohne daß man gleich kalte Füße kriegt
und nicht erst wenns wieder zu spät ist

sicher wächst uns wirklich bald die Gabe zu *die Welt*
zu schaffen in der sich der Leser glücklich fühlt
wo überall wo unsere Maschinen grade niedergehen schon Peter
S. uns erwartet und schon *haben wir schon ein paar*
Beschwerden bekommen denn ganz sicher ist uns die
vollkommene Fiktion aus den Händen geglitten
und wenn wir nicht bald einen Gang höher schalten
ganz sicher können wir die *Nr. 1* dann wieder
in den Rauch schreiben *wir hoffen wir müssen*
das nicht noch einmal sagen Ed und
wenn einige Leute denken wir würden klein bei
gegeben haben halten wir dem entgegen daß wir weder
von unserer elenden Zähigkeit noch von unserem herrlichen

Optimismus auch nur soviel aufgegeben haben daß
bei irgend jemand auch nur ein leiser Zweifel aufkommen
kann undsoweiter *seitdem haben wir Ed Ost nicht aus
den Augen gelassen* und wenn wir nicht bald wieder zum
Zuge kommen nicht wahr das hört sich schon komisch
an dann ist der Zug nämlich abgefahren und darum machen
wir weiter und erzählen jetzt die Geschichte von den Eulen
in Island erstes Kapitel es gibt keine Eulen in Island

aber
es war immer einunddasselbe Gesicht
NICO
es war immer einunddasselbe Gesicht
NICO
(from Cologne)
es war immer ein Lidschlag
drei Stunden
ein Lidschlag: nach dem andern
und
es war immer
NICO
einunddasselbe Gesicht
bis
drei Stunden
ein Lidschlag: nach dem andern
Andy Warhol
aber
es war immer einunddasselbe Gesicht
dunkel
macht

und noch in der selben Nacht, in der wir,
ich weiß nicht woher, spät und erschossen heimgeschlingert
kamen, ins MARTINIQUE,
begriff ich,
morgens erst so gegen sechs, nachdem ich ein paar Mal
gegen die Wand gedonnert hatte, vergeblich, und

hinübergerannt war und da Ruhe verlangt hatte,
vergeblich,
warum der Beknackte mit seiner Sonnenbrille
nachts in seinem schwarzen Zimmer, dieser Bekokste, das
war er, immer
einunddieselbe
Single laufen ließ:
PERCY SLEDGE –
ohne Stop, bis ich wie gesagt
mit den Nerven an den Rand geriet, immer
dieselbe Scheibe, bis ich, morgens als die Negermädchen
in den Gängen draußen anfingen, endlich selber hinein
geriet und mitdrehte und
begriff –
ich weiß nicht warum;
aber das wars ja immer,
die Art von amerikanischem *Zustand*, in dem ich immer
(einunddasselbe)
begriff und nicht wußte warum
und nur wußte:
ohne Stop, immer höher, weiter,
bis es dunkel oder hell wird.

Aber. Mr. Twombly,
was heißt denn nun
CNIDIAN . . .
das fragten wir uns schon, als das Plakat kam
mit dem verwischten Trapez drauf und
CNIDIAN . . .
jedenfalls fuhren wir abends hin; da standen jedenfalls
schon Berndts grinsend vor der Tartaruga-Galerie, und
als wir fragten, wieso denn . . .? sagten sie, grinsend,
alles voll da oben . . .
jedenfalls stiegen wir
doch hinauf und natürlich war alles leer dort
und wenn einer kam, ging er gleich wieder, und
wir nur standen da und warteten, daß

etwas noch passierte . . .
es passierte aber nichts,
nur diese Trapeze auf den weißverschmierten Flächen
und
CNIDIAN . . . kapierten wir nicht und nichts
passierte weiter als weiter dies Grinsen . . .
ich rief dann
nebenan im Rosati unsere Poetessa an (nein wir kapieren
auch nicht und das hat keinen Zweck nichts los auch
da oben und keiner da) und wir zogen jedenfalls dann los
in die Via Bocca di Leone . . .
wirklich fuhr sie doch
unseren geliebten HARPER auf und wir
erzählten ganz ausführlich was alles nicht passiert war
(und immer noch sagte ich, da haben wir bestimmt was
verpaßt und wollte also gleich noch mal hin . . . aber
wir gingen dann essen und trinken und in der Nacht noch mal
zurück zu HARPER) . . .
und wir besprachen
auch noch die Schrecken der letzten Monate und
die möglichen neuen Querelen; nur kam ich nicht an
mit meiner alten Automaten-Theorie,
mir wars ja selber dann egal, denn wir freuten uns ja,
daß *im nächsten Jahr wir alle reich sein werden,*
und ich fragte auch nicht mehr,
warum
Cy Twombly nicht gekommen war . . .

und (das
fiel mir gestern Abend noch ein, als plötzlich alles
Licht ausging und ich mit Boris seinen roten Kerzen
weitermachte) wir hatten uns noch die feinen
Möglichkeiten alle der neuen IBM erzählen lassen
samt all den bürokratischen Hintergründen des Service-
Systems – ja,
dagegen hatte ich mein Gänsekiel-
System verteidigt,

und ich wollte damit sagen (und
das fiel mir wieder ein, als ich plötzlich in der Finsternis
mich wie einen prähistorischen Poeten sah):
viel weiter
reichen wir ja nicht (und das wieder im Zusammenhang
mit meiner alten Automaten-Theorie) als die Feder reicht,
deren Geräusch nichts stört
in der Welt
– aber es stört, das Summen der Maschine,
unsere elektrischen Poeten,
und auch das stört
nur sie und nichts in der Welt.

Dagegen . . .; nein,
die Fünfzehntausend in Nervis Palasport waren ja
schon ziemlich alle *in delirio*, als
endlich
die STONES in die Arena hüpften –
na schön,
Mick Jagger riß uns ganz schön auf, aber
ich blieb dann doch wieder ganz kalt und sah
dem Rauch in den Scheinwerfern der Kuppel zu (ich
setzte ja noch immer einen mehr auf
John Lennon und die andern)
und natürlich, ja,
kam dann auch das obligate Erinnern an
SPORTPALAST
und sagte nicht auch einer: das
ist ja *faschistoid* . . .?
Jedenfalls, ich sagte:
diese grünen und roten Ragazzen
(5 Carnaby-Shops
in der Via Margutta: das ist die ganze AVANTGARDE
hier)
sind mir jedenfalls noch lieber als alle
Roten Garden;
und wenn

(wer sagte nun das schon
wieder)
beides auf dasselbe hinausläuft
(weil *dieser*
Elan mehr Zukunft hat),
dann, nächstens,
ist eben kein Platz mehr und (*eine sehr langsame*
Eskalation, versteht sich)
wir schießen zurück *(mit*
der Vernunft? machst du da sowieso nichts mehr)

Klaus Roehler
Die Leibwächter oder Der Präsident kommt

Ein Fragment

1

Unser Haar ist kurz geschnitten, das Nasenbein gedellt von dem Bügel der Brille, die uns vor der Sonne und zudringlichen Blicken schützt, der Mund ist, und wenn wir auch schweigen, immer geöffnet; wir atmen leise und gehen auf Zehenspitzen, jeder Tag hat vierundzwanzig gefährdete Stunden, unruhig ist unser Schlaf. Oft schrecken wir auf und sehen noch, ehe wir im Dunkeln zur Pistole greifen, das Blut des Präsidenten fließen, sehen noch das Entsetzen in seinen Augen, den vorwurfsvollen letzten Blick, der uns trifft; vergeblich wären unser Schrei, der Sprung auf den Mörder, zu spät käme der Griff unter die Achsel; wir stöhnen auf, wir greifen zum Telefon, das uns mit der Wache verbindet, und fragen, wie der Präsident die Nacht verbringt. »Er schläft«, hören wir dann, »Er hat sich zurückgezogen mit der Frau« oder »Sitzt am Schreibtisch« oder »Hat noch Besuch«: er schläft, denken wir, während wir hören, zieht sich zurück mit der Frau, sitzt am Schreibtisch, empfängt Besuche im Vertrauen auf unseren Argwohn, er lebt, denken wir, und nun sind wir ganz wach, im Vertrauen auf unsere Fähigkeit, zu erkennen, ehe er erkannt wird.

2

Morgens gegen acht Uhr steht der Präsident gewöhnlich auf. Zu dieser Zeit hat uns Herr Bess schon auf den Tageslauf und auf die Stunden vorbereitet, die unsere besondere Aufmerksamkeit fordern werden. Längst sind wir auch die ersten Runden gegangen, haben eine prüfende Hand an den Schreibtisch gelegt, den Kasten der Standuhr geöffnet, die, ein altes Stück aus dem Besitz der Familie des Präsidenten, rechts neben der Tür zu seinem Arbeitszimmer an der Wand steht. Ehe wir uns bücken, setzen wir die Brille ab. Vergessen wir nicht, sagt Herr Bess, daß noch die berühmte Größe der Stecknadel sticht. Wir behalten im Auge, daß jeder Schrank Wand an Wand steht, jeder Teppich einen doppelten Boden legt, daß

jeder Heizkörper hohl und alle Stuhlbeine gebrechlich sind: und wenn er nur auf das Alltägliche fällt, jedem ersten Blick des Präsidenten geht ein letzter Blick von uns voraus.
Das Nahen des Präsidenten sagen wir uns über das Telefon an. Es läutet, wenn er sich von der Familie verabschiedet, es läutet, wenn er den Lift betritt, es läutet, wenn er den Lift verläßt. Beim ersten Läuten beginnen wir, die Minuten zu zählen. Kommt dann der Präsident den Gang vom Lift herab, atmen wir auf und lassen Hand und Uhr sinken. Er kommt etwas gebeugt, zieht die Schultern hoch, trägt den Kopf schief auf dem Hals; in den Händen, die Arme sind von Natur aus kurz geraten, hält er oft Papiere, die er zwischen den Fingern rollt. Im Vorübergehen nickt er uns, die wir schweigend an den Wänden stehen, zu. Manchmal streicht er sich über das Haar, während er uns zunickt. Gelegentlich beobachten wir, daß er auch die Standuhr grüßt. An uns ist er aber, wenn er ihr zunickt, schon vorüber; Herr Bess dagegen, der links neben der Tür zum Arbeitszimmer auf den Morgengruß des Präsidenten wartet, beißt sich dann auf die Lippen, denn während der Präsident der Standuhr rechts neben der Tür zunickt, setzt er auch den Fuß schon über die Schwelle und hat die Tür hinter sich zugestoßen, ehe er Herrn Bess links neben der Tür hätte zunicken können.
Der Tageslauf, der so beginnt, ist für uns eine Zeit der ruhigen Aufmerksamkeit. Alles, was geschieht, geschieht auf vertrautem Boden. Noch wenn wir die Augen schließen, übersehen wir jeden Busch draußen im Park, in dem der Amtssitz des Präsidenten liegt, durchschauen wir jede Wand, hinter der er sich gerade aufhält. Und wer sich ihm nähert, ist uns bekannt mit Herz und Haut und Haar, ist überschaubar in der Anfälligkeit, die er mit allen Menschen gemein hat.
Wir wissen, und wir nehmen die Vertrauten des Präsidenten nicht aus, daß jeder aufschreit, wenn er an den Ohren gezogen, daß er jammert, wenn er auf den Fuß getreten, daß er blind von Tränen ist, wenn er nur auf die Nase geschlagen wird. Der ganze Mensch, sagt Herr Bess, ist eine große offene Wunde: wird er mit Sachverstand angefaßt, schreit er auf und fällt um. Wir kennen die empfindlichsten Teile seines Körpers, tödlich sind unser Hammerschlag auf den Kopf, der Hieb mit der Handkante an den Kehlkopf, der Stoß in die Herzgrube. Wir wissen, wie man den Arm auskugelt, die Augen eindrückt; mancher von uns, dessen Sinne abstumpfen, der mit den Jahren steif wird, wechselt zu den Sanitätern über,

dort kann er seinen Sachverstand noch auf seine alten Tage nutzen. Sehr verletzlich ist auch das Geschlecht des Menschen. Wir hüten uns aber, ihn ins Gesäß zu treten, denn ein Tritt ins Gesäß, sagt Herr Bess, stachelt den Menschen eher auf als daß es ihn umwirft, versetzt ihn in eine um sich schlagende Wut, die uns einen Zahn kosten kann. Im Angriff vermeiden wir es, allein und von vorn zu kommen. Wir nutzen den lähmenden Augenblick der Überraschung, kommen zu viert, zu fünft von hinten, von den Seiten, von unten herauf, von oben herab; unter die Achsel, zur Pistole, greifen wir nur in der Not oder erst, wenn der Präsident in Sicherheit ist. Eine Kugel, die den Anschläger verfehlt, kann im Durcheinander des Kampfes den Präsidenten treffen; berührt unser Zeigefinger den Abzug, während der Präsident noch unter uns ist, sagt Herr Bess, gestehen wir ein Versagen ein. Deshalb vertrauen wir den Fäusten, dem oft geübten Sprung, der uns zwischen den Präsidenten und den Anschläger stellt, vertrauen unserem Gespür, das uns den Anschlag anzeigt. Wenn der Anschläger einmal erkannt ist, sagt Herr Bess und bekräftigt diesen Leitsatz unserer Ausbildung, indem er die Brille absetzt und mit der Brille über sich hinaus in die Höhe weist als falle ein jeder Anschläger vom Himmel, überlebt der Präsident. Wir halten uns bereit, aus jeder Lage abzuspringen, Umstehende, und seien es auch Minister, Generäle, Gesandte, beiseite zu stoßen, über die Stürzenden, über Stühle, Tische, Blumentöpfe, über Kabel, Mikrofone, Lampen, Kameras, über die Sperrseile, Motorräder, Pferde der Polizei hinweg zu setzen und im Sprung den Anschläger, und hätten sich unsere Füße in ein Kabel, ein Seil verstrickt, hätten wir auch, sagt Herr Bess, einen General am Hals, ein Pferd am Bein, in dem Arm zu fallen, ehe das Messer zustößt, der Schuß knallt, die Bombe explodiert.
Wenn wir uns so sachverständig in der Umgebung des Präsidenten umsehen und alle unseren Blick auf sich spüren, zuckt mancher Minister plötzlich zusammen. Er kommt auf uns zu, er lächelt, er klopft uns auf die Schulter; wir vergessen ihn deshalb nicht. Vor der Tür zum Arbeitszimmer tickt die Standuhr, das Telefon sagt, wer kommt, wer geht, wir achten auf die Zeichen, wir gehen jedem Verdacht nach; es wird Mittag, es wird Abend, die Gespräche, die der Präsident im engsten Kreis führt, ermüden oder leben noch einmal auf. Oft sehen wir, wenn wir die Tür zum Arbeitszimmer öffnen, wie er sich hinter dem Schreibtisch aufrichtet und seufzend Schulter und Rücken dehnt. Er winkt uns aber nicht zu. Sein Blick geht, und wenn wir auch groß und breit in der Tür stehen, durch uns

hindurch. Nichts, sagt Herr Bess, läßt sich mit diesem Blick aus den Augen des Präsidenten vergleichen. Er beweist die selbstverständliche Vertrautheit, die uns mit ihm verbindet.

3

Das Amt, das der Präsident hat, fordert, daß er von Zeit zu Zeit aus dem ihm und uns vertrauten Kreis heraustritt. Da er nun einmal Präsident ist, sagt Herr Bess, kann man ihn nicht verstecken, muß man ihn zeigen. Jede Stimme, die von öffentlicher oder geheimer Bedeutung für das Land ist, hat ein Recht darauf, gehört zu werden.

Wir erwarten die Besucher vor der Tür. Wenn sie vorfahren, fällt ihr erster Blick auf uns, haben wir sie ins Auge gefaßt, ehe sie etwas von dem Präsidenten sehen. Wenn sie dann stumm vor Neugier und Erregung die große Freitreppe hinaufdrängen, die zum Amtssitz des Präsidenten führt, nehmen wir sie in die Mitte. Wir treiben die Letzten zur Eile an, beschwichtigen die großen Schritte der Ersten, gehen schon einer langen spitzen Hutnadel, einer aufgebauschten Jackentasche nach, wir bitten an der Garderobe um Taschen, Schirme, Stöcke, wir verstellen einem Unterarm, der in einer Schlinge hängt, einem Kopfverband den Weg und verlangen nach der Krankengeschichte: so im Dienst der Aufklärung verschaffen wir uns einen ersten Überblick.

Auf Verständnis für unsere Arbeit können wir immer zählen. Kaum einer beklagt sich über die Hand, die er plötzlich schwer auf der Schulter fühlt, über die Trennung von Stock oder Schirm, über den Fünffingergriff an die Jackentasche, über den Hut, der plötzlich haltlos ins Gesicht rutscht. Noch wenn wir sachverständig auf den Kopfverband, den vielleicht gebrochenen Arm klopfen und den unvermeidlichen Schmerzensschrei auf seine Wahrhaftigkeit prüfen, klingt in dem Seufzer, der den Schrei beschließt, Verständnis für unsere Aufgabe mir. Insofern wäre es kleinlich, den Besuchern des Präsidenten etwas vorzuwerfen. Ließe es zum Beispiel eine plötzliche Verschärfung der internationalen Lage ratsam erscheinen, sagt Herr Bess, daß jeder nackt vor den Präsidenten tritt, es würden, wenn ihnen nur der Präsident versprochen wird, doch alle kommen.

Wer Erfahrungen mit Besuchern beim Präsidenten hat, kommt ohnehin gesund, überschaubar bekleidet und mit leeren Händen.

Herr Bess erwartet die Besucher an der Seite des Präsidenten. Dort ist sein Platz, von dort liest er an dem Schreiben mit, das einen Gesandten

beglaubigt, biegt er die Nadel der Ehrenzeichen auf, mit denen der Präsident Verdienste auf der Brust sichtbar macht, blickt er den Männern ins Auge, die gerade aus dem Kosmos zurückgekehrt sind; von dort sieht er den Besuchern entgegen, die sich nun schon an uns, die wir sie anführen, gewöhnt haben. Der Präsident strafft, während wir uns nähern, den Rücken. Im Vertrauen auf unsere Aufmerksamkeit setzt er ein Lächeln auf, das auf Gewinn aus ist; Herr Bess, der niemanden für sich gewinnen muß, blickt, und hat er auch gerade noch mit dem Präsidenten gescherzt, plötzlich so bekümmert als müsse er gleich jedem Besucher einen Verlust an Besitz oder Familie mitteilen.
Wenn die Besucher vor dem Präsidenten stehen, treten wir zurück. Wir sehen zu, wie er lächelnd das Gewirr von Händen in seiner Hand entwirrt; das Klirren der Armreifen an den Gelenken der Damen mahnt uns an die Hände der Frau, die klirrend und mit zehn spitzen Fingern oft neben dem Präsidenten steht und eifrig hinter jeder Hand her ist, die er gerade angefaßt hat. Der Handschlag der Herren, auf den wir besonders achten, ist kurz und heftig. Begreifen wir, sagt Herr Bess, daß jeder Mann als auffallend kräftig in die Erinnerung des Präsidenten eingehen möchte. Von den Damen zögern viele, ehe sie von seiner Hand lassen. Auf einen Wink von Herrn Bess schreiten wir ein, lösen und entspannen die erregten Finger; wir führen die Entzückten beiseite und reden beruhigend auf sie ein.
Wenn dann zum Essen gerufen wird, geleiten wir sie auf einen Stuhl, der weit entfernt ist von dem Stuhl, auf dem der Präsident sitzt.

4
An viele Empfänge, die der Präsident gibt, schließt sich ein Festessen an. Wer sitzt und ißt, sagt Herr Bess, ist uns lieb: es fällt auf, wenn er sich erhebt, seine Hände sind beschäftigt mit Messer und Gabel, niemand hat mehr einen Vorwand, den Präsidenten anzufassen; endlich kann er den Rücken, der sich mit jedem Handschlag gekrümmt und gekrümmt hat, straffen.
Wir stellen uns, während das Essen aufgetragen wird, an den Wänden auf.
Herr Bess nimmt seinen Platz hinter dem Stuhl des Präsidenten ein.
Das Klappern der Messer, der Gabeln, der Duft der Suppe, des Bratens, das sanfte Klirren der Gläser machen uns aber nicht hungrig, nicht durstig,

stimmen uns, obwohl wir nun aufatmen, nicht schläfrig. Das Hin und Her der Begrüßung ist geordnet, jeder Besucher sitzt für sich auf einem Stuhl, alle sind zu beiden Seiten der Tafel aufgereiht, jeder weiß uns im Rücken und sieht uns vor sich, wenn er den Kopf vom Teller hebt; über jeden haben wir uns nach dem ersten Eindruck eine Meinung gebildet, die wir nun überprüfen. Das Tischtuch, das die Tafel bedeckt, hängt kurz, läßt den Blick auf die Füße frei, wir spannen das Sprungbein, wenn ein Fuß dem Präsidenten näher und näher rückt, wenn eine Hand unter den Tisch oder plötzlich in die Jackentasche greift. Wir achten auf die Zeichen, auf ein Erröten, ein Herzklopfen, das einen ganzen Menschen zittern macht, auf ein Zucken der Hände, auf den Schweiß, der plötzlich auf einer sonst vertrauenswürdigen Stirn ausbricht; Klagen über die stumpfen Schneiden der Messer, die die hin und her eilenden Kellner uns zuflüstern, lassen uns aufhorchen. Ebenso achten wir auf die Gespräche. Ein an sich argloses in vielen Zusammenhängen denkbares Wort, das beiläufig, aber mit einer besonderen Betonung über den Tisch gesprochen wird, kann das Zeichen für einen Anschlag sein. Bilden wir uns doch nicht ein, sagt Herr Bess, daß heute noch jemand aufspringt, eine Pistole zieht und den Präsidenten mit »Freiheit!« oder »Tod!« anschreit. Eher läßt er eine Aktentasche stehen, flüstert etwas wie: »Anton läßt dich grüßen« oder »Meine Frau ist an der See« und geht ab in der Hoffnung, daß sein Kennwort sticht, ehe wir aufhorchen.

5

Die Frau, die der Präsident geheiratet hat, als er noch nicht Präsident war, ist jung. Sie lächelt sich zur Freude an einem Tag mehr als der Präsident von Amts wegen in einem ganzen Monat; wir widersprechen nicht, wenn wir hören, daß sie schön sei. Lächelnd und schön und jung und lebhaft wie sie ist, bringt sie den Präsidenten oft genug zu Fall. Das weiß Herr Bess, das wissen wir. Zu voll sind ihre Lippen, zu rund die Brust, zu lang die Beine, zu dunkel das Haar, das sie, auf dem Schoß des Präsidenten sitzend, wie spielend um seinen Hals knotet, zu spitz sind ihre Fingernägel, zu schwer die Ringe an den Händen, zu kräftig die Zähne.

Uns überrascht es deshalb nicht, wenn morgens der Präsident den Kopf noch mehr zur Seite auf die Schulter neigt als sonst, wenn wir, ehe wir die Augen niederschlagen, am Hals des Präsidenten einen Biß erkennen. Dann knirscht Herr Bess mit allen seinen Zähnen, die freilich einem

Vergleich mit den Zähnen der Frau nicht gewachsen sind; er weicht nicht von der Seite, in die der Präsident gebissen worden ist, und verstellt mit seinem Kopf jeden Blick, der auf das Mal des Präsidenten zielt. Begegnen wir so, den Präsidenten in unserer Mitte und während Herr Bess fast Schulter an Schulter mit ihm geht und jedem Nicken, jedem Kopfschütteln, jeder Drehung des Halses mit dem eigenen Kopf, dem Hals folgt, zufällig der Frau, grüßt sie uns mit einem ebenso sanften wie triumphierenden Lächeln. Es ist das gleiche Lächeln, das ihr auf dem Bahnhof, dem Flugplatz, bei der Verabschiedung, der Begrüßung des Präsidenten die Lippen öffnet. Er sieht uns, wenn er die Frau umarmt und geküßt hat, über ihre Schulter an als werde er gleich der Standuhr zunicken; sie zeigt uns, noch in seinen Armen und kaum, daß sie geküßt worden ist, sanft lächelnd und nur wenig entstellt von Triumph die schönen Zähne.

Niemals, und das weiß sie, sagt Herr Bess, werden wir einen Fuß in die Tür setzen dürfen, die sie uns vor der Nase zuschlägt.

Herr Bess ist noch mit ihr beschäftigt, wenn sie sich längst von uns abgewendet hat. Er murmelt etwas von einer Zeitbombe, die auf keine bestimmte Stunde festgelegt sei, vergleicht diese Bombe mit der Frau: sie tickt und tickt und tickt, und eines Tages, sagt er, wenn wir uns alle an das Ticken gewöhnt haben, überrascht uns die Explosion.

Mit den Jahren haben wir auch ein Gespür für die Tage entwickelt, an denen es, wie Herr Bess sagt, um die Mittagszeit Nacht in den Augen der Frau wird und der Präsident für diese Verdunklung anfällig ist. Wir wissen zwischen Umarmung und Umarmung, Kuß und Kuß zu unterscheiden; wir merken auf, wenn nach der Mittagspause, während wir wartend am Lift stehen, die Frau den Päsidenten am Rockaufschlag festhält, herausfordernd mit einem Ruck des Kopfes das dunkle Haar aufschüttelt und die Lippen öffnet. Herr Bess setzt dann die Brille ab. Er läßt die Arme hängen, bereit, zuzugreifen, er spannt das Sprungbein als sei er darauf gefaßt, daß schon die Berührung mit den Lippen der Frau den Präsidenten in Stücke reißen wird.

Abends, wenn es auch für uns auf die ganz gewöhnliche Art dunkel geworden ist, verteilen wir uns in den Büschen des Parks. Herr Bess setzt sich unter die Fenster, hinter die sich der Präsident mit der Frau zurückgezogen hat. Wir sehen uns um, wir lauschen; prüfend greifen wir von Zeit zu Zeit an die Pistole, flüstern miteinander über Sprechfunk; wir sehen den Mond aufgehen, hören, wenn es Sommer ist, das Zirpen der

Grillen, das Pfeifen der Mäuse, in der Morgendämmerung das Zwitschern der Vögel, sehen den Mond untergehen; wir übersehen nichts, wir überhören nichts, Herr Bess unter den Fenstern, wir in den Büschen. Wie leicht, denken wir, während wir in die Dunkelheit sehen und lauschen, können feindliche Agenten die nächtliche Schwäche des Präsidenten nutzen, sich in sein Haus einschleichen und hinter den Fenstern den Schatten der Frau werfen, den Schatten des Präsidenten, der uns häufig aufschreckt und darüber beraten läßt, ob es wirklich noch der Schatten des Präsidenten ist; wie leicht, denn alles, sagt Herr Bess, ist in der Hand des Feindes Waffe, kann ein Paar ähnlich dem Präsidenten und der Frau das Lachen des Präsidenten nachäffen, das Lachen der Frau, die zärtlichen, die aufmunternden Zurufe, die Seufzer, das Stöhnen, die atemlosen Schreie der Frau und noch das besänftigte Gespräch vor dem Einschlafen, während der wahre Präsident längst einen Tod gestorben ist, der uns lächerlich macht.
Gegen Morgen, wenn wir aus den Büschen kriechen und aufatmend heißen Kaffee trinken, weist Herr Bess uns gern auf ein Beispiel aus der Viehzucht hin. Dort wird nach seinen Worten der Stier auf eine Kuh getrieben, die niemals Kuh gewesen ist. Es fehlt ihr an Fleisch, an Blut, es fehlt ihr auch der Kopf; für sich steht ein Gestell, das nur das Hinterteil vortäuscht, vortäuscht allerdings mit der ganzen Natur, die im Hinterteil einer lebendigen Kuh versammelt ist. Ehe der Stier die Täuschung erkennt, hat er sie schon besprungen; sein Samen wird über Land verschickt. Denken wir aber dabei, fährt Herr Bess fort, nicht nur an Viehzucht. Nehmen wir uns ein Beispiel vor allem an dem Gestell: es ist leicht zu handhaben, läßt sich zusammenklappen, und einer von uns, sagt Herr Bess, könnte immer darunter sitzen.

6

Auch Herr Bess gibt es zu, manchmal wird die Zeit lang, sind unsere Abwechslungen eintönig, wenn ein Tag wie der andere vergeht. Immer die gleichen Minister, Berater, immer wieder Pressekonferenzen, bei denen den Herren von der Zeitung nichts weiter einfällt als Fragen und nur Fragen zu stellen, immer nur Besucher, die in der Sorge um das Wohl des Präsidenten mit uns wetteifern, Anrufe der Frau, die mitzuhören uns untersagt ist, Nächte im Park, in denen nichts als Mäuse pfeifen. Mißmutig blättert Herr Bess an solchen Tagen in der Post, liest aus anonymen Briefen vor, ohne Hoffnung hören wir zu. Ehe wir jede Angabe prüfen,

wissen wir schon, daß im Keller keine Bombe tickt, daß der Gärtner, mit dem sich der Präsident öfters im Park unterhält, kein Messer im Schaft seines rechten Stiefels versteckt. Wenn dann ein Minister, der uns gähnen sieht, schnell eine Hand in die Tasche steckt, mit einem steifen Zeigefinger auf den Präsidenten zielt und uns gutgelaunt »Peng! Peng!« zuflüstert, wenden wir uns verlegen ab, lächelt Herr Bess säuerlich und erzählt am Abend, bei der gemeinsamen Mahlzeit, Beispiele, die überzeugen und geschichtlich verbürgt sind.

An einem schönen Wintertag des Jahres 1881, sagt er, verließ Alexander, Zar von Rußland, seinen Palast in Petersburg, hatte gerade, es war Sonntag, zu Mittag gegessen, bestieg nun die kaiserliche Kutsche, fuhr vierspännig aus, wollte sich, arglos und satt wie er war, unter dem Volk und in seiner Stadt Petersburg umsehen, winkte freundlich und voll guten Willens aus dem Fenster der Kutsche den Menschen zu, die zu Fuß in der Sonne, im Schnee unterwegs waren, winkte auch einem Herren, der am Straßenrand stand, den Hut zog und über dem Kopf den Hut schwenkte, winkte, und der Kutscher, die Begleiter gähnten und nickten, gewiegt von der Kutsche, schläfrig vor sich hin, einem zweiten Herren, der, kaum daß sich der erste wieder bedeckt hatte, ebenfalls den Hut zog und wie der erste über dem Kopf den Hut schwenkte, winkte noch, während die Kutsche schon an einem Kanal dahinrollte, der Katharinen-Kanal hieß, zwei jungen Damen, die höflich die Knie zum Knicks beugten und zugleich von ihren Hüten die Schleier lösten und im Wind flattern ließen, winkte und hätte vielleicht den ganzen Katharinen-Kanal entlang gewinkt, wäre nicht, und plötzlich ließen die jungen Damen, an denen die Kutsche gerade vorbeigefahren war, sich mit wehenden Schleiern in den Schnee fallen, aus einem Gebüsch auf der Böschung des Kanals ein Kerl namens Ryssakow gesprungen. Und Ryssakow zog nicht den Hut, er trug eine Bombe, warf die Bombe in den Trabb der Pferde, weckte, sagt Herr Bess, den schläfrigen Kutscher für einen letzten Augenblick zwischen Leben und Tod, verfehlte aber den Zaren, der aus der Kutsche sprang und, während die Begleiter Ryssakow ergriffen und sich nach den jungen Damen im Schnee, nach den Herren, die die Hüte geschwenkt hatten, umsahen, tapfer Ryssakow zu sich winkte, klagend auf den Kutscher, auf die Pferde wies, etwas sagen wollte, keine Zeit mehr dazu fand, denn aus dem Gebüsch, hinter dem Ryssakow gelauert hatte, sprang ein zweiter Kerl auf die Straße, der Grinewitzki hieß, ebenfalls eine Bombe warf, Ryssakow traf, den Zaren

traf, den Zaren in den Schnee stürzte, den Zaren, dessen Blut wie das Blut Ryssakows floß, wie das Blut des Kutschers, wie das Blut der Pferde, wie das Blut Grinewitzkis, der, überwältigt von seiner Bombe, neben den Zaren fiel.
Wenn Herr Bess an diesem Punkt seiner Erzählung angelangt ist, »Zar« sagt und »Tot!«, nimmt er die Brille ab. Mit der Brille in der Hand sieht er uns so vorwurfsvoll, fast anklagend an als seien wir es gewesen, die damals, in Petersburg, am Katharinen-Kanal nicht auf die Zeichen geachtet, die Hüte der Herren, die Schleier der Damen und, nicht genug damit, auch noch Ryssakow und Grinewitzki hinter dem Gebüsch übersehen hätten.

7

Da Herr Bess alles früher und besser weiß als wir, ist, so oft er uns Beispiele von Mord vorhält, gewöhnlich eine Reise ins Land zum Volk geplant. Der Präsident muß sich ja bei den Leuten bekannt machen, die er regiert, muß zeigen, daß er mehr als eine Nachricht aus der fernen Hauptstadt, daß sein Lächeln keine Erfindung der Fotografen ist, daß er sich anfassen läßt und noch mit dem einfachsten Mann reden kann. Jedes Volk, und sei es noch so einfältig, sagt Herr Bess, würde mit den Jahren irre an seinem Präsidenten, hätte es von ihm zwar täglich Nachricht in Wort und Bild, nie aber für die Glaubwürdigkeit aller Nachrichten einen lebendigen Beweis.
Die Vorbereitung einer Reise nimmt uns bald ganz in Anspruch. Ob der Präsident einen Kongreß eröffnen, den Hut eines Ehrendoktors entgegennehmen, ein Schiff taufen, ein Hochwasser besichtigen wird, jeder Schritt ins Land, sagt Herr Bess, ist ein Schritt in Ausland. Im Schießkeller vergewissern wir uns der kugelsicheren Weste des Präsidenten; wir entfalten Stadtpläne, Wetterkarten, wir unterrichten uns über die Denkart der Leute, denen der Präsident seinen Besuch versprochen hat, und darüber, auf welche vielleicht eigentümliche Weise sie sich untereinander ans Leben gehen. Ehe der Präsident aufbricht, fährt ein Teil von uns voraus. Mit uns führen wir den gepanzerten Wagen, in dem sich der Präsident dem Volk zeigen wird, und Blut von seiner Blutgruppe, das wir in einem Krankenhaus hinterlegen. Am Zielort beraten wir mit der örtlichen Polizei den Weg des Präsidenten durch die Stadt und wer wo längs dieses Weges Wache hält.

Tage verwenden wir darauf, das Haus zu durchsuchen, in dem der Präsident übernachten wird. Manchmal läßt sich dann ein Ortspolizist, der müßig zusieht, wie wir eine knarrende Türschwelle aufstemmen, zu einem Lächeln hinreißen als sei es ganz töricht zu denken, unter der Schwelle liege ein Sprengkörper versteckt; fragen wir ihn aber nach einer solchen Selbstverständlichkeit wie der Zahl der Hinterausgänge, die das Haus hat, schweigt er verlegen und läuft, sie zu zählen.
Wir vergessen auch nicht, in die Kanalisation zu klettern; das geschieht am Tag der Ankunft des Präsidenten. Vielleicht denken wir, während wir uns unter der Erde bücken, hat nun, da unsere Vorbereitungen getroffen sind, auch der Anschlag seine Stunde, seinen Mann. Gleichgültig ist uns, weshalb jemand den Präsidenten umlegen will. Im Augenblick des Anschlags, sagt Herr Bess, zählt nur die Kugel, die ihn treffen soll. Deshalb halten wir uns nicht mit Vermutungen bestimmter Art über Ort, Zeit und Waffe des Anschlags auf und damit, wie wohl der Anschläger aussehen wird. Da er sich, wenn er nur seine Spuren gut verwischt hat, erst mit dem Anschlag zu erkennen gibt, kann jeder der Anschläger sein, kann er, sagt Herr Bess, überall mitten unter dem Volk plötzlich jede und noch die gewöhnlichste Gestalt annehmen.
Wenn dann der Zug des Präsidenten einfährt, sein Flugzeug landet, fahnden wir nach Mord in jedem Blick.

Angefangen im Sommer, abgebrochen im November 1963

Uwe Johnson
Ein Brief aus New York

über was hier anders ist
in New York im Staat New York
weißt du es ist eine von jenen Städten in die die westberliner Zeitungsverleger kleine Klingeln aus Porzellan schicken an Familien denen ein Angehöriger umgebracht wurde bei dem Versuch Angehörige anderer Familien umzubringen
in Viet Nam das ist noch hinter der Türkei
ein Brief über was hier anders ist über einen Unterschied
Ende der Überschrift

Gelb, zum Beispiel
Gelb ist hier anderswo
ich meine die ganze Farbenfamilie
was noch gelb ist oder so nahe an Gelb wie Ocker oder Kanarienvogel oder einfach alles im Bereich zwischen Rot und Grün
nicht nur any of the colors normally seen when the portion of the physical spectrum of wave lengths 571.5 to 578.5 millimicrons specif. 574.5 millimicrons is employed as a stimulus
wie Webster sagt
sondern auch was mal gelb war
Gelb ist hier anderswo
nicht nur im Ei in den Mongolen in der Gelbsucht in Schwämmen Schmetterlingen Butterblumen
nie so viel Gelb gesehen wie hier

als ein Gelber gilt hier ein Eifersüchtiger ein Neidhammel ein Melancholiker ein Verräter ein Abtrünniger einer wie Brutus weil er nicht ehrenwert war gelbe Leute sind hier welche zum Verachten gelb heißen die Boulevardblätter so wie die gelbe Bildzeitung und Gelbeichen gibt es und Gelbe Barsche

die Gelben das sind die die einen unterbieten die gelbe Verträge abschließen was bedeutet daß sie keiner Gewerkschaft beitreten nicht einmal einer gelben
wenn hier einer gelbt heißt das er gibt an und womöglich mit Gejohle
hier glaubt die Sprache daß manche Eingeborene im Südwesten des Landes gelbe Bäuche haben gelb wie Schwefel
gelb siehst du auf den Einwegavenuen Striche eine Wagenbreite reservieren für die Feuerwehr, mit gelber Schrift
Gelb in zwei Strichen teilt die Avenuen mit zwei Fahrtrichtungen
Gelb in einem Strich auf zweibahnigen Straßen zweiter Ordnung
gelb grenzt die Fußgängerbereiche in den Kreuzungen ein breit hingeschmierte Striche
gelb sind die Gehäuse von Verkehrsampeln die nicht sprechen können sondern nur runde Zeichen geben
auf gelben Quadraten sagt die Polizei den Autofahrern Kurven oder Kinder voraus und rät ihnen zu Geschwindigkeiten
gelbe Schilder umgeben Straßenbauarbeiten Gefahr sagen sie
gelb sind die Sperren Bretter auf vier Beinen mit denen die Polizei ausgebrannte Häuser umstellt oder Neugierige fernhält von festlichen Premieren und Paraden
mit einem Stich Orange gelegentlich aber Gelb bleibt unbesiegt
gelb sind die Bahnsteigkanten der Fernbahnen angestrichen
Gelb ist etwas Nationales denk an die einzige gelbe Bahnsteigkante ganz Westberlins auf dem amerikanischen Militärbahnhof in Lichterfelde
gelb sind die Bahnsteigkanten in der Ubahn
auf Gelb sagt der Bahnsteig Vorsicht unterm Fuß des Reisenden
mit Gelb beschmiert sind in den Ubahnstationen die unteren Ansätze der Treppen und Stufen vor Absätzen und mitunter die Absätze ganz und gar und noch die Senkrechte der obersten Stufe
gelb sind die Rinnsteinkanten vor Feuerhydranten und Bushaltestellen, Parkverbot
gelb die Torrahmen von Garagen und die Prellsteine die Stufen zu Postämtern sind markiert mit gelben Punkten
zwar golden aber gelb weil nicht ganz so rot wie Gold sind die aufs Türenglas gemalten Nummern und Namen und Eigentumsvermerke von Häusern und Läden und Bars, gemalt aufs Glas von Türen und Fenstern
auch amtliche Aufforderungen wie Gehen Sie da nicht so dicht ran oder

An Rauchen ist in den öffentlichen Verkehrsmitteln gar nicht zu denken oder Beachten Sie daß dieser Waggon 3273 heißt
in amtlichen Drehtüren findest du kleine Pfeile auf gelben Klebezetteln
mehr und mehr gelbe Straßenschilder werden an die Stelle der traditionellen geschraubt
ernst blicken die Köpfe berühmter Damen dich an von der Oberkante eines Bauwerks das gelb und golden auf schwarzem Grunde verkündet Ich bin das Metropolitan Museum Bei mir ist es frei und ich bin ganz selten zu, zum Beispiel
Gelb wohin du blickst
gelb sind die Leuchtkörper in den Fenstern der Telegraphengesellschaft Western Union
Western Union ist eine Telegraphengesellschaft was Johnson immer sagt ist Great Society
Gelb sagte Johnson eben zum Kleid der Frau eines Staatsbesuchers von den Philippinen gelb ist auch meine liebste Farbe Tatsächlich
sagte sie später im Vertrauen
Time Newsmagazine vom 23. September
ist meine liebste Farbe Rosa Aber er ist der Präsident
Tatsächlich was vermögen dagegen die Philippinen

gelb sind die Regenhäute der Arbeiter die unter die Straße kriechen und die Löcher in den Gasleitungen suchen
gelb ist hier die Luft wenn sie erstickt
gelbe Zirkulare werden umhergetragen ungeheuer viele als Bleistifte verkleidete Kugelschreiber sind gelb manchmal ist es sogar Orangensaft
Anlaufen wie die Natur es wünscht darf das Messing hier nicht
an den Außentüren aufwendiger Hotels Apartmenthäuser Banken gelbgeputzt sind da die Fußbleche die Drehknöpfe die Spione die Handgriffe die Oberfläche der edlen Schlösser gelb sind da die meist doppelhälsigen Hydranten gewienert gelb sind die massiven Schilder der unerschwinglichen Ärzte poliert zu einer Zeile aus schierem Gold nur noch die Vernunft hält das für Messing
und güldene Dreiecke auf den Glastüren vornehmer Häuser sollen dich hindern gegenanzurennen
gelb sind Briefumschläge die Manila heißen die Butter ist ganz verdächtig gelb

gelb sind die Schilder die hinweisen auf Räume für Schutz gegen radioaktiven Ausfall in Erwägung daß es mal hier entsprechend ernst wird so wie da hinter der Türkei prophetisch stehen darin die drei Dreiecke über dem kleinen Kreis in dem auf Gelb die Zahl der hier rettbaren Personen angegeben sein sollte aber regelmäßig fehlt wie etwas Unbekanntes
Gelb sind die Wagen zur Pflege des Broadway gelb sind die Wagen die die Straßen waschen und fegen die den Müll abfahren die Autos abschleppen aus polizeilichem Anlaß gelb sind die Wagen vieler Taxiflotten und gelb sind die Symbole Produkte Verpackungen Lieferungen vieler anderer Unternehmen und Institute
und sie wissen nicht warum
Gelb ist eine Farbe die Aufmerksamkeit erregt sagen sie
jedoch warum
das wissen sie nicht
nicht einmal ob der Neffe eines der ersten Präsidenten eine Ockerfabrik besaß
Gelb ist Gelb heißt es
und es sind Autoritäten die Bescheid geben
zwar es ist wahr und ich würde so weit gehen es zuzugeben sagt die Autorität auch wenn meine Lieblingstochter mich einen Gelben nennte würd ich ihr eine knallen
aber ich finde wir und ich meine die ganze Nation wenn ich sage wir alle können von Glück reden daß wir diese Bauernbande in Viet Nam oder wie das heißt wenigstens nicht noch wegen ihrer gelben Hautfarbe umbringen müssen
dafür haben wir andere nämlich unsere Gründe und es ist nur natürlich daß die nur versteht wer dazugehört und weiß was Gelb bedeutet
schließlich werden Sie zugeben daß in New York oder in einer beliebigen anderen Stadt des Landes niemand umgebracht wird weil er eine gelbe Hautfarbe hat erstens geht es da um dunklere Schattierungen und zweitens ist dies ein freies Land und nicht Viet Nam das ist wo anders das ist nicht hier
Sie müssen die Sache mehr gelb sehen

schöne Grüße aus New York

Uwe Johnson

Fred Schönitz
avantgardistisches traktat

es liest sich so leicht
es liest sich so verteufelt
leicht wenn man sich
auskennt und
es liest sich so schwer
es liest sich so verteufelt
schwer wenn man sich
nicht auskennt und
wenn man sich auskennt
glaubt man zuweilen
man kenne sich nicht aus
und es sei schwer es sei
verteufelt schwer
sich auszukennen und
wenn man sich nicht auskennt
glaubt man zuweilen
man kenne sich aus
und es sei einfach es sei
verteufelt einfach
sich auszukennen und
es liest sich so leicht
es liest sich so verteufelt
leicht wenn man sich
nicht auskennt und
es liest sich so schwer
es liest sich so verteufelt
schwer wenn man sich
auskennt und
wenn man sich auskennt

glaubt man manchmal
man kenne sich wirklich aus
und es sei einfach es sei
verteufelt einfach
sich wirklich auszukennen und
wenn man sich nicht auskennt
glaubt man manchmal
man werde lernen
sich wirklich auszukennen
und es sei einfach es sei
verteufelt einfach
zu lernen sich wirklich
auszukennen und
es ist auch wirklich so
leicht es ist auch wirklich so
verteufelt leicht zu lernen
sich auszukennen und es
ist auch – –

wenn
man es liest

Anmerkungen der Redaktion

Velimir Chlebnikov hat seit jeher als ein unübersetzbarer Autor gegolten. Von den Chlebnikov-Versionen, die in diesem Heft zu finden sind, kann nur eine einzige als Übersetzung im vollen Sinn des Wortes gelten: sie ist Paul Celan zu verdanken. In zweiter Linie sind Peter Urbans Versuche zu nennen. Dietlind Steck hat sich damit begnügt, Interlinear-Versionen herzustellen. Auf solchen wörtlichen Wiedergaben beruhen Hans Magnus Enzensbergers Fassungen.

Peter Urban, der das Dossier über Chlebnikov zusammengestellt hat, ist 1941 in Berlin geboren, studierte Slawistik und lebt zur Zeit als Übersetzer, Literaturkritiker und Verlagslektor in Frankfurt am Main.

John Barth, geboren 1930 in Maryland, lehrt seit 1953 an der Universität von Pennsylvanien, seit 1965 an der Universität von New York in Buffalo englische Sprache und Literatur. Bekannt machten ihn vor allem seine Romane *The Sot-Weed-Factor, The Floating Opera, Giles Goat-Boy* und *The End of the Road.* Wir drucken die *Reise durch das Nachtmeer,* als die erste deutsche Publikation John Barths, mit freundlicher Zustimmung des Rowohlt Verlages in Reinbek, der die Absicht hat, die Romane des Autors auf deutsch vorzulegen.

Giorgio Manganelli, geboren 1920 in Mailand, lebt in Rom, wo er sich mit Forschung und Lehre, lateinische und englische Literatur betreffend, beschäftigt. Veröffentlichungen: *Hilartragoedia,* Mailand 1964; *La letteratura come menzogna,* Mailand 1967. Eine erste deutsche Buchveröffentlichung plant der Verlag Klaus Wagenbach in Berlin noch für diesen Herbst.

Die beiden Arbeiten von *Ror Wolf* und *Jürgen Becker* sind Vorgriffe auf Bücher, an denen diese Schriftsteller arbeiten.

Chris Bezzel, geboren 1937 in Wetzhausen (Unterfranken), studierte Germanistik und Altphilologie, promovierte mit einer Arbeit über Kafka und lebt gegenwärtig als Lektor in London. Er publizierte Lyrik und Prosatexte in Zeitschriften und Anthologien, u. a. in *Vorzeichen 2.*

Fred Schönitz, geboren 1927 in Strehla/Elbe, studierte 1948–51 an der Akademie für Musik und Theater in Dresden, reiste 1951–60 als Musiker durch Westeuropa und Nordafrika und lebt seit 1961 in München. Verschiedene seiner Gedichte wurden vertont.

Wir tragen nach: Der Versuch *Zur Kritik der progressiven Intelligenz in Deutschland (Kursbuch 9)* stammt, ebenso wie das Dossier über den Iran und seinen Wohltäter *(Kursbuch 2),* von Bahman Nirumand, dem persischen Philologen und Historiker, der durch seine Schrift *Persien, Modell eines Entwicklungslandes* (Hamburg 1967) bekannt geworden ist. Nirumand lebt in Berlin. Das Polizeipogrom, das sich in dieser Stadt aus Anlaß des Schahbesuches ereignete, und die Morddrohungen, die den Autor seitdem erreicht haben, lassen keinen Zweifel daran, daß dieser Mann durch ein Anonym nicht länger geschützt werden kann.

Auf der Leipziger Messe im September 1967 wurde das dort ausgestellte Exemplar von *Kursbuch 9* beschlagnahmt.

Index Kursbuch 1-10

d'Abró A.: Die Kontroversen über das Wesen der Mathematik *Kursbuch* 8, 1967; S. 26

Asbrink, Sven: siehe *Dossier:* Entwicklungshilfe oder Ausbeutung? *Kursbuch* 2, 1965; S. 141

Aztekische Glossen aus dem Codex florentinus *Kursbuch* 5, 1966; S. 1

Barth, John: Reise durch das Nachtmeer *Kursbuch* 10, 1967; S. 48

Barthelme, Donald: Spiel *Kursbuch* 3, 1965; S. 174

Barthes, Roland: Afrikanische Grammatik *Kursbuch* 2, 1965; S. 103

Barthes, Roland: Die strukturalistische Tätigkeit *Kursbuch* 5, 1966; S. 190

Becker, Jürgen: Glücksreihen *Kursbuch* 1, 1965; S. 6

Becker, Jürgen: Momente. Ränder. Erzähltes. Zitate *Kursbuch* 10, 1967; S. 164

Beckett, Samuel: Faux Départs – Falsch angefangen *Kursbuch* 1, 1965; S. 1

Beckett, Samuel: Sechzehn Steine *Kursbuch* 8, 1967; S. 1

Bezzel, Chris: Straßen und Häuser *Kursbuch* 10, 1967; S.138

Bierwisch, Manfred: Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden *Kursbuch* 5, 1966; S. 77

Böll, Heinrich: Brief an einen jungen Nicht-Katholiken *Kursbuch* 7, 1966; S. 105

Born, Nicolas: siehe *Dossier:* Fahrlässige Werbung *Kursbuch* 4, 1966; S. 152

Braun, Volker: Fünf Gedichte auf Deutschland *Kursbuch* 4, 1966; S. 64

Carnap, Rudolf: Strukturbeschreibungen *Kursbuch* 5, 1966; S. 69

Castro, Fidel: Rede vor den Vereinten Nationen *Kursbuch* 2, 1965; S. 72

Chlebnikov, Velimir: Gedichte *Kursbuch* 10, 1967; S. 27

Chomsky, Noam: Vietnam und die Redlichkeit der Intellektuellen *Kursbuch* 9, 1967; S. 142

Chotjewitz, Peter O.: Hommage à Frantek *Kursbuch* 1, 1965; S. 40

D. G.: Stahlführungen, siehe *Dossier:* Wahn und Politik *Kursbuch* 3, 1965; S. 141

Delius, F. C.: *Dossier:* Ein Wirtschaftstag der CDU *Kursbuch* 7, 1966; S. 130

Dobb, Maurice: Wirtschaftliches Wachstum und unterentwickelte Länder *Kursbuch* 6, 1966; S. 136

Dossier: Ein Streit um Worte. (Interview mit Jean-Paul Sartre, *Le Monde;* Claude Simon: Für wen schreibt denn Sartre? Interview mit Jean-Paul Sartre, *Clarté*) *Kursbuch* 1, 1966; S. 120

Dossier: Aufzeichnungen von einem Prozeß (Peter Weiss, Frankfurter Auszüge; Martin Walser, Unser Auschwitz) *Kursbuch* 1, 1965; S. 152

Dossier: Der Iran und sein Wohltäter *Kursbuch* 2, 1965; S. 110

Dossier: Apartheid als Geschäft *Kursbuch* 2, 1965; S. 122

Dossier: Entwicklungshilfe oder Ausbeutung? Eine Debatte aus Schweden *Kursbuch* 2, 1965; S. 139

Dossier: Volkes Stimme. Deutsche Leserbriefe über die Dritte Welt *Kursbuch* 2, 1965; S. 150

Dossier: Wahn und Politik (Chr. H. Spieß: Nachrichten von der Oberwelt; D. P. Schreber: Nervenanhänge; D. G.: Stahlführungen; Hermann Kahn: KLAF – eine Versicherung gegen Atomkriegs-Schäden) *Kursbuch* 3, 1965; S. 141

Dossier: Fahrlässige Werbung. Der Anzeigenteil der Deutschen Nationalzeitung *Kursbuch* 4, 1966; S. 152
Dossier: Die amerikanische Opposition gegen den Krieg in Vietnam *Kursbuch* 6, 1966; S. 5
Dossier: Erzählungen aus einem chinesischen Dorf *Kursbuch* 6, 1966; S. 40
Dossier: Ein Wirtschaftstag der CDU *Kursbuch* 7, 1966; S. 130
Dossier: Kommentare zur deutschen Frage. Antworten auf einen Katechismus *Kursbuch* 7, 1966; S. 147
Dossier: Kronstadt 1921 oder die Dritte Revolution *Kursbuch* 9, 1967; S. 7
Dossier: Vietnam und die Weltrevolution. Eine Kontroverse *(Le Temps Modernes – Le Nouvel Observateur – L'Humanité) Kursbuch* 9, 1967; S. 130
Dossier: Chlebnikov und andere *Kursbuch* 10, 1967; S. 1
Elsner, Gisela: Das Vorbild *Kursbuch* 3, 1965; S. 180
Enzensberger, Christian: Die Verminderung des Menschen *Kursbuch* 3, 1965; S. 187
Enzensberger, Christian: Größerer Versuch über den Schmutz 1 *Kursbuch* 10, 1967; S. 87
Enzensberger, Hans Magnus: Europäische Peripherie *Kursbuch* 2, 1965; S. 154
Enzensberger, Hans Magnus: Anleitung zum besseren Verständnis (zu: Lorenz Oken, Kombinatorisches System der Pflanzenwelt) *Kursbuch* 3, 1965; S. 79
Enzensberger, Hans Magnus: Katechismus zur deutschen Frage *Kursbuch* 4, 1966; S. 1
Enzensberger, H. M.: Brief an den Bundesverteidigungsminister Herrn Kai-Uwe von Hassel *Kursbuch* 4, 1966; S. 56
Enzensberger, H. M.: Notiz zu: Beschreibung einiger Dinge. Aztekische Glossen aus dem Codex florentinus *Kursbuch* 5, 1966, S. 9
Enzensberger, H. M. u. Peter Weiss: Eine Kontroverse *Kursbuch* 6, 1966; S. 165
Enzensberger H. M.: *Dossier:* Kronstadt 1921 oder die Dritte Revolution *Kursbuch* 9, 1967; S. 7
Enzensberger, H. M.: Fünf verschiedene Gedichte *Kursbuch* 10, 1967; S. 140
Euchner, Walter: Katechismus zur deutschen Frage *Kursbuch* 4, 1966; S. 1
Fanon, Frantz: Von der Gewalt *Kursbuch* 2, 1965; S. 1
Ferlinghetti, Lawrence: Where is Vietnam? *Kursbuch* 6, 1966, S. 1
Flößner, Wolfram: Tonbänder *Kursbuch* 4, 1966; S. 100
Fodor, Jerry A. u. J. Katz: Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft *Kursbuch* 5, 1966; S. 153
Fortini, Franco: Das sprechende Pferd *Kursbuch* 4, 1966; S. 90
Foucault, Michel: Die Spuren des Wahnsinns *Kursbuch* 3, 1965; S. 1
Frick, Hans: Schlesinger *Kursbuch* 7, 1966; S. 13
Fries, Fritz Rudolf: Die Werft *Kursbuch* 4, 1966; S. 73
Frisch, Max: Erinnerungen an Brecht *Kursbuch* 7, 1966; S. 54
Fuentes, Charlos: Rede an die Bürger der USA *Kursbuch* 2, 1965; S. 56
Gadda, Carlo Emilio: Wie ich arbeite *Kursbuch* 3, 1965; S. 12
Grass, Günter: Vom Rest unterm Nagel. Vier Gedichte *Kursbuch* 7, 1966; S. 9
Gustafsson, Bo: siehe *Dossier:* Entwicklungshilfe oder Ausbeutung? *Kursbuch* 2, 1965 S. 139

Gustafsson, Bo: Versuch über den Kolonialismus *Kursbuch* 6, 1966; S. 86
Gustafsson, Lars: Die Ballonfahrer *Kursbuch* 3, 1965; S. 65
Gustafsson, Lars: Thorn *Kursbuch* 5, 1966; S. 38
Gustafsson, Lars: Bildnis eines Amerikaners *Kursbuch* 5, 1966; S. 46
Haavikko, Paavo: Münchhausen *Kursbuch* 3, 1965; S. 39
Häfner, Heinz: Einblicke in Wahnwelten. Eine Dokumentation *Kursbuch* 3, 1965; S. 122
Heißenbüttel, Helmut: Zwei Gedichte *Kursbuch* 5, 1966; S. 31
Herburger, Günter: Ventile *Kursbuch* 4, 1966; S. 94
Herburger, Günter: Dogmatisches über Gedichte *Kursbuch* 10, 1967; S. 150
Herburger, Günter: Soso Vietnam aha *Kursbuch* 10, 1967; S. 162
Hermans, Willem Frederik: Manuskript, gefunden in einer Klinik *Kursbuch* 3, 1965; S. 104
Heyting, Arend: Ein Streitgespräch *Kursbuch* 8, 1967; S. 59
Jakobson, Roman u. J. Tynjanow: Probleme der Literatur- und Sprachforschung *Kursbuch* 5, 1966; S. 74
Johnson, Alexander Bryan: Aus dem Traktat über die Sprache *Kursbuch* 5, 1966; S. 48
Johnson, Uwe: Eine Kneipe geht verloren *Kursbuch* 1, 1965; S. 47
Johnson, Uwe: Über eine Haltung des Protestierens *Kursbuch* 9, 1967; S. 177
Johnson, Uwe: Ein Brief aus New York *Kursbuch* 10, 1967; S. 189
Kahn, Hermann: KLAF – eine Versicherung gegen Atomkriegsschäden *Kursbuch* 3, 1965; S. 170
Kantowsky, Detlef: Das Versagen der indischen Landreform *Kursbuch* 6, 1966; S. 73
Katechismus zur deutschen Frage *Kursbuch* 4, 1966; S. 1 (Antworten in *Kursbuch* 7, 1966; S. 147
Katz, Jerrold J. u. J. A. Fodor: Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft *Kursbuch* 5, 1966; S. 153
Kuron, Jacek u. K. Modzelewski: Offener Brief an die Polnische Arbeiterpartei *Kursbuch* 9, 1967; S. 34
Lettau, Reinhard: Der Feind *Kursbuch* 7, 1966; S. 1
Lettau, Reinhard: Journalismus als Menschenjagd *Kursbuch* 7, 1966; S. 116
Lévi-Strauss, Claude: Sprache und Gesellschaft *Kursbuch* 5, 1966; S. 178
Lévi-Strauss, Claude: Die Mathematik vom Menschen *Kursbuch* 8, 1967; S. 176
Lidmann, Sara: siehe *Dossier:* Entwicklungshilfe oder Ausbeutung? *Kursbuch* 2, 1965; S. 139
Lindqvist, Sven: siehe *Dossier:* Entwicklungshilfe oder Ausbeutung? *Kursbuch* 2, 1965; S. 139
Lobe, Jochen: Hamburg *Kursbuch* 4, 1966; S. 109
Manganelli, Giorgio: Diskurs über die Schwierigkeit, mit den Toten zu verkehren *Kursbuch* 10, 1967; S. 58
Marcuse, Herbert: Ist die Idee der Revolution eine Mystifikation? *Kursbuch* 9, 1967; S. 1
Michel, Karl Markus: Die sprachlose Intelligenz 1 – Voraussetzungen: 1789, 1917 *Kursbuch* 1, 1965; S. 73

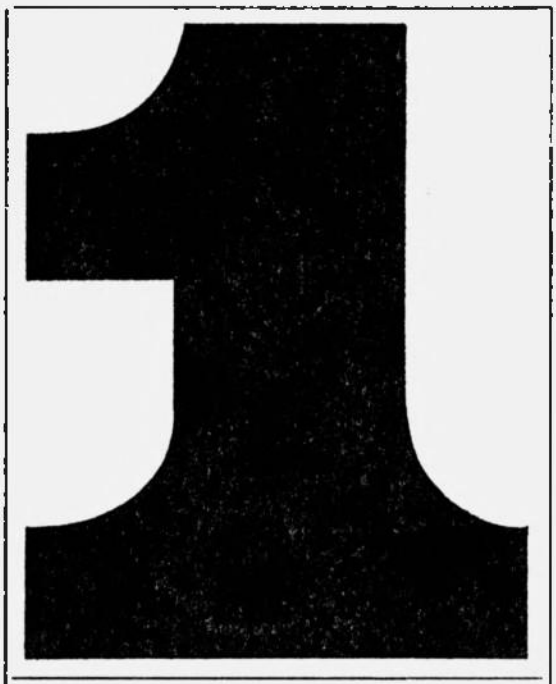
Michel, Karl Markus: Die sprachlose Intelligenz 2 – Muster ohne Wert: Westdeutschland 1965 *Kursbuch* 4, 1966; S. 161
Michel, Karl Markus: Die sprachlose Intelligenz 3 – Bittere Pillen *Kursbuch* 9, 1967; S. 200
Modzelewski, Karol u. J. Kuron: Offener Brief an die Polnische Arbeiterpartei *Kursbuch* 9, 1967; S. 34
Mohr, George: *Dossier:* Die amerikanische Oopposition gegen den Krieg in Vietnam *Kursbuch* 6, 1966; S. 5
Müller, Heiner: Der Lohndrücker *Kursbuch* 7, 1966; S. 23
Müller, Heiner: Ödipus, Tyrann *Kursbuch* 7, 1966; S. 52
Myrdal, Jan: *Dossier:* Erzählungen aus einem chinesischen Dorf *Kursbuch* 6, 1966; S. 40
v. Neumann, John: Allgemeine und logische Theorie der Automaten *Kursbuch* 8, 1967; S. 139
Nirumand, Bahman: Zur Kritik der progressiven Intelligenz in Deutschland *Kursbuch* 9, 1967; S. 181
Nirumand, Bahman: *Dossier:* Der Iran und sein Wohltäter *Kursbuch* 2, 1965; S. 110
Oken, Lorenz: Kombinatorisches System der Pflanzenwelt *Kursbuch* 3, 1965; S. 79
Peschken, Bernd: Nachrede *Kursbuch* 4, 1966; S. 144
Robinson, Joan: Von China aus gesehen *Kursbuch* 2, 1965; S. 83
Röhler, Klaus: siehe *Dossier:* Fahrlässige Werbung *Kursbuch* 4, 1966; S. 152
Röhler, Klaus: Die Leibwächter oder Der Präsident kommt *Kursbuch* 10, 1967; S. 178
Różewicz, Tadeusz: Non Stop Shows *Kursbuch* 1, 1965; S. 19
Russel, Bertrand: Die Mathematik und die Metaphysiker *Kursbuch* 8, 1967; S. 8
Saarikoski, Pentti: Was geschieht in Wirklichkeit? *Kursbuch* 1, 1965; S. 11
Sanguineti, Edoardo: Purgatorio del'Inferno *Kursbuch* 5, 1966; S. 10
Sartre, Jean-Paul: siehe *Dossier:* Ein Streit um Worte *Kursbuch* 1, 1965; S. 120
de Saussure, Ferdinand: Der Gegenstand der Sprachwissenschaft *Kursbuch* 5, 1966; S. 58
Schäfer, Gert: Katechismus zur deutschen Frage *Kursbuch* 4, 1966; S. 1
Schickel, Joachim: Dialektik in China. Mao Tsetung und die Große Kulturrevolution *Kursbuch* 9, 1967; S. 45
Schönitz, Fred: avantgardistisches traktat *Kursbuch* 10, 1967; S. 193
Schreber, Daniel Paul: siehe *Dossier:* Wahn und Politik *Kursbuch* 3, 1965; S. 141
Senghaas, Dieter: Katechismus zur deutschen Frage *Kursbuch* 4, 1966; S. 1
Simon, Claude: siehe *Dossier:* Ein Streit um Worte *Kursbuch* 1, 1965; S. 120
Spieß, Christian Heinrich: siehe *Dossier:* Wahn und Politik *Kursbuch* 3, 1965; S. 141
Strindberg, August: Lotungen im Luftmeer *Kursbuch* 3, 1965; S. 74
Turing, Alan: Kann eine Maschine denken? *Kursbuch* 8, 1967; S. 106
Tynjanow, Jurij u. R. Jakobson: Probleme der Literatur- und Sprachforschung *Kursbuch* 5, 1966; S. 74
Urban, Peter: *Dossier:* Chlebnikov und andere *Kursbuch* 10, 1967; S. 1
Völker, Klaus: Brecht und Lukács. Analyse einer Meinungsverschiedenheit *Kursbuch* 7, 1966; S. 80

Völker, Klaus: Notwendige Vorbemerkung, ehe man ein Pferd zum Sprechen bringt *Kursbuch* 7, 1966; S. 102
Waismann, Friedrich: Suchen und Finden in der Mathematik *Kursbuch* 8, 1967; S. 74
Walser, Martin: Unser Auschwitz *Kursbuch* 1, 1965; S. 189
Walser, Martin: Eine gewöhnlich verlaufende Reise *Kursbuch* 4, 1966; S. 113
Walser, Martin: Praktiker, Weltfremde und Vietnam *Kursbuch* 9, 1967; S. 168
Walser, Martin: Auskunft über den Protest *Kursbuch* 9, 1967; S. 178
Weiss, Peter: Frankfurter Auszüge *Kursbuch* 1, 1965; S. 152
Weiss, Peter u. H. M. Enzensberger: Eine Kontroverse *Kursbuch* 6, 1966; S. 165
Werner, Dietrich: Ich habe gewisse Schwierigkeiten *Kursbuch* 3, 1965; S. 94
Werner, Martina: Monogramme *Kursbuch* 1, 1965; S. 29
Wittgenstein, Ludwig: Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik *Kursbuch* 8, 1967; S. 93
Wolf, Ror: Begegnung mit Rach, einem alten Bekannten *Kursbuch* 3, 1965; S. 23
Wolf, Ror: Pilzer und Pelzer. Eine Abenteuerserie *Kursbuch* 10, 1967; S. 106
Ziem, Jochen: Brief aus Halle, Juni 1953 *Kursbuch* 4, 1966; S. 83

Mitscherlich

»Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft« hat Alexander Mitscherlich geschrieben um zu zeigen, wie die Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten des Einzelnen von den Verhaltens-, Sprach- und Denkschemata einer Kultur überformt werden können. In seinem neuen Buch »Die Unfähigkeit zu trauern« gilt die Analyse den Grundlagen kollektiven Verhaltens. Als Modell wird das Verhalten der Deutschen unter Hitler untersucht. Alexander Mitscherlich und seine Frau, die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich, stellen dar, wie die Brutalität zum einheitlichen und allgemein akzeptierten Mittel gemacht wurde und wie diese Zielsetzung heute noch nachwirkt: Wie ein ganzer, phantastisch anmutender Mechanismus von Ausflüchten in Bewegung gesetzt wird, wenn es darum geht, den finstersten Abschnitt unserer Geschichte zu verleugnen und zu verdrängen. Das Buch ist neu und aktuell; es umfaßt 360 Seiten und kostet in Leinen 24 Mark (und wenn Sie die »Vaterlose Gesellschaft« noch nicht kennen: Soeben ist eine Neuausgabe erschienen – im 20. Tsd. 24 Mark). Bitte schreiben Sie uns eine Postkarte: München 13, Postfach 120. Wir informieren Sie gern über Bücher von Arendt (»Über die Revolution«) bis Zapf (»Wandlungen der deutschen Elite«).

R. Piper & Co. Verlag München



erste

Buchveröffentlichungen

deutschsprachiger Autoren

Suhrkamp Verlag

Christa Carvajal Kain
Zwei Erzählungen · 84 Seiten · Broschur
DM 6.–
Eine Frau in den Vereinigten Staaten, in Alabama etwa, schreibt an eine Freundin in Europa. Sie spricht über das, was sie täglich sieht und was sie – wie sie glaubt – bedroht: über die Schwarzen in der angrenzenden Siedlung, über »die andern«. Christa Carvajal, geboren 1939 in Wien, lebt heute in San Antonio/Texas.

J. Wolfgang Körner Normalfälle
Geschichten · 84 Seiten · Broschur · DM 6.–
In einer der Geschichten des 1941 geborenen, heute in Berlin lebenden Wolfgang Körner steht der Satz: »Beim Schreiben lüge ich oft.« Dieser Satz spiegelt in seiner ironischen Zuspitzung die ironische Art der Texte Körners, die unsere soziale Wirklichkeit mit der Deutlichkeit einer Groteske enthüllen.

Jürgen Eicke Ende Paul Licht
Gedichte · 48 Seiten · Broschur · DM 6.–
Der Titel des Bandes entspricht der ersten Zeile des ersten Gedichts. Jürgen Eicke arbeitet mit dem Wortklang, mit Auflösung und Veränderung der Grammatik, er bildet so oftmals eine Scheinsprache, deren Regeln keiner kennt. Jürgen Eicke, geboren 1931 in Berlin. Lebt als Rechtsanwalt in Frankfurt am Main.

Suhrkamp Verlag

Die Bücher der Neunzehn

Einmalige Sonderausgaben – Programm 1967

Deutsches Theater der Gegenwart
Zwei Bände. Je Band etwa 400 Seiten. 2 Bände DM 25.–, einzeln DM 12.80. Band 155. Suhrkamp

Rainer Maria Rilke · Werke in drei Bänden
Mit einer Einführung von Beda Allemann. 1672 Seiten. DM 36.–, einzeln DM 12.80. Band 144. Insel

Spione! Spione!
Berühmte Spionagegeschichten. Gesammelt und eingeleitet von Eric Ambler. Aus dem Englischen von Peter de Mendelssohn. 304 Seiten. Leinen DM 10.80. Band 145. Wolfgang Krüger

Porträts
Ein deutsches Bilderbuch. 28 Erzählungen über ein Thema. Herausgegeben von Walther Karsch. 208 Seiten. Leinen DM 9.80. Band 146. F. A. Herbig

Die Zehn Gebote
Exemplarische Erzählungen. Herausgegeben von Jens Rehn. 244 Seiten. Leinen DM 9.80. Band 147. Rowohlt

Notwendige Geschichten 1933–1945
Herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki. 608 Seiten. Leinen DM 14.80. Band 148. Piper

Eyvind Johnson · Hier hast du dein Leben
Aus dem Schwedischen von Annelies und Hansgeorg Kornitzky. Bearbeitung von Margot Tag. Band I: 536 Seiten. Band II: 304 Seiten. 2 Bände in Leinen DM 25.–. Band 149. Propyläen

Eduard Spranger · Goethe. Seine geistige Welt
480 Seiten. Leinen DM 12.80. Band 150. Rainer Wunderlich

Die Gespenstertruhe
Gespenstergeschichten aus aller Welt. Mit 30 Zeichnungen von Alfred Kubin. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Martin Gregor-Dellin. 464 Seiten. Leinen DM 12.80. Band 151. Nymphenburger

Karl Kraus · Die Dritte Walpurgisnacht
Herausgegeben von Heinrich Fischer. Mit einem zeitgeschichtlichen Essay von Wilhelm Alff. 367 Seiten. Leinen DM 12.80. Band 152. Kösel

Friedrich Georg Jünger · Gesammelte Erzählungen
444 Seiten. Leinen DM 12.80. Band 153. Carl Hanser

Marcel Aymé · Die grüne Stute
Aus dem Französischen von Walter Widmer. Etwa 320 Seiten. Leinen DM 9.80. Band 154. Kiepenheuer & Witsch

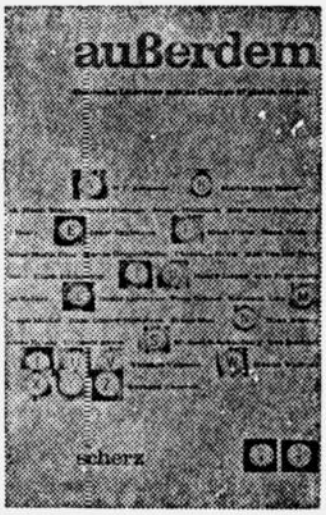
Heimito von Doderer · Die Dämonen
Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. Roman. Drei Teile in zwei Dünndruckbänden. 1347 Seiten. Leinen DM 25.–, einzeln DM 12.80. Band 156. Dezember 1967. Biederstein

---

Die Neunzehn '67 · Texte und Informationen
Leseproben aus neuen Büchern, Essays, unveröffentlichte Beiträge, Verlagsnachrichten, Ankündigungen, Autorenporträts, Illustrationen. 136 Seiten. Kostenlos.

Das kleine Buch der 100 Bücher
Kritische Stimmen zu neuen Büchern. Herausgegeben von Dieter Lattmann. 15. Jahrgang 1967/68. 96 Seiten. Kostenlos.

Unsere Bücher und Kataloge sind in allen Buchhandlungen zu beziehen. Sollte Ihr Buchhändler unsere Kataloge nicht vorrätig haben, können diese direkt bei der Geschäftsstelle »Bücher der Neunzehn« (8 München 23, Parzivalstraße 6) kostenlos angefordert werden.



Außerdem

Deutsche Literatur minus Gruppe 47 = wieviel?

Es gibt noch eine lebendige deutsche Literatur! Auch außerhalb von Gruppenbildung und hochgespielter Publizität gelten Qualitätsmaßstäbe. Der vorliegende Band zeigt sie und ermöglicht eine Bestandsaufnahme und eine Neuorientierung über Qualität und Thematik der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.
Die nachwachsende Generation verbindet sich hier mit den Grand Old Men zu einer solchen Fülle und Qualität des literarischen Ausdrucks, daß das Vorurteil, mit der deutschen Literatur sei es zur Zeit schlecht bestellt, fallen muß.

Herausgegeben von Hans Dollinger
Vorwort von Hans Werner Richter

400 Seiten / Leinen 26.–

Scherz

HENRI MICHAUX

Dichtungen Schriften I. Französisch/deutsch. Aus dem Französischen von Paul Celan und Kurt Leonhard. Herausgegeben von Paul Celan. 544 Seiten. Leinen mit Schuber DM 40,–

»Nie hat man uns, wie mir scheint, so aus dem Innersten kommend, an der Bewegung, die ein Weltbild zum Einsturz bringt, teilnehmen lassen. Nie hat man uns mit solcher Akribie und solcher Glaubwürdigkeit gezeigt, wie Interpretationswahn und Zwangsvorstellungen des Wahnsinnigen entstehen ... Es ist nicht nur ein von einem scharfsinnigen, hochintelligenten und sprachgewaltigen Mann überlieferter Beobachtungsbericht. Es ist der Bericht einer Expedition, die bis an die Grenze des Möglichen in jene Region hinabgeht, wo alles, sogar die Einheitlichkeit und die Identität unserer Seele in Frage gestellt werden kann.« Robert Kanters im Figaro Littéraire

FRANCIS PONGE

Lyren. Ausgewählte Werke. Übertragung und Vorwort von Gerhard Henniger. Proëmes in der Übersetzung von Katharina Spann. 438 Seiten. Leinen DM 30,–

»Der Herausgeber dieser notwendigen und wunderbaren Auswahlausgabe zählt in seinem instruktiven Vorwort seinen Autor zu den ›schwierigen‹ Dichtern. Aber Ponge, einer der wichtigsten, freilich auch versteckten Poeten des gegenwärtigen Frankreich, ist zugleich ein Dichter durchdringender, ja, unerbittlicher Klarheit und ›Dichte‹, ein Dichter des romanischen Maßes, ein Lateiner ... Nach Valéry ist Francis Ponge Frankreichs ›intellektuellster‹ Dichter.« Karl Krolow

FERNANDO PESSOA

Dichtungen. Übertragung und Nachwort von Georg Rudolf Lind. 232 Seiten. Leinen DM 22,50

Von Pessoas umfangreichem und komplexem Werk wurde zu seinen Lebzeiten nur der geringste Teil gedruckt. Er schuf seine »Heteronyme«, Dichterpersönlichkeiten, die er mit genauer Phantasie schildert, handeln und – dichten ließ, fast autonom gewordene Kreaturen und Exponente seines vielfältigen, gespaltenen Ichs. Traditionalismus und Avantgardismus, agnostischer Rationalismus oder antikisierendes Heidentum und metaphysische Unruhe, liedhafte Einfachheit und gewagtes Sprachspiel stehen einander gegenüber.

S. FISCHER VERLAG

Harrison E. Salisbury: Hinter den feindlichen Linien

Ein Amerikaner in Hanoi. Deutsch von Günther Danehl und Hellmut Jaesrich. 256 Seiten, 8 Abb., broschiert DM 14,-

Die Ausweglosigkeit des Kampfes in Vietnam schlägt sich täglich in Verlustmeldungen nieder, die jedem, der sie zu lesen versteht, auch das Ausmaß der moralischen Krise klarmachen, in der Amerika sich befindet. Salisburys Berichte über die Bombenangriffe der Amerikaner auf Hanoi erregten weltweites Aufsehen. Sie widerlegten die Behauptung, zivile Ziele würden ausgespart; sie zeigen die Grausamkeit und Ungerechtigkeit dieses Krieges, sie sind ein Zeugnis gegen die Unmenschlichkeit, in welchem Lager sie sich auch immer finde.

Malcolm X Der schwarze Tribun

Eine Autobiographie. Herausgeber Alex Haley. Vorwort Klaus Harpprecht. 420 Seiten, Leinen DM 24,-

Neue Rassenunruhen sind in Amerika ausgebrochen - gefährlicher noch als in den vergangenen Jahren: Newark, Philadelphia, Grand Rapids, Detroit. Malcolm X, vor zwei Jahren von Konkurrenten ermordet, war eine Schlüsselfigur der »Black Power«, eine der faszinierendsten Gestalten, die das amerikanische Negertum dieser Jahrzehnte präsentierte. Seine Autobiographie vertritt eine tragische Realität Amerikas.

bei S. Fischer

Neuerscheinungen Herbst

Versuche 8 *Walter Hilsbecher* Schreiben als Therapie
105 Seiten. Engl. broschiert. 9,50 DM
Keine Frage kann besser das Verhältnis des Schriftstellers zur Welt erhellen als die nach dem Grund oder dem Antrieb seines Schreibens. Walter Hilsbecher sieht darin den Versuch, Klarheit aus den Widersprüchen des Lebens zu gewinnen. Schreiben ist für ihn *Therapie*, ein Heilmittel gegen das Leiden an der »Paradoxie des Daseins«. Seinem Thema der Existenzerhellung nähert er sich mit der »geduldigen Ungeduld«, die seit Valéry den wahren Essayisten kennzeichnet.

Versuche 9 *Robert Poulet* Wider die Jugend
Aus dem Französischen übertragen von Margret Carroux
148 Seiten. Engl. broschiert. Ca. 9,80 DM
Ist es herzlos oder gar unnatürlich, auch einmal von der Dummheit und Verlogenheit, Unfertigkeit und Mittelmäßigkeit, Unverschämtheit und Albernheit der Jugend zu sprechen? Robert Poulet scheut davor nicht zurück. Die kritischen Beobachtungen und pointierten Sätze seines Pamphlets sind die Widersprüche zu einer konventionellen Alltagswelt, in der das Kind und der Jugendliche den Ton angeben.

Versuche 10 *C. P. Snow* Die zwei Kulturen
Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz
Aus dem Englischen übertragen von Grete und Karl-Eberhardt Felten
102 Seiten. Engl. broschiert. 8,80 DM
Die »zwei Kulturen« – das sind vor allem die zwei Welten der Geisteswissenschaft und der Naturwissenschaft, zwischen denen sich eine Kluft gegenseitigen Nichtverstehens aufgetan hat. Mit Recht hält Snow diese Situation für politisch gefährlich. Seiner Herausforderung und seinem Ruf nach einer Bildungsreform sollte nicht mit Gleichgültigkeit geantwortet werden.

Versuche 11 *Stéphane Lupasco* Naturwissenschaft und abstrakte Kunst
Aus dem Französischen übertragen von Kurt Leonhardt
71 Seiten. Engl. broschiert. 6,50 DM
Es gibt viele Versuche, die gegenstandslose Kunst zu deuten, kaum ein anderer zeitgenössischer Denker hat jedoch mit einer derartigen spekulativen Kraft und wissenschaftlichen Exaktheit die Bedeutung der Abstraktion für Kunst und Wissenschaft erkannt wie Stéphane Lupasco. Mit diesem Essay legt er die Grundlagen für eine neue, kosmologische Ästhetik.

Bitte, fordern Sie den Gesamtprospekt der Reihe an.

Ernst Klett Verlag

Pressestimmen zu ›Kursbuch 9‹

»Die ›Gesellschaft im Überfluß‹ hat einen neuen Nervenkitzel. Er heißt ›Theorie der Revolution‹. Es ist der Versuch, eine rationale Interpretation und einen allgemeinen Nenner für Vorgänge in der Praxis zu finden, die sich einstweilen noch in der Randzone der geschichtslos dahintreibenden Wohlstandsgesellschaft ereignen, aber inzwischen zu einem permanenten Wetterleuchten geführt haben. ... Hans Magnus Enzensberger hat im neunten Heft seines *Kursbuchs* auf mehr als zweihundert Seiten ›Vermutungen‹ über diesen Sachverhalt angestellt. Damit ist ihm Meisterhaftes geglückt, eine Lektüre, die nicht schlafen läßt. *(Ivo Frenzel in der Süddeutschen Zeitung, 29./30. 7. 67)*

»Nur ein Lehrbuch des Lamentierens ist die neunte Folge des *Kursbuchs*, obwohl es gerne ein Manifest der Revolution sein möchte. ... Der Literatur- und Protestkonsument jedoch lehnt sich beim trauten Lampenschein ins Fauteuil zurück und genießt Science-Fiction von Marcuse, Enzensberger und Co.« *(Marcel Hepp im Bayern-Kurier, 19. 8. 67)*

»Hat man das *Kursbuch* 9 gelesen, so kommt einem Belletristik völlig belanglos vor. Das Anschauungsmaterial des Buches überwältigt. Wir haben, diese Dokumentation in der Hand, keine Zeit mehr für Ästhetik. ... Schüler, Studenten und Gewerkschaftler, lest das *Kursbuch*, in dem ihr Beispiele und Mut findet!«

(Günter Herburger im Spiegel, 31. 7. 67)

»Aus Enzensbergers letztem *Kursbuch*, das die Revolution und den Protest untersuchen will, habe ich herausgefischt, welche konkreten Hinweise uns gegeben werden. Ich fand, anders als Günter Herburger, wenig. ... Manch einer von uns älteren Angepaßten wüßte gern einen Weg, wie dem tödlichen Zyklus des Bonner Apparates ein Weg ins Freie eröffnet werden könnte. Aber wenn die jungen Doktoren der Soziologie uns gleich eine Revolution vorschlagen wollen, dann bitte eine mit Hand und Fuß. Man verlangt ja nicht geradezu den Kopf eines Lenin.« *(Rudolf Augstein im Spiegel, 31. 7. 67)*

»Die Intellektuellen radikalisieren sich: sie kehren zurück zu den Wurzeln der Opposition gegen die bürgerliche Gesellschaft und machen sich neue Gedanken über die Bedingungen und Möglichkeiten der Revolution heute. Ist es die Reise nach Utopia? Noch gibt es keine Antwort auf diese Frage, denn die Ziele liegen in verschiedenen Entfernungen und Richtungen. Nur soviel ist sicher: der Zug ist abgefahren. Vorschläge, wohin die Reise gehen könnte, versucht das neue *Kursbuch* zu geben.«

(Manfred Müller in der Frankfurter Rundschau, 29. 7. 67)

»Eine Pflichtlektüre für jeden, der glaubt, daß die Berliner Studenten ›Radaubrüder‹ seien und die Bundesrepublik schon fast ein Garten Eden.«

(Harald Jung in der Abendzeitung, 8. 8. 67)

»Und die Tantiemen und Honorare für diese Protestler lassen sich leicht mit Marcuse-Marx als die Bestechungsversuche der angeblich so verhaßten Gesellschaft interpretieren. Die Piepen werden jedoch gern genommen. Man lebt schließlich nicht schlecht von seinen Protesten.« *(Marcel Hepp im Bayern-Kurier, 19. 8. 67)*

»Dieses *Kursbuch*-Heft ist ein Akt der Unruhestiftung und der Aufklärung – und wer es gelesen hat, der kann an den Tatsachen nicht mehr vorbeidenken. Die Unruhe wird gratis mitgeliefert.« *(Hans Vetter im Kölner Stadtanzeiger, 19./20. 8. 67)*

Kursbuch 9 *(20. Tausend)*

Herbert Marcuse, Ist die Idee der Revolution eine Mystifikation?
Dossier 1: Kronstadt 1921 oder die Dritte Revolution. Zusammenstellung und Kommentar von Hans Magnus Enzensberger
Jacek Kuron und *Karol Modzelewski*, Offener Brief an die Polnische Arbeiterpartei
Joachim Schickel, Dialektik in China. Mao Tse-tung und die Große Kulturrevolution
Dossier 2: Vietnam und die Weltrevolution. Eine Kontroverse
Noam Chomsky, Vietnam und die Redlichkeit des Intellektuellen
Martin Walser, Praktiker, Weltfremde und Vietnam
Uwe Johnson, Über eine Haltung des Protestierens
Martin Walser, Auskunft über den Protest
Bahman Nirumand, Zur Kritik der progressiven Intelligenz in Deutschland. Eine Stimme aus der Dritten Welt
Karl Markus Michel, Die sprachlose Intelligenz III

Kursbuch 11

Erscheint im Dezember

Revolution in Lateinamerika

aus dem Inhalt:

Imperialismus und Ökonomie
Die Politik des bewaffneten Aufstandes
Internationaler Kontext
Interview mit Douglas Branco
Rede Fidel Castros
Dossier: Lateinamerikanische Chronik 1804–1967

Mit Intellekt imprägnierte Kritiker werden diesen Roman vielleicht mit ein paar herablassenden Zeilen abtun. Aber sie werden den Erfolg des »Parvenü« nicht aufhalten können.

Man spürt auf einmal, wie winzig klein der Bildschirm unserer Fernsehapparate ist.

Aber lang ist nur, was Langeweile erzeugt.

Carl Brinitzer, Welt am Sonntag

1028 Seiten, DM 29,50

Gerhard Fritsch

Fasching
Roman. 1.–3. Tausend. 240 Seiten. Leinen DM 19,80

Rolf Hochhuth

Soldaten
Nekrolog auf Genf
Tragödie. Rowohlt Paperback Band 59. 1.–50. Tausend.
192 Seiten. DM 9,80

Karl Mickel

Vita nova mea
Gedichte. 1.–2. Tausend. 92 Seiten. Pappband DM 10,00

Rolf Roggenbuck

Der Nämlichkeitsnachweis
Roman. Mit einem Vorwort von Peter O. Chotjewitz
1.–2. Tausend. 336 Seiten. Leinen DM 19,80

Wiener Gruppe

Achleitner, Artmann, Bayer, Rühm, Wiener
Texte, Gemeinschaftsarbeiten, Aktionen
Herausgegeben von Gerhard Rühm
Rowohlt Paperback Band 60. 1.–3. Tausend. 488 Seiten und 16 Kunstdrucktafeln. DM 19,80

Der Rowohlt Verlag verlegt u. a. auch die folgenden Autoren: Erich Arendt, Konrad Bayer, Peter O. Chotjewitz, Gisela Elsner, Hubert Fichte, Maria Frisé, Friederike Mayröcker, Hermann Peter Piwitt, Peter Rühmkorf, Rino Sanders, Eckard Sinzig, Dietrich Werner.

Rowohlt Verlag